

apropos

[Perspektiven auf die **Romania**]

Sprache / Literatur / Kultur / Geschichte / Ideen / Politik / Gesellschaft

apropos-romania.de

Romanistik aktuell

Dossier hrsg. von

Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert & Stefan Serafin

1
Winter
2018

Impressum

apropos [Perspektiven auf die Romania] 2018, Nr. 1

ISSN: -

DOI: 10.15460/apropos.1

Herausgeber*innen

Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert, Stefan Serafin

Dossier-Herausgeber*innen für dieses Heft

Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert, Stefan Serafin

Autor*innen dieser Ausgabe

Dimitri Almeida, Markus Bodler, Fabien Conord, Aude Fondard, Uta Felten, Angelika Groß, Jannis Harjus, Valerie Kiendl, Bénédicte Louvat, Cordula Neis

Wissenschaftlicher Beirat

Dimitri Almeida (Göttingen), Rafael Arnold (Rostock), Albrecht Buschmann (Rostock), Valeska Bopp-Filimonov (Jena), Fabien Conord (Clermont-Fd), Claire Demesmay (Berlin), Uta Felten (Leipzig), Angelika Groß (Osnabrück), Jannis Harjus (Innsbruck), Bénédicte Louvat (Toulouse), Cordula Neis (Flensburg), Ulrich Pfeil (Metz), Clara Ruvituso (Berlin), Tanja Schwan (Leipzig), Holger Wochele (Wien), Stephanie Wodianka (Rostock)

Lektorat, Gestaltung, Satz

Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert, Stefan Serafin

Bildrechte:

Soweit nicht anders vermerkt, liegen die Bildrechte bei den Autor*innen selbst oder es handelt sich um gemeinfreie Bilder.

Copyright



Kontakt

www.apropos-romania.de – redaktion@apropos-romania.de

Inhaltsverzeichnis

Nr. 1, 2018

| | | |
|----------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Vorwort | <i>À propos apropos: Opening Romanistik. Ein Access, mehrere Perspektiven</i> Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert, Stefan Serafin | 5 |
| Dossier | Penser l'extrême droite en milieu rural: Un récit de deux France? Dimitri Almeida | 13 |
| | Medialisierung der Wahrnehmung oder die Konstruktion innerer Puppen im Werk von Marcel Proust Uta Felten | 33 |
| | <i>Enregistrement del rotacismo, del ceceo y de la fricativa en Andalucía Occidental: El caso de la serie de televisión <i>Allí Abajo</i></i> Jannis Harjus | 43 |
| | Von kleinen Hexen, Gespenstern und Konservenkindern – Probleme der Übersetzung deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur in die romanischen Sprachen Cordula Neis | 63 |
| | Literatur + Gewalt: Zur Darstellung der Frauenmorde in Mexiko in Roberto Bolaños <i>2666</i> Angelika Groß | 89 |
| | Pour une autre histoire du théâtre français du XVII^e siècle Bénédicte Louvat | 109 |

| | | |
|-----|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------|
| 129 | Victor Hugo sénateur Fabien Conord | Varia |
| 145 | "Halb Courteline, halb Ubu, halb Kafka" Forschungen zur neueren französischen Universitätsgeschichte nach 1968 Markus Bodler | Sammel- rezension |
| 163 | Au-delà Aude Fondard | Espace contemporain |

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

Vorwort

Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert,
Stefan Serafin

À propos *apropos*

***Opening* Romanistik: Ein Access, mehrere Perspektiven**

Eine Idee hat konkrete und zugleich ‚offene‘ Form angenommen: Mit großer Freude dürfen wir eine neue Open-Access-Zeitschrift und ebenso deren erste Ausgabe vorstellen. Die erste Nummer *apropos [Perspektiven auf die Romania]* beinhaltet u. a. jene Beiträge, die im Sommersemester 2018 in einer Ringvorlesung an der Universität Rostock unter dem Titel „Romanistik aktuell“ präsentiert wurden. Die Vielfalt der Perspektiven auf romanische Themen, die in diesen Beiträgen eingenommen werden, illustrieren treffend einerseits die fachübergreifende, andererseits die mediale Öffnung, die das Projekt *apropos* antreibt.

Die Zeitschrift *apropos [Perspektiven auf die Romania]* versucht in mehrfacher Hinsicht eine Öffnung des traditionellen Print-Zeitschriftenformates:

- eine Öffnung des Zugangs: Dank des Open-Access-Formates der Zeitschrift sind alle ihre Inhalte jederzeit online frei zugänglich. *apropos* sieht sich dem Gedanken des internationalen wissenschaftlichen Austauschs und des freien, gleichberechtigten Zugangs zu und der Teilhabe an Wissen verpflichtet.
- eine Öffnung für die Möglichkeiten des digitalen Mediums: Die Romania soll nicht nur in Texten besprochen und analysiert werden, sondern auch in audio-/audiovisuellen Beiträgen wie Aufführungsmitschnitten, Interviews, Kurzfilmen, Bildern etc. erfahrbar gemacht werden.
- eine Öffnung für neue Formate: Neben traditionellen wissenschaftlichen Publikationsformen finden auch freiere Formate wie Essay, Interview, Werkstattbericht, Übersetzung aktueller und ‚übersehener‘ Texte oder Dokumentation kontemporärer Kunst aus der Romania einen Platz.
- eine Öffnung für ein vielfältiges Publikum: Auch wenn sich *apropos* primär als eine wissenschaftliche Zeitschrift versteht, ist es der ausdrückliche Wunsch und zugleich eine große Herausforderung v. a. mit bestimmten Rubriken auch ein breiteres, auch außeruniversitäres Publikum anzusprechen (z. B. *Essay, Fundstück* für die Übersetzung unbekannter, vergessener, aber auch neuester Texte gesellschaftlicher Relevanz verschiedenster Couleur aus der Romania oder „Espace

contemporain“ zur Vorstellung zeitgenössischer Künstler*innen und ihrer Werke).

- eine Öffnung für einen Dialog zwischen etablierten und jüngeren Forscher*innen: Dafür gedacht sind insbesondere die Rubriken *Werkstattberichte*, die laufende Forschungs- und Publikationsprojekte vorstellt, und *Premiers travaux*, die die Veröffentlichung herausragender studentischer Arbeiten in überarbeiteter Form ermöglichen soll.
- eine Öffnung der traditionellen Teildisziplinen der Romanistik: Der Dialog zwischen den Forschungen zu einzelnen Kultur- und Sprachräumen soll ebenso entstehen wie der Dialog zwischen klassischen fachlichen Bereichen (Literatur-, Sprach- oder Kulturwissenschaft) und darüber hinaus. Auch wenn nicht immer selbstverständlich, ist ein solcher Dialog letztlich spezifisch für die Romanistik, da sie in der angesprochenen Vielfalt eine Breite wie kaum ein anderes philologisches Fach aufweist.

Insbesondere die letzten beiden Öffnungsgedanken trägt auch bereits diejenige Veranstaltung in sich, in deren Nachgang die Idee zur Gründung eines Open-Access-Journals entstand: Das Forum Junge Romanistik. Auf dieser jährlich stattfindenden, größten Nachwuchstagung der deutschsprachigen Romanistik treffen sich junge Romanist*innen aller romanistischen Teildisziplinen und Sprachen und kommen idealerweise auch über die Grenzen derselben hinaus miteinander in Austausch. Wie herausfordernd und zugleich bereichernd dies sein kann, erfuhren wir selbst als Organisatoren des 31. Forums Junge Romanistik im Jahr 2015 am Institut für Romanistik der Universität Rostock, nicht zuletzt bei der Zusammenstellung der Sektionen und bei der Organisation gemeinsamer Diskussionen im Plenum mit allen Beteiligten. Dass dieser Eindruck nachhaltig war, zeigt sich darin, dass auch fast vier Jahre nach Abschluss der Tagung in Rostock der Wunsch weiterlebte, diesen Austausch voranzutreiben und in der Gründung von *apropos* mündete:

apropos möchte die kulturräumliche Vielfalt der Romania aus einer fachübergreifenden, Disziplinen vereinenden und kulturwissenschaftlichen Perspektive beleuchten. Neben klassischen Bereichen wie Sprache, Literatur und Kultur widmet sich die Zeitschrift der Geschichte, Gesellschaft, Ideen, (kontemporäre/darstellende) Kunst sowie dem politischen Geschehen in der Romania. Damit wird eine gesamtphilologische Perspektive angestrebt. Zugleich soll diese jedoch im Sinne einer Kulturwissenschaft erweitert und weitere (Nachbar-, Inter-)Disziplinen einbezogen werden – beispielsweise *Area Studies*, Bild-, Medien- und Theaterwissenschaft, Gender und Queer Studien, Landeswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Philosophie, Politikwissenschaft. Diese Zusammenführung verschiedener Perspektiven kann ganz grundlegend darin bestehen, dass die Zeitschrift zunächst einmal ein Forum für die verschiedensten Perspektiven liefern wird. Die wirkliche Herausforderung wird allerdings darin bestehen, darüber hinaus eine gewinnbringende Interaktion zwischen diesen herbeizuführen und gemeinsam mit interessierten Gastherausgeber*innen inhaltlich zu füllen. Zudem wird die Redaktion in diesem

Vorhaben von einem wissenschaftlichen Beirat fachlich unterstützt, der die verschiedenen Fachrichtungen, seien sie aus der Romanistik oder Nachbardisziplinen, repräsentiert. Als Herausgeber*innen freuen wir uns auf die anregende Zusammenarbeit mit dem wissenschaftlichen Beirat und den zukünftigen Autor*innen. Wir bedanken uns, dass Sie mit uns in diese Aventüre aufbrechen! Neben fachlicher Unterstützung bedarf dieses Unterfangen auch so manchem technischen Support. Wir sind daher sehr glücklich, in den Mitarbeiter*innen des Open-Access-Bereichs der SUB Hamburg und der Hamburg University Press kompetente und allzeit verfügbare Ansprechpartner*innen gefunden zu haben.

Die angestrebte gesamtphilologische, fachübergreifende und gesamtromanische Ausrichtung ist dabei nicht neu in der Romanistik, im Gegenteil: Bereits mit Friedrich Diez (1794-1876), dem viel beschworenen Bonner Begründer der Disziplin, wurde die Romanistik als eine historisch-vergleichende Kulturwissenschaft gefasst. Sei es seine umfassende *Grammatik der romanischen Sprachen* (1836-38), das *Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen* (1853) oder seine grundlegenden Arbeiten zur Lyrik der Trobadore (1825/26), alle diese Werke zeugen nicht nur von einer gesamtromanischen und komparatistischen, sondern auch von einer kulturwissenschaftlichen, Linguistik- und Literaturwissenschaften verbindenden, philologischen Ausrichtung, die zur Geburtsstunde der Romanistik vorherrschend war. Zwar erscheint es schwierig, sich dem drastischen Urteil vom Ende der 1990er Jahre, dass es heute „[f]aktisch [...] niemanden mehr [gäbe], der zugleich Sprach- und Literaturwissenschaftler [wäre]“ (Hausmann/Stammerjohann 1998, 10) anzuschließen. Dennoch muss man eingestehen, dass seit Gründung der Romanistik und mit deren fortschreitender Institutionalisierung sowie Spezifizierung ein Auseinanderfallen, wenn nicht gar akademische Animositäten, zwischen einerseits Sprach- und Literaturwissenschaft, und andererseits zwischen National- und einzelsprachlichen Philologien entstand. „Im Hinblick auf die neuen Herausforderungen“, so formulierte Wolfgang Raible, „lautet die erste: Sprach- und Literaturwissenschaft sollten [...] im Rahmen einer neuen, übergeordneten Kulturwissenschaft zusammenarbeiten“ (Raible 1998, 138). Die Romanistik trotz oder gerade auch dank der Vielzahl ihrer Spezialgebiete, ihrer Kultur- und Sprachräume und deren Verwiesenenheiten doch als eine einheitliche Forschungs- und Arbeitsperspektive darzustellen, ihre Vielfältigkeit und auch Diversität vielmehr als Bereicherung, denn als Hindernis für einen Polylog zu sehen, ist ein erstes, oberstes Ziel von *apropos*.

So möchte die Zeitschrift ein Forum für eine romanistische Kulturwissenschaft bieten, die sich zum einen aus lange institutionell weniger beachteten Bereichen wie z. B. der Landeswissenschaft, der *civilisation* oder der *cultura* speist, zum anderen Impulse aus den – zum Vergleich in der Anglistik/Amerikanistik schon lange, auch institutionell, etablierten – *cultural studies* aufgreift. Denn, wie auch Marie-Therese Mäder in einer systematischen Analyse von Tagungen der deutschsprachigen romanistischen Fachverbände feststellt, berücksichtigen

deren Calls zwar „durchweg kulturwissenschaftliche Themen, doch bestätigt ein Blick auf die tatsächlich gebildeten Sektionen der letzten 15 Jahre, dass das Interesse an einer Auseinandersetzung mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen nur sehr gering ist. Entsprechend titulierte Sektionen und Vorträge nehmen einen marginalen Platz ein und werden fast ausschließlich im Verbund mit literaturwissenschaftlichen respektive linguistischen Methoden dargeboten oder aber unter die Kategorie ‚transversal‘ subsumiert“ (Mäder 2018, 141).

Wie Mäder weiterhin spitzfindig in Bezug auf die romanistische Zeitschriftenlandschaft moniert, „interessieren sich nur wenige für konzeptuelle und methodische Fragen der neueren Kulturgeschichte bzw. für kulturwissenschaftliche Themen“ (Mäder 2018, 151). Zeitschriften wie *Lendemains - Etudes comparées sur la France* (seit 1974) oder auch *Grenzgänge: Beiträge zu einer modernen Romanistik* (1994-2010) sind dieser Forderung aus einer interdisziplinären landeswissenschaftlichen Perspektive auf Frankreich bzw. mit „eine[m] [interdisziplinären] Blick auf die Ganzheit romanischer Kulturen“ (Höpel 2010) bereits nachgekommen. Dennoch, und diesem Desiderat möchte *apropos* begegnen, „mangelt es nach wie vor an einem geeigneten Forum zum Austausch wissenschaftlicher Ergebnisse und zur Erörterung methodologischer Probleme“ (Mäder 2018, 151). Um dieses Forum möglichst offen (im Sinne der Publikations-, aber auch Rezeptionsbedingungen) zu halten, setzt *apropos* auf das Open-Access-Format. Dieses Territorium ist kein unberührtes in der Romanistik, bezeugen die 1993 gegründete Wiener Zeitschrift *Quo vadis, Romania?*, die ab 2007 als Open Access verfügbar ist und auch *Romanische Studien* (seit 2015), die anfangs nur als Open Access, dann auch zusätzlich als Print-Ausgabe bei AVM München erschienen. Setzen letztere einen literatur- und medienwissenschaftlichen Fokus, so möchte *apropos* eher im Fahrwasser der gesellschaftswissenschaftlichen ausgerichteten Wiener Initiative schwimmen, um eine Open-Access-Zeitschrift zu gründen, die den oben dargestellten kulturwissenschaftlichen, vergleichenden, gesamtromanischen Gründungsgedanken wieder aufleben lassen möchte.

Konkret will *apropos [Perspektiven auf die Romania]* mit dieser Ausgabe einen ersten Versuch starten, eine solche Öffnung umzusetzen. Das Dossier „Romanistik aktuell“ fasst die Beiträge zur gleichnamigen Ringvorlesung, die im Sommersemester 2018 am Institut für Romanistik der Universität Rostock stattfand, zusammen. Ziel der Ringvorlesung war es, vorbereitend auf das Projekt *apropos*, über aktuelle Perspektiven zu romanischen Themen aus den verschiedenen Fachrichtungen der Romanistik in die Diskussion zu kommen, ohne in Disziplinengrenzen denken zu müssen. Somit konnten Einblicke in derzeitige Entwicklungen und neuere Forschungen in ihrer kulturellen, sprachlichen und wissenschaftlichen Vielfalt gewährt werden. Es ging weiterhin auch darum, die Romanistik dank neuer Forschungsergebnisse in ihrer fachlichen Breite zu spiegeln, um aktuelle Möglichkeiten innerhalb des Fachs offen zu legen. Dem sollte auch durch das bewusst offen gehaltene Thema der Ringvorlesung Rechnung getragen werden. Die Beiträge illustrieren einerseits in ihrer Gesamtheit die Bandbreite von *apropos*, andererseits findet sich auch in der

individuellen Ausrichtung jedes Beitrags das Interesse, Untersuchungsgegenstände über die Grenzen der Disziplinen hinaus für neue Erkenntnisgewinne zu nutzen, wieder.

In seinem Beitrag „Penser l’extrême droite en milieu rural: un récit de deux France?“ untersucht Dimitri Almeida die Wahlergebnisse Marine Le Pens im ländlichen Frankreich. Anhand von Ergebnissen einer Feldforschungsuntersuchung im Département Vosges analysiert er die Verbindung zwischen sozio-ökonomischen Veränderungen, kollektiven Deprivationserzählungen, Gerüchteverbreitungen und der Entwicklung der französischen rechtsextremen Partei. Dabei stellt er fest, dass diese politische ländliche Entwicklung der heute medial sehr verbreiteten Zwei-Frankreich-These nicht immer entspricht.

Uta Felten stellt in ihrem Beitrag „Medialisierung der Wahrnehmung und Konstruktion innerer Puppen im Werk von Marcel Proust“ die intermediale Verwiesenheit von früher Renaissancekunst und (post-)moderner Literatur anhand Marcel Prousts *Recherche* heraus. Sie zeigt so auf, dass Prousts Monumentalwerk als ein Palimpsest bildlicher Imagination zu lesen ist, mehr noch, dass dieses Prinzip als Motor der Proustschen Ästhetik schlechthin begriffen werden kann. Felten stellt in einer raffinierten Lektüre heraus, dass das Spiel mit und die Fragmentierung von Bildern in Prousts Werk sich besonders im Geschlechterunbehagen generierenden Umgang mit den Fiktionen von Weiblichkeiten, die Swann und Marcel sich im Laufe der *Recherche* erschaffen, äußert.

Jannis Harjus vertritt unter dem Titel „*Enregisterment* del rotacismo, del ceceo y de la fricativa en Andalucía Occidental: el caso de la serie de televisión *Allí Abajo*“ die Hypothese, dass das Andalusische als Varietät des Spanischen ein kulturelles Konstrukt ist, das z. B. in Fernsehserien kolportiert wird. Hier wird die sprachwissenschaftliche Sichtweise, die sprachliche Merkmalsbündel bestimmten Varietäten zuordnet, weiterentwickelt und Konzepte aus Semiotik und Anthropologie herangezogen, die die Frage aufwerfen, warum bestimmte Varietäten mit bestimmten Merkmalen in Verbindung gebracht werden.

Cordula Neis nähert sich aus sprachwissenschaftlicher und übersetzungstheoretischer Sicht mit Jugendliteratur einem literarischen Gegenstand. Sie analysiert an ausgewählten Werken von Otfried Preußler und Christine Nöstlinger und deren romanischen Übersetzungen, wie mit der Alterität der Ausgangssprache und Kultur umgegangen wird und ob sich die Übersetzer für einbürgernde oder verfremdende Übersetzungen entscheiden, um u. a. spezifische Register, Dialekte, Phantasiesprachen oder fingierte Mündlichkeit in den Originaltexten für den jugendlichen Rezipienten in der Zielsprache zugänglich zu machen.

Angelika Groß setzt sich mit einem gesellschaftlichen Phänomen an der mexikanisch-amerikanischen Grenze, nämlich mit gehäuft auftretender Gewalt und Morden an Frauen, auseinander. Hierbei wählt sie in ihrem Artikel „Literatur + Gewalt: Zur Darstellung der Frauenmorde in Mexiko in Roberto Bolaños *2666*“ einen Zugang über ein literarisches Werk. Einerseits kann so der Gewaltbegriff

und die Situation in Mexiko beleuchtet und andererseits die literarische (Anti)Ästhetik in Bolaños Roman analysiert werden.

Bénédicte Louvat geht in ihrem Beitrag „Pour une autre histoire du théâtre français du XVIIe siècle“ drei Aporien der französischen Theater-geschichtsschreibung auf den Grund, nämlich dass (i) die französische Tragödie während der Spielzeiten 1634-1635 und 1635-1636 ‚geboren‘ sei, (ii) es nach Einführung der krassen Kulturpolitik unter Richelieu in 1630er Jahren keine Theaterproduktion außerhalb der Kapitale gäbe, (iii) ein klassisches Theater in den sogenannten ‚Minderheitensprachen‘ nicht existierte. Mit historischer Tiefe und philologischer Genauigkeit stellt die französische Spezialistin für das Theater des *siècle classique* so eine *lecture à rebours* des Kanons vor. Dabei gibt sie vor allem einen Einblick in das okzitanische *Théâtre de Béziers*.

Im Varia-Teil beschäftigt sich Fabien Conord in seinem Beitrag „Victor Hugo sénateur“ aus der Historiker-Perspektive mit der politischen und republikanischen Karriere des weltberühmten französischen Schriftstellers im Sénat. Obwohl er von 1876 bis zu seinem Tod 1885 als *sénateur* aktiv war und am Ende seines Lebens sogar als Wächterfigur des Oberhauses des französischen Parlaments galt, ist dieser lange und wichtige Teil seiner Biografie bisher meist ausgeblendet geblieben.

Die erste Rezension von *apropos* ist eine Sammelrezension von französischen Neuerscheinungen sowie einer *thèse* aus den letzten Jahren: Markus Bodler bietet mit „Halb Courteline, halb Ubu, halb Kafka“ einen umfassenden Forschungsüberblick zur französischen Universitätsgeschichte nach dem Mai 1968.

Darüber hinaus sollen nicht nur akademische Formate, sondern auch künstlerische Beiträge aus dem romanischen Kulturleben beleuchtet werden. Ergänzt werden daher die Stimmen der Vorlesung durch einen Videoessay, der auf Grundlage einer Performance während eines internationalen Theaterfestivals, *Rencontre sur scène*, im Rostocker Stadthafen entstanden ist. Die zwischen Marseille und Berlin lebende Performance-Künstler*in und Autor*in Aude Fondard präsentierte im Rahmen des Festivals ihr Stück „Au-delà“. In diesem beschäftigt sie sich mit der volkstümlichen Zuschreibung weiblicher und männlicher Energien, mit den Konzepten des Ying und des Yangs, mit jenen *idées reçues*, die zum Nachteil derjenigen bestimmen, was mehr das eine oder das andere ist, die nicht in eine binäre Gesellschaft passen. In Ihrem Videoessay stellt sie nicht nur Auszüge aus der Rostocker Performance dar, sondern berichtet auch über ihre Arbeitsweise und ihr Werk.

In diesem Sinne wünschen wir unseren Leser*innen eine erste *Perspektiven* eröffnende Lektüre!

Die Herausgeber*innen

Bibliografie

- HAUSMANN, Frank-Rutger & Harro Stammerjohann. 1998. „Vorwort“ In *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* ed. Hausmann, Frank-Rutger & Harro Stammerjohann, 9-12, Bonn: Romanistischer Verlag.
- HÖPEL, Thomas. 2010. „Startseite“ <<http://www.frz.uni-leipzig.de/grenzgaenge/>> 10.12.2018.
- MÄDER, Marie-Therese. 2018. „Bewegung in der Romanistik: Zwischen Re-Philologisierung und kulturwissenschaftlicher Öffnung“ In *Romanistik in Bewegung*, ed. Drews, Julian et al., 138-156, Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- RAIBLE, Wolfgang. 1998. „Was haben Sprach- und Literaturwissenschaft einander zu sagen? Versuch einer Antwort“ In *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* ed. Hausmann, Frank-Rutger & Harro Stammerjohann, 133-140, Bonn: Romanistischer Verlag.

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

Dossier

Romanistik aktuell

hrsg. Von Christoph Behrens, Beate Kern, Joris Lehnert & Stefan Serafin

Dimitri Almeida

Penser l'extrême droite en milieu rural Un récit de deux France?

Dimitri Almeida

enseigne la civilisation française et
francophone à l'université de Göttingen.
dimitri.almeida@phil.uni-goettingen.de

Mots-clés

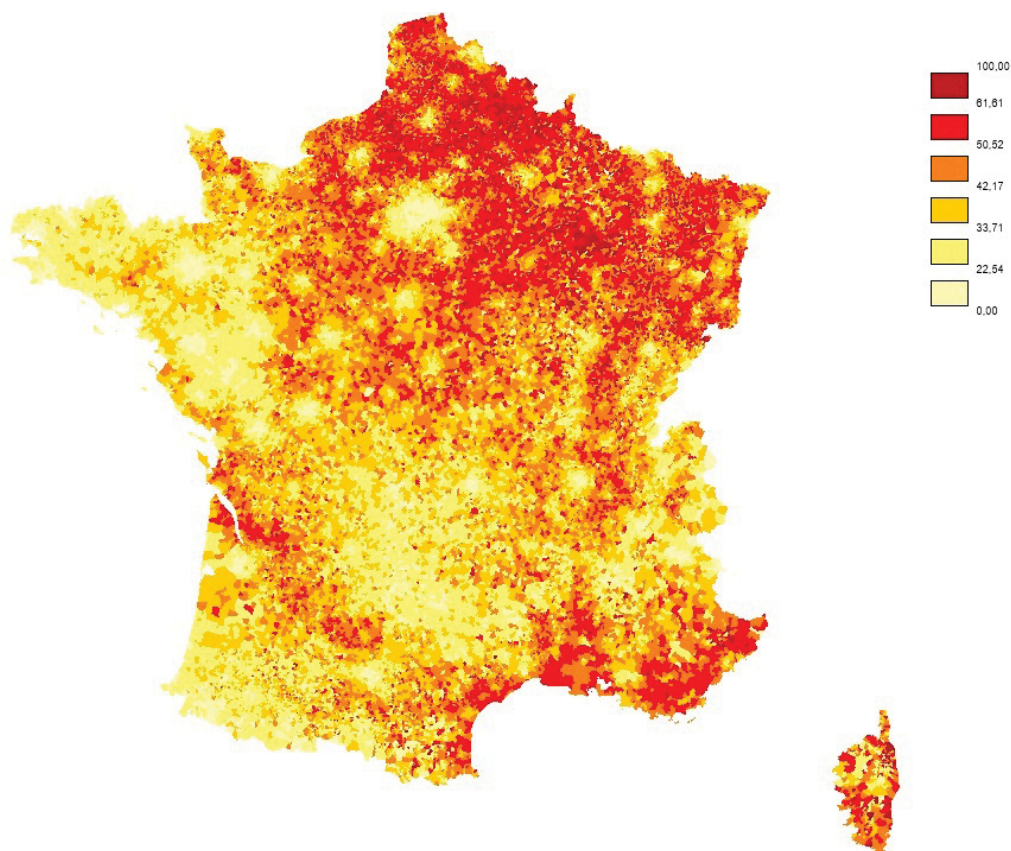
élections – extrême droite – France – Front national – ruralité

La façon dont nous pensons l'histoire de France depuis la Révolution est empreinte de l'idée que celle-ci peut être ramenée à un conflit entre deux pays – conflit parfois ouvert, parfois latent, mais toujours fécond car vecteur de changement. L'élection du chef de l'État au suffrage universel direct suivant le principe de la majorité absolue (principe qui depuis 1965 a sans exception donné lieu à des duels de second tour) a sans doute renforcé la conception antithétique d'un pays divisé en deux camps que tout oppose. Avec un duel entre deux candidats dont les profils et les préférences ne sauraient être plus distincts, le second tour de l'élection présidentielle de 2017 restera probablement dans les mémoires comme un moment culminant de cette logique bipolaire. Une projection cartographique des scores d'Emmanuel Macron et de Marine Le Pen à l'échelle des communes permet à première vue de tracer assez nettement les contours de ces deux France: une France urbaine qui a majoritairement voté en faveur de l'ancien ministre de l'Économie de François Hollande et une France rurale et périurbaine dont les suffrages se seraient largement portés sur la candidate de l'extrême droite.

Si l'on s'en tient à la typologie des clivages socioculturels développée par Lipset et Rokkan (1967), il apparaît tentant de caractériser le duel entre Macron et Le Pen comme l'expression politique d'un clivage qui sépare les centres urbains des périphéries rurales et périurbaines. Si les bastions du Front national¹ étaient traditionnellement situés à l'est de la ligne Le Havre-Perpignan, l'élection présidentielle de 2017 a vu des percées électorales de Marine Le Pen dans la

¹ En juin 2018, le parti a officiellement changé de nom pour devenir le « Rassemblement national ». Nous utiliserons ce nom uniquement lorsqu'il sera question des développements postérieurs à cette date.

moitié ouest du pays, dans des territoires ruraux et périurbains jusque-là perçus comme peu propices à l'enracinement de l'extrême droite.²



1 | Votes exprimés (%) pour Marine Le Pen au second tour de l'élection présidentielle de 2017 par commune. Source : Ministère de l'intérieur (données), Institut national de l'information géographique et forestière (fond de carte). Fait avec le logiciel Philcarto. © D. Almeida

L'idée d'un clivage territorial qui serait devenu le nouvel axe structurant de la vie politique française présente au moins trois avantages. Elle constitue tout d'abord, en application du principe du rasoir d'Ockham, un cadre interprétatif qui permet de condenser l'immense complexité des processus de réalignement politique en une formule simple et intuitive. Deuxièmement, cet hypothétique clivage concorde avec des croyances entretenues sur ce qui est censé opposer les communautés urbaines et rurales sur le plan normatif: cosmopolitisme, ouverture à l'Autre et dynamisme économique d'un côté versus traditionalisme, repli nationaliste et inertie de l'autre. Troisièmement, cette opposition permet d'aligner le cas français sur la séquence politique ouverte en 2016 par le

² C'est le cas, par exemple, en Gironde, en Indre ou dans le Cher, mais aussi en Bretagne, où, malgré un vote massif en faveur d'Emmanuel Macron (75,4 pour cent), Marine Le Pen est arrivée en tête dans certaines communes rurales du Morbihan – chose inimaginable il y a encore quelques années.

référendum sur l'appartenance du Royaume-Uni à l'Union européenne ainsi que par les duels entre Hillary Clinton et Donald Trump aux États-Unis et entre Alexander Van der Bellen et Norbert Hofer en Autriche. Dans les trois cas, l'idée d'un conflit socio-spatial autour de la mondialisation des échanges commerciaux et de l'immigration a été utilisée comme grille de lecture.

Le titre du présent article fait allusion au roman de Charles Dickens *A Tale of Two Cities* dont l'action se situe à Paris et à Londres entre 1757 et la Grande Terreur. La référence au titre de ce roman est fréquemment utilisée lorsqu'il s'agit de contraster deux espaces géographiques ou deux communautés. C'est ignorer cependant qu'en mettant en exergue la similitude des conditions sociales dans les deux villes et en créant des personnages doubles et complémentaires, Dickens finit par déconstruire l'opposition antithétique entre Paris et Londres suggérée dans le titre. Dans cette optique, l'allusion au roman historique de Dickens renvoie à l'idée d'une opposition dichotomique de surface qui s'avère être nettement plus complexe lorsqu'elle est étudiée en profondeur. Cette logique correspond aux étapes de cet article. Nous commencerons par analyser comment le Front national et Marine Le Pen ont élaboré une stratégie politique consistant à opposer élites urbaines et France rurale pour se positionner comme tribuns de cette dernière. Dans un deuxième temps, nous examinerons les bases normatives et empiriques du prétendu clivage rural/urbain. En nous basant sur l'exemple de communes rurales dans le département des Vosges, nous démontrerons que le lien entre ruralité et vote lepéniste n'est pas forcément clair et que la recherche doit prêter plus d'attention aux dynamiques locales pour tenter de comprendre les transformations du paysage électoral français.

« La France des oubliés »

Pendant la campagne présidentielle de 2012, Marine Le Pen s'était rendue à Brachay, un petit village d'une cinquantaine d'habitants en Haute-Marne pour y visiter une exploitation agricole tenue par le maire, lui-même alors fervent soutien du Front national.³ En 2013, Marine Le Pen y est retournée dans le cadre d'une séquence de réunions publiques et de rencontres avec des fédérations du parti organisées dans plusieurs petites et moyennes communes de l'hexagone sous le titre révélateur de « tour de France des oubliés ». Dans une vidéo diffusée sur le site du parti, Marine Le Pen explique avoir voulu faire de Brachay « le symbole de la France des oubliés [...] d'une France qui n'intéresse pas les responsables politiques » avant de promettre de s'y rendre chaque année afin de forcer les médias à venir « au chevet de la France des oubliés » (Le Pen 2013). C'est justement le village de Brachay que Marine Le Pen a choisi pour lancer sa campagne en vue de l'élection présidentielle de 2017 – une campagne résolument placée sous le signe de la défense de la France rurale, comme en témoignent une série d'affiches électorales centrées sur la défense des services publics en milieu rural ainsi que le choix d'organiser une partie des meetings

³ Fin 2017, le maire de Brachay a rallié *Les Patriotes*, parti dissident fondé par l'ex bras-droit de Marine Le Pen, Florian Philippot.

dans des petites communes.

La place importante accordée au thème de la ruralité n'est pas une nouveauté dans le discours frontiste. À la fin des années 90, le Front national avait développé un profil programmatique sur la défense du monde rural en associant à la critique eurosceptique de la politique agricole commune une vision identitaire et antimoderniste de l'écologie inspirée en partie de la nouvelle droite (François 2012). L'extrait suivant tiré du programme électoral du FN en vue du cycle électoral de 2002 est assez révélateur de la façon dont le parti abordait la ruralité:

Première activité des sociétés civilisées et très longtemps dominante, autour de laquelle s'ordonnaient croyances et institutions, la culture du sol transmet un capital moral et intellectuel d'exception et forge un type humain fait de stabilité et de fidélité. Cela, les hommes d'idéologie ou de spéculation n'en veulent pas: les adeptes des nuées n'aiment pas le paysan enraciné. L'homme de vent sera toujours hostile à l'homme de terre. (Front national 2001, 131)

Depuis que Marine Le Pen a pris les rênes du parti, quoique formulée plus prosaïquement, la mystique barrésienne de l'identité tellurique reste perceptible. Elle est exprimée dans un cadre moins ouvertement conspirationniste, mais tout aussi nationaliste. Dans le discours de Marine Le Pen, le monde rural serait avant tout marqué par un désengagement de l'État qui se manifeste par la fermeture des services publics et des autres institutions structurant la vie sociale des petites communes. Si les élites politiques se désintéressent de la France rurale, ce n'est plus par hostilité envers « l'homme de terre », mais surtout parce qu'elles préfèrent concentrer leurs efforts sur les grandes villes et en particulier sur les banlieues défavorisées. Avec un discours politique qui insiste fortement sur le contraste entre la désertification des campagnes et les sommes allouées à la politique de la ville (voir les exemples ci-dessous), Marine Le Pen et son parti ont recours à une stratégie canonique de l'extrême droite: la politique du ressentiment. Théorisée par Hans-Georg Betz au début des années 90, cette notion constituait alors une tentative pour comprendre les succès remportés par certains partis d'extrême droite européens dans l'électorat ouvrier (Betz 1990, 1993). La vulnérabilité supposée de cet électorat dans un contexte de transformations socioéconomiques profondes aurait fait des ouvriers un public particulièrement réceptif à un discours xénophobe visant à mobiliser le ressentiment contre les élites politiques.

Appliquée aux enjeux territoriaux, la politique du ressentiment consiste à construire l'image d'une compétition entre communautés pour l'obtention de ressources limitées. Ces ressources ne sont pas seulement matérielles (infrastructures, services publics, etc.), mais aussi – et peut-être même surtout – symboliques (attention médiatique, prise en compte dans le débat politique et, plus généralement, valorisation dans le discours public). C'est ainsi qu'un tract diffusé par le parti de Marine Le Pen, peu après l'élection d'Emmanuel Macron et actualisé en vue de la rentrée scolaire 2018/2019, suggère que les dédoublements des classes de CP et de CE1 mis en place par le gouvernement

dans les établissements en réseau d'éducation prioritaire se fait au détriment des écoles en milieu rural. Ce tract affirme ainsi : « la ruralité n'a pas à être sacrifiée pour les banlieues ! » (Rassemblement national 2018). Déjà pendant la campagne de 2012, Marine Le Pen a dans ses discours fréquemment construit une opposition entre la « France des banlieues » et la « France plurisécularisée » des campagnes. Elle caractérise cette dernière comme une France à la souffrance silencieuse qui « ne connaît pas ces tumultes et ces émeutes qui attirent les caméras » et qui « ne crie pas à la discrimination » alors que les élites politiques réservent les moyens publics aux « lieux qui concentrent toute l'immigration » (Marine Le Pen 2012). Sous couvert de défense du principe républicain d'égalité territoriale, le thème des « campagnes oubliées » laisse transparaître une posture anti-immigrés conforme aux conventions discursives de l'extrême droite qui met en avant l'idée d'une « préférence immigrée » selon laquelle les responsables politiques favorisent systématiquement les populations issues de l'immigration aux dépens des soi-disant « Français de souche ». Dans cette perspective, la ruralité apparaît comme un simple dispositif discursif permettant d'euphémiser des positions difficilement compatibles avec l'impératif d'acceptabilité républicaine qui caractérise la stratégie dite de « dédramatisation » promue par Marine Le Pen (Dézé 2015, Almeida 2013).

L'opposition entre l'authenticité des campagnes et la corruption morale des grandes villes renvoie également à une dichotomie structurante de la pensée nationaliste de droite. Dans le contexte français, Maurice Barrès est probablement l'auteur qui a le plus contribué à ancrer la célébration de la France rurale dans le discours nationaliste, avec son exaltation des provinces « qui échauffent et qui animent la France » (Barrès 1899, 26). Cependant, le couple antithétique rural/urbain semble surtout être une variation de l'antagonisme entre « pays réel » et « pays légal » développé par Charles Maurras (1900, LXXV) dans sa critique du parlementarisme. Dans le discours du FN, cette opposition est dépouillée des idées décentralisatrices maurrassiennes en faveur d'un simple binarisme entre « le peuple », incarné par la France rurale, et les élites urbaines mondialisées.

Plus généralement, la conception d'une France immuable, traditionnelle et authentique qui ne se manifesterait plus que dans les villages semble profondément enracinée dans l'imaginaire collectif français, bien au-delà de l'espace politique et intellectuel de l'extrême droite. Mentionnons ici comme seul exemple le roman *Fécondité* d'Émile Zola, premier opus du cycle inachevé des *Quatre Évangiles* publié en 1899. Dans ce roman, qui s'inscrit dans le discours nataliste de la Troisième République au tournant du siècle, Zola oppose « la vie forte et féconde des champs » (Zola 1899, 272) à Paris, ville associée au spectre de la dégénérescence morale et physique du pays. La vision des campagnes comme espaces dans lesquels se maintient l'identité de la nation semble connaître un renouveau dans le débat public français de ces dernières années.

Ce développement est particulièrement perceptible dans les discours avançant une lecture spatiale des inégalités socioéconomiques. Parmi ces discours, nous retiendrons les ouvrages à succès de l'essayiste Christophe Guilluy consacrés aux

dynamiques territoriales des processus d'exclusion sociale. Dans l'essai *Fractures françaises*, Guilluy (2010) esquisse l'image des classes populaires considérées comme les grandes perdantes des conflits fonciers et patrimoniaux entre « bobos » et « pros » dans les espaces métropolitains, conflits qui forceraient ces derniers à s'exiler dans les périphéries rurales et périurbaines. Selon Guilluy, cette marginalisation socio-spatiale se couplerait d'une marginalisation symbolique dans un discours médiatique et politique véhiculant le poncif d'une France apaisée. Étayée dans un deuxième essai au titre complotiste *La France périphérique : comment on a sacrifié les classes populaires* (Guilluy 2014), cette opposition est présentée comme le résultat d'une politique de promotion du multiculturalisme par l'immigration et du modèle néolibéral de l'individu mobile. Face au sentiment d'être abandonnée par les élites politiques, cette « France périphérique » serait en train de développer une contre-société fondée sur la mise en avant de son capital d'autochtonie ainsi que sur le refus de la mondialisation, de l'intégration européenne et du multiculturalisme.⁴ La montée du Front national dans la France rurale et périurbaine constituerait ainsi l'expression politique de ce processus.

Nous ne nous attarderons pas sur une critique de la vision quelque peu manichéenne qui structure l'argumentation de Guilluy (l'excellent article de Gintrac/Mekdjian 2014). Force est de constater cependant que, malgré l'intérêt scientifique assez modeste d'ouvrages qui restent avant tout des essais polémiques, la logique esquissée par Guilluy semble occuper une place importante dans les tentatives d'explication du vote frontiste, tentatives ayant recours à une lecture socio-spatiale binaire opposant centre et périphéries (Betz/Meret 2013, Charreyron 2015, Perrineau 2014).⁵ Ce cadre interprétatif souffre cependant de deux faiblesses majeures : un manque de recul critique et une base empirique peu concluante.

La première critique que l'on peut formuler à l'égard de la lecture opposant une France des centres urbains à une France périphérique concerne ses similitudes frappantes avec le discours frontiste sur la « France des oubliés ». Le recours à l'image antithétique d'une France urbaine opposée à une France rurale et périurbaine fait écho à l'idéologie frontiste et, ce faisant, accorde une légitimité accrue à l'analyse portée par l'extrême droite. Dans une logique de prophétie autoréalisatrice, il contribue aussi à la production d'une réalité qui alimente les ressentiments et finit par favoriser la montée du parti de Marine Le Pen. Arrêtons-nous un moment pour examiner les fondements de cette assertion.

En démocratie, nous concevons généralement les partis politiques comme des acteurs chargés de « traduire » les principaux conflits d'une société dans un

⁴ Une partie de cette argumentation correspond à la notion d'insécurité culturelle formulée par Laurent Bouvet (2015).

⁵ Le géographe Jacques Lévy (2003) propose un cadre analytique plus nuancé avec la notion de « gradient d'urbanité » comme facteur explicatif du vote frontiste. Ce terme renvoie à la distance séparant une commune de l'agglomération urbaine de plus de 200.000 habitants la plus proche. Plusieurs études relèvent ainsi une concentration du vote en faveur du Front national dans des communes situées de 20 à 50 km des grandes aires urbaines (Ravenel et al. 2003, Bussi et al. 2012).

cadre pluraliste et compétitif (Lipset/Rokkan 1967). Comme le rappelle le politologue et philosophe Giovanni Sartori (1969), ce travail de traduction n'est pas une simple opération de transposition. Certains conflits restent intraduits dans l'espace politique; d'autres sont intraduisibles. Plus fondamentalement, l'action des partis ne consiste pas à représenter des groupes sociaux préexistants, mais à créer des consciences de groupe dans certains segments de la société en proposant une vision du monde tel qu'il est et tel qu'il devrait être. Ainsi, les partis politiques façonnent les clivages en s'efforçant de créer un contexte structurel qui leur est favorable. C'est ici tout le sens du politique tel qu'il est décrit par William H. Riker (1986) dans son ouvrage *The Art of Political Manipulation*. Si nous suivons cette conception du jeu politique, l'idée d'espaces ruraux et périurbains abandonnés par les élites politiques mise en avant par Marine Le Pen apparaît avant tout comme l'expression de ce que Schattschneider (1960, 63) a appelé le « conflit des conflits », c'est-à-dire le conflit autour de la définition des termes du débat démocratique et de l'agenda politique. Reprendre le cadre interprétatif mobilisé par un parti dans sa stratégie politique sans questionner sa base empirique n'est donc pas seulement une démarche contestable d'un point de vue éthique, c'est également une approche naïvement macrosociologique.

La deuxième critique relative à l'affirmation selon laquelle le vote en faveur de Marine Le Pen et de son parti serait structuré par un conflit entre urbanité d'un côté et ruralité et périurbanité de l'autre touche le lien entre construction théorique et validation empirique. Sans verser dans un constructivisme radical, il convient de remarquer que les concepts utilisés pour désigner le clivage dont le Front/Rassemblement national serait l'expression politique posent problème. Ainsi, la notion de « périurbanité » est une catégorie générique qui regroupe des espaces urbanisés aux profils très divers – du village agricole situé à proximité d'un pôle urbain à des communes de plus de 50 000 habitants en Île-de-France. Comme l'ont démontré Éric Charmes et ses collègues, à travers une étude qualitative de terrain, l'idée d'espaces périurbains laissés pour compte et marqués par un repli identitaire « petit blanc » ne correspond pas nécessairement aux réalités de la vie sociale dans les communes considérées comme périurbaines (Charmes et al. 2013). Si la notion de « ruralité » semble à première vue moins ambiguë, elle renvoie cependant également à de multiples configurations de l'espace difficiles à condenser en une unité appréhendable.⁶ Ainsi est-il pertinent de se demander si des catégories spatiales aussi larges constituent des instruments appropriés pour cerner les dynamiques du vote.

Se pose ici en outre la question cruciale du bien-fondé d'une approche se limitant à spatialiser les comportements électoraux au détriment des variables individuelles « classiques » (âge, statut socio-professionnel, niveau de diplôme, etc.). Comme le suggèrent Gilles Ivaldi et Joël Gombin (2015), la distribution du vote FN serait plus l'expression de la concentration géographique de certaines

⁶ Il faut d'ailleurs noter qu'en 2011, l'INSEE a abandonné la notion « d'espace à dominante rurale » au profit d'une typologie distinguant petits, moyens et grands pôles d'emplois (INSEE 2011).

catégories sociales que le produit d'un nouveau clivage urbain/rural – une assertion partiellement confirmée par l'enquête ethnographique menée dans deux communes du sud de la France par Barone et Négrier (2015). Si l'apport significatif de la géographie électorale à l'étude du vote frontiste n'est plus à démontrer, il est important que le tournant spatial dans les recherches sur l'extrême droite ne dégénère pas en une *Völkerpsychologie* des espaces de peuplement.

Afin d'illustrer ce propos et de développer une réflexion visant à mieux comprendre les particularités du vote frontiste en milieu rural, nous nous baserons sur le cas du département des Vosges pour nous référer ensuite à une enquête qualitative de terrain menée depuis 2001 dans une petite commune située au pied du Ballon d'Alsace.

Le Front national dans les Vosges

Dans le département des Vosges, Marine Le Pen a remporté 44,7 pour cent des suffrages exprimés au deuxième tour de l'élection présidentielle de 2017, soit à peu près onze points de plus qu'au niveau national. Les Vosges⁷ semblent ainsi s'inscrire dans l'espace qui s'étend du Nord-Pas-de-Calais au Territoire de Belfort dans lequel, à l'exception d'une partie de l'Alsace, l'enracinement du FN est généralement associé à la montée du vote frontiste parmi l'électorat ouvrier, dans une région fortement touchée par le déclin des industries lourdes et de l'industrie textile. En effet, c'est lors de l'élection présidentielle de 1995 (élection qui comme le notent Michelat et Simon en 2004 révèle une importante prolétarianisation de l'électorat frontiste) que les Vosges se démarquent par un vote en faveur de Jean-Marie Le Pen nettement supérieur au niveau national.

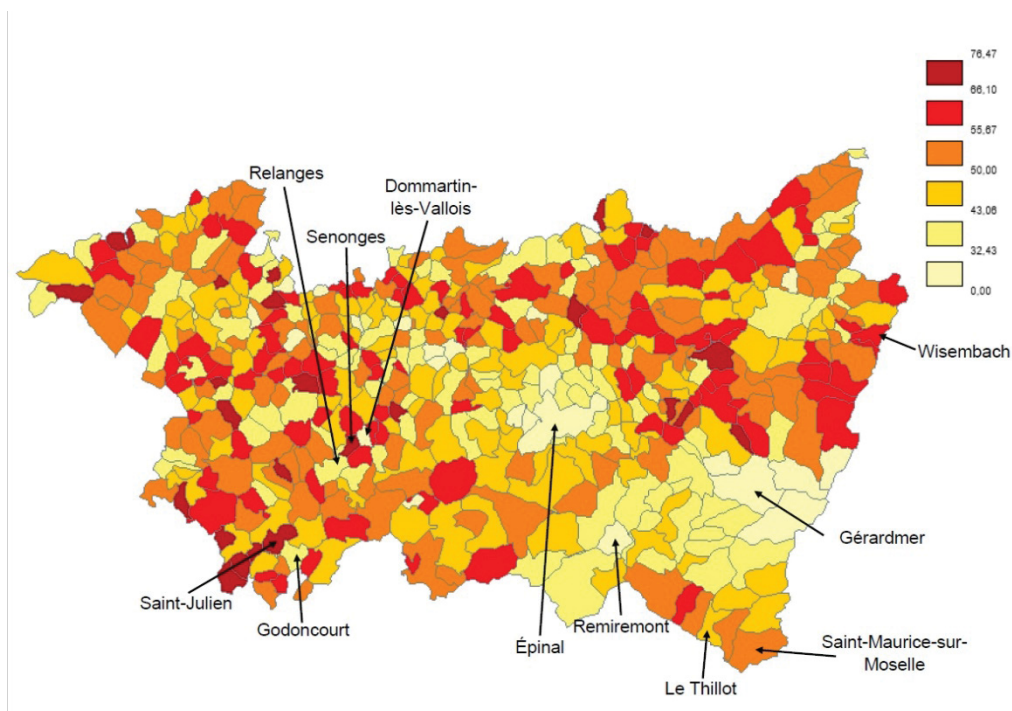
Le candidat du Front national y obtient alors 20 pour cent des suffrages, soit 5 points de plus que son score dans l'ensemble du pays. Il recueille les meilleurs résultats dans des communes situées dans l'unité urbaine du Thillot, petite commune située dans la haute vallée de la Moselle.⁸ À l'instar de nombreux autres territoires du massif vosgien, cette unité urbaine en milieu rural a été frappée de plein fouet par la restructuration de l'industrie textile – un processus ayant entraîné de nombreuses fermetures d'usines et suppressions de postes depuis les années 60. À l'inverse, les scores de Jean-Marie Le Pen sont au plus bas dans des petits villages de l'ouest du département, notamment dans le Xaintois et la Vôge. Dans l'aire urbaine d'Épinal (chef-lieu et plus grande ville du département), le candidat d'extrême droite obtient des scores moyens qui oscillent entre 15,8 pour cent à Épinal à près de 20 pour cent dans les petites communes périurbaines. Si l'on peut, en 1995, parler de clivage territorial pour

⁷ Sauf indication contraire, le terme « les Vosges » s'applique au département et non au massif montagneux homonyme qui occupe la partie orientale du département, mais dont les versants oriental et méridional se situent respectivement dans les anciennes régions d'Alsace et de Franche-Comté.

⁸ Les résultats de Jean-Marie Le Pen dans les trois communes voisines de Ramonchamp (34,8 pour cent), Fresse-sur-Moselle (31,0) et du Thillot (29,7) sont ses meilleurs scores dans les communes vosgiennes de plus de 1000 habitants.

évoquer le vote Le Pen dans les Vosges, il s'agit alors avant tout un axe qui sépare deux espaces « périphériques » : une certaine forme de ruralité à l'ouest (très petites communes de moins de 500 habitants situées dans les campagnes agricoles) et une certaine configuration de l'espace urbanisé à l'est (petites agglomérations urbaines dans un milieu en voie de désindustrialisation) – l'électorat habitant le premier espace restant apparemment moins réceptif au discours frontiste.

Ce contraste s'est progressivement atténué dans les cycles électoraux suivants. Si, au deuxième tour de l'élection présidentielle de 2017, Marine Le Pen obtient des résultats très élevés dans des petites communes situées dans le bassin textile du massif vosgien (62,8 pour cent des voix à Wisembach, par exemple), son score est également important dans certaines zones rurales et agricoles de l'ouest du département. Elle parvient ainsi à réunir près de deux tiers des voix dans des petites communes du sud-ouest de la Vôge. Ses résultats sont en revanche relativement faibles dans les unités urbaines les plus importantes du département. Ainsi, à Épinal, Gérardmer et Remiremont, Marine Le Pen s'incline largement face à Emmanuel Macron qui réunit près de deux tiers des suffrages exprimés. À première vue, entre 1995 et 2017, la structure spatiale du vote frontiste semble donc avoir subi une transformation profonde, passant d'un contraste entre deux espaces périphériques à un contraste entre centres urbains et périphéries, validant apparemment l'hypothèse d'un nouveau clivage territorial. La réalité du vote en faveur de Marine Le Pen en 2017 dans les Vosges échappe cependant en partie à ce binarisme.



2 | Votes exprimés (%) pour Marine Le Pen au second tour de l'élection présidentielle de 2017 dans les communes du département des Vosges. Source : Ministère de l'intérieur (données), Institut national de l'information géographique et forestière (fond de carte). Fait avec le logiciel Philcarto. © D. Almeida

Plutôt qu'un contraste urbain/rural, la distribution des suffrages obtenus par la candidate du FN à l'échelle du département révèle une mosaïque complexe. Le vote Le Pen peut ainsi fortement varier entre communes limitrophes sans que cette variation ne puisse être expliquée par des indicateurs socioéconomiques. C'est ainsi que dans le village de Saint-Julien (115 habitants) situé dans le sud-ouest du département, Marine Le Pen obtient 66,1 pour cent des voix. Dans la commune voisine de Godoncourt (137 habitants), son score baisse brutalement à 41,6 pour cent. Notons au passage que le taux de chômage à Godoncourt est presque deux fois plus élevé qu'à Saint-Julien (19,7 contre 10,6 pour cent), ce qui pourrait laisser imaginer une distribution inverse des résultats.⁹ Un phénomène similaire se produit dans le village de Senonges (122 habitants) avec presque 70 pour cent des voix accordées à Marine Le Pen alors que son score n'est que de 42,3 et de 32,2 pour cent dans les villages limitrophes de Relanges (212 habitants) et de Dommartin-lès-Vallois (59 habitants).

Compte tenu du nombre d'habitants souvent très faible dans les communes rurales des Vosges, ces chiffres ne constituent bien évidemment pas une base empirique pour réfuter l'existence d'un lien entre ruralité et vote frontiste. Ainsi, il suffit parfois d'un réalignement politique dans deux ou trois familles pour bouleverser la géographie électorale d'une commune entière. L'idée d'un vote

⁹ Les données sociodémographiques proviennent du recensement de la population de 2015 (INSEE 2015).

frontiste structuré par un repli identitaire collectif renvoie néanmoins à une vision homogénéisante de l'espace rural qui se heurte à une réalité bien plus complexe.

Nous ne saurions développer un modèle capable de rendre compte de cette complexité. Notre démarche est à la fois plus modeste et plus prudente. Il s'agit plutôt de proposer des pistes de recherche permettant de déplacer la question du vote frontiste en milieu rural du binarisme centre/périphérie vers une approche véritablement située du politique. Les observations suivantes sont basées sur une série de 22 entretiens collectifs menés auprès d'habitants d'une commune des Hautes-Vosges, située dans la haute vallée de la Moselle: Saint-Maurice-sur-Moselle (1390 habitants).¹⁰ Ces entretiens se sont étalés entre l'été 2001 et l'automne 2016 avec à chaque fois entre cinq et sept participants différents recrutés par interconnaissance. Il ne s'agit donc pas d'un panel permettant de reconstruire l'évolution des attitudes politiques au sein d'une communauté, mais avant tout d'une base empirique qualitative servant à mieux comprendre les raisonnements politiques. Comme le montre Pierre Lefébure sur la base d'un dispositif d'enquête plus sophistiqué, les interactions entre participants peuvent permettre de « saisir l'articulation entre expression des préférences (opinions) et explicitation de leurs justifications (normes), ce qui peut aboutir à l'identification de la complexité, voire de l'ambivalence des raisonnements » (Lefébure 2011, 401). Nous nous attacherons tout d'abord à identifier les questions qui mobilisent l'attention des habitants de cette commune. Deuxièmement, il s'agira de relever comment les participants perçoivent le Front national et comment ils interprètent les succès remportés par le parti dans leur commune. L'enquête vise donc à faire émerger un raisonnement conversationnel sur la montée du vote frontiste. Afin de favoriser un échange contradictoire, nous avons veillé à ce que la composition des groupes présente une certaine mixité politique. Chaque groupe comptait ainsi une moitié de participants ayant voté au moins une fois pour Le Pen (père ou fille) dans le cadre d'une élection présidentielle, et une autre moitié déclarant n'avoir jamais voté pour un candidat ou une liste frontiste. La préservation de l'anonymat des participants ayant été garantie, l'analyse des résultats ne fait aucune mention des variables liées au statut socio-professionnel, au niveau d'études, à l'engagement associatif ou à l'ancienneté de l'installation dans la commune.

Si la commune étudiée appartient officiellement à une aire urbaine (Le Thillot), quand les habitants évoquent leur territoire, ils utilisent des termes généralement associés à la ruralité (« la campagne », « le village », « le clocher », « on est loin de tout », etc.). Avec un habitat en partie dispersé dans plusieurs vallées, la morphologie de Saint-Maurice-sur-Moselle correspond d'ailleurs plutôt aux représentations dominantes de ce qui constitue un espace rural. Suivant l'idée que la ruralité est avant tout un « espace de représentation »

¹⁰ En 1995, Jean-Marie Le Pen avait obtenu un score important dans cette commune (28,7 pour cent des voix). En 2017, Marine Le Pen y est arrivée en première position aux deux tours de l'élection présidentielle (34,1 pour cent des voix au premier tour et 52,6 au second).

(Lefebvre 1974, 49) vécu et imaginé par ses habitants, nous considérons donc ces communes comme rurales.

Anticipation, rumeur et pessimisme

Faisant écho à la place centrale qu'occupent l'immigration et l'islam dans le discours de Marine Le Pen et de son parti, les migrations en provenance de pays majoritairement musulmans apparaissent comme un thème structurant lorsque les participants tentent d'expliquer la montée du vote frontiste dans leur commune. Confrontés au paradoxe apparent d'une posture anti-immigrés dans une commune avec une population d'origine immigrée extrêmement faible (et le plus souvent issue de l'Italie ou du Portugal), la logique exprimée est anticipatrice. Ainsi, un participant admet qu'il n'y a certes pas d'immigrés récents dans sa commune tout en ajoutant: « mais t'as qu'à voir au Thillot, et partout t'as des nanas avec leurs voiles » (octobre 2011). La même logique s'applique à la question de l'insécurité. Se référant à un fait-divers de voitures incendiées en 2014 dans une commune située à une trentaine de kilomètres, plusieurs participants expriment la crainte que le phénomène généralement associé aux banlieues défavorisées ne se propage dans leur commune. Un participant déclare ainsi qu'il est « logique » d'accorder son vote à Marine Le Pen si l'on ne veut pas que la même chose se passe à Saint-Maurice. Il explique: « Tu vas voir, bientôt ils vont commencer ici aussi [...] à mettre le feu aux caisses » (juillet 2015).

La rumeur semble jouer un rôle catalyseur dans la construction de ce contexte anxiogène. Deux exemples liés à la question de l'islam permettent d'illustrer ce propos: dans les entretiens menés en 2005 et en 2006, des participants avancent l'idée que leur commune verra bientôt l'installation d'une communauté musulmane. La rumeur veut alors que l'édifice d'une ancienne colonie de vacances deviendra une école coranique avec salle de prières. Cette rumeur fera de nouveau surface dix ans plus tard tantôt dans sa version originale, tantôt sous le récit d'un centre de « dé-radicalisation » pour fondamentalistes islamiques ou d'un lieu d'hébergement pour demandeurs d'asile. À chaque fois, la question de l'utilisation future de cet édifice associée à la crainte d'une présence immigrée importante est mobilisée comme justification de la montée du Front national dans la commune. Il faut d'ailleurs remarquer que cette dynamique correspond à la stratégie du parti de présenter les espaces ruraux comme futures terres d'immigration. Ainsi, en 2018, dans son discours de rentrée politique, Marine Le Pen parle de l'immigration comme d'une « submersion silencieuse de la France » en ajoutant qu'aucun « coin de France, même le plus reculé, n'est plus à l'abri » (Le Pen 2018).

Si ici les origines des inquiétudes autour de l'ancienne colonie de vacances ne sont pas tout à fait claires, dans un autre cas, la rumeur semble bien avoir été propagée par le Front national. Évoquant l'idée d'une « islamisation » de la France, un participant mentionne ainsi le halal comme preuve que l'islam serait déjà entré dans le quotidien des habitants de la commune:

Tu me dis qu'y a pas de musulmans, ici. Moi je veux bien. Mais les gosses à la cantine, ils mangent quoi? Tu crois qu'on leur donne du porc? Non, on leur donne du halal. Il y aura bientôt plus que ça, [...] ils en mettent même dans le dentifrice maintenant. Alors il faut pas s'étonner si les gens votent Le Pen (juillet 2015).

Pour comprendre cette affirmation quelque peu surprenante, il est nécessaire de remonter à la campagne présidentielle de 2012. Marine Le Pen avait alors placé la question des denrées alimentaires conformes aux normes et rites musulmans au cœur de sa campagne en diffusant de fausses informations sur le marché de la viande certifiée halal. Cette politisation des enjeux associés à l'alimentation s'inscrit dans une longue série de polémiques portées par des acteurs politiques locaux et nationaux de tous bords autour de l'offre halal dans les supermarchés, restaurants et cantines scolaires. Pour le FN, la question du halal permet alors de promouvoir un discours sur « l'islamisation de la France » centré sur l'idée d'une menace invisible, mais omniprésente (Almeida 2017, 254–255). Un tract diffusé lors de la campagne présidentielle allègue un « scandale » de « la viande halal imposée à tous les Français » en affirmant que les Français non-musulmans consommeraient de la viande issue de l'abattage rituel sans le savoir (Front national 2012). Deux ans plus tard, la députée européenne Mylène Troszczynski (FN) publie un communiqué dans lequel elle dénonce la fabrication d'un « dentifrice halal » dans une usine de l'Oise comme une « énième tromperie du consommateur » (Troszczynski 2014).¹¹ C'est visiblement sur la base de cette affirmation (reprise par plusieurs sites conspirationnistes) que le participant mentionne le dentifrice halal comme une preuve que l'islam serait bien arrivé dans la commune.

Si ces affirmations peuvent être lues comme une tentative de rationalisation a posteriori du vote frontiste, elles posent néanmoins la question de l'importance de la rumeur dans les réalignements électoraux en faveur de l'extrême droite. Il s'agit d'une thématique au cœur des débats actuels sur la montée des populismes de droite autour des notions de « désinformation » et de « fake news ». Ce qui nous semble important ici n'est cependant pas nécessairement la véracité des assertions diffusées, mais comment ces rumeurs, fondées ou non, sont intégrées dans la construction narrative d'une communauté menacée dans son mode de vie et son identité. L'étude sociologique et anthropologique des mécanismes de diffusion de rumeurs et de mouvement collectifs de peur, dans la tradition des travaux d'Edgar Morin (1969), pourrait servir de base pour comprendre le lien éventuel entre les rumeurs et l'enracinement du FN dans certaines communes rurales.

La déprivation anticipatrice

Les tentatives de modélisation du vote d'extrême droite qui s'intéressent à l'impact des facteurs socioéconomiques insistent régulièrement sur la notion de déprivation relative développée entre autres par Ted Robert Gurr (1970) dans

¹¹ Le dentifrice halal en question est produit à base de graisse de poisson qui remplace la graisse de porc habituellement utilisée.

Why Men Rebel. Cette notion repose sur l'idée que la montée de partis d'extrême droite se nourrit des griefs que des individus peuvent ressentir lorsqu'ils comparent leur situation présente à leurs attentes, à leur situation passée ou à la situation perçue des membres d'un autre groupe. Il faut noter que si cette déprivation est souvent conçue par rapport à des variables économiques, elle peut également être pensée d'une façon plus large en termes de statut social et de sentiment de déclassement (Rydgren 2007). La méthode des entretiens de groupe utilisée dans notre étude ne constitue certes pas une base adéquate pour tester l'hypothèse de la déprivation relative. Les discussions des participants font néanmoins ressortir des aspects sociopsychologiques intéressants qui permettent d'engager une réflexion au sujet du lien entre déprivation et vote frontiste en milieu rural.

Au long du XXe siècle, la commune étudiée a connu un déclin démographique important associé à la crise de l'industrie textile. Ce déclin a eu pour effet une réduction considérable des infrastructures et services publics (fermeture de la ligne ferroviaire reliant Épinal à Bussang, fermetures d'écoles, etc.) allant de pair avec une dégradation du tissu commercial. Dans chaque groupe de discussion, les participants évoquent ce déclin indépendamment de leurs préférences politiques, mais aussi de leur âge. Ce dernier point est important, car il révèle que le sentiment de dépravation ne se réfère pas nécessairement à une situation antérieure vécue, mais à un récit collectif sur le passé de la commune. Une participante née bien après la fermeture du café et de l'école qu'elle mentionne affirme ainsi: « [...] il y avait le café où les petits allaient acheter des bonbons à la fin des classes. [...] Maintenant, regarde ce qu'il en reste » (octobre 2001). Commentant la campagne de Jean-Marie Le Pen en 2007, un autre participant explique « il [Le Pen, D.A.] a raison de dire qu'on nous a abandonnés [...] si t'as quelque chose qui t'arrive [...] t'as le temps de mourir avant d'aller aux urgences [...] puis si tu meurs t'as même pas de curé pour te dire la messe » (mars 2007).

Tout au long des entretiens se dessine une certaine symétrie entre le discours frontiste qui dénonce un désengagement de l'État dans les communes rurales et le regard que les participants portent sur l'évolution de leur territoire. Il est cependant important de noter qu'au niveau des services et infrastructures publiques, la situation de la commune s'est plutôt stabilisée, voire améliorée depuis la fin des années 90: maintien du bureau de poste, du stade et de la piscine municipale, ouverture d'une maison de santé pluridisciplinaire, liaison en bus avec la gare TGV de Remiremont, etc. Malgré quelques fermetures de commerces, la commune compte encore une boulangerie, une pharmacie, un bureau de tabac et plusieurs restaurants et bistros. Dans un groupe de discussion, un participant critique ouvertement ce qu'il considère comme une vision « exagérée » du déclin de la commune (juillet 2015). Une participante répond alors: « c'est vrai que ça va un mieux [...], mais pour combien de temps? » – question à laquelle un autre participant ajoute « tu crois qu'ils vont la garder longtemps ouverte la Poste? [...] Moi je te dis que ça ne va pas durer ».

Nous constatons ici, du point de vue formel, une logique similaire à celle que nous avons observée par rapport à la question de l'immigration. Sans vouloir

relativiser les problèmes bien réels et souvent graves auxquels un grand nombre de communes rurales doivent faire face, force est de constater que le discours sur le déclin de la commune relève d'un raisonnement qui anticipe une déprivation – déprivation estimée le plus souvent par rapport à une représentation collective d'un statu quo antérieur.

La question de l'offre politique

Les études consacrées au succès de partis d'extrême droite tendent à se concentrer sur la demande politique et à négliger les facteurs ayant trait à l'offre (Mudde 2010, 1172). Dans les paragraphes précédents, nous avons tenté de mettre en évidence les concordances entre récits collectifs et positions articulées dans le programme du Front national. Nous avons notamment montré comment le discours frontiste est assimilé et reproduit dans les propos de certains habitants. S'intéresser à l'offre politique signifie cependant aussi prendre en considération la présence effective d'un parti sur un territoire en tenant compte d'aspects tels que l'organisation locale, le militantisme et les dynamiques de recrutement. Ces points ne peuvent être qu'effleurés, car leur étude approfondie nécessiterait un travail à une échelle plus vaste avec une démarche bien différente de celle déployée ici. Compte tenu du fait que la dimension de l'offre est souvent évoquée par les participants, nous traçons malgré tout quelques pistes de réflexion qui, quoique nécessairement lacunaires, pourront servir de base à des recherches futures.

Quelques mois après les élections européennes de 2014, une participante explique avoir voté pour la liste du FN dans les termes suivants: « C'est les seuls que je connais, enfin, je ne sais même pas qui [...] se présente encore. [...] Les autres, ils mettent pas d'affiches, pas de tracts, rien » (août 2014). Si les affiches électorales ne constituent probablement pas la source d'information politique la plus importante, il est vrai que le parti de Marine Le Pen tend à se démarquer des autres par une présence visuelle sur les panneaux d'affichage de la commune beaucoup plus prégnante – phénomène nettement observable lors des présidentielles de 2012 et de 2017 ainsi que des élections régionales de 2015. Il semble également que le parti mise plus que d'autres formations politiques sur des formes d'action militante traditionnelles (campagnes de tractage sur les marchés, collage d'affiches, réunions publiques, etc.). À l'ère du numérique, ces formes de communication politique peuvent paraître anachroniques. Lorsqu'elles sont évoquées par les participants, elles sont cependant perçues comme les marqueurs d'une présence locale qui renforce le sentiment que le FN est la seule formation politique s'intéressant au sort de la région.

Comme c'est généralement le cas dans les espaces ruraux, le rapport au politique des habitants de la commune étudiée se décompose en deux configurations distinctes avec d'un côté l'univers de la politique à l'échelle locale, intercommunale et cantonale dominé par des notables locaux étiquetés « divers droite », « divers gauche » ou, plus vaguement, « divers ». De l'autre, un jeu politique beaucoup plus compétitif au-delà du cadre départemental. C'est

dans cette dernière arène électorale que le FN et ses candidats réussissent à obtenir des scores importants. À Saint-Maurice-sur-Moselle, Marine Le Pen arrive ainsi en tête au premier tour de l'élection présidentielle de 2012 (26,8 pour cent des voix) ainsi qu'aux deux tours de la présidentielle de 2017 (cf. supra). Aux régionales de 2015, la liste conduite par Florian Philippot, alors vice-président du parti (entré depuis en dissidence), dépasse de loin les listes concurrentes avec 46,5 pour cent des suffrages dès le premier tour.

En revanche, les performances du FN restent plus modestes lorsque l'échelle du scrutin se réduit. Aux élections départementales de 2015, le parti ne reçoit que 31,2 pour cent des voix exprimées contre 61,1 pour les candidats divers droite gagnants, et ce malgré des candidats frontistes tous deux issus de la commune. Une faiblesse électorale encore plus marquée est observable au niveau des élections législatives dont le mode de scrutin par circonscription tend à favoriser les candidats avec un ancrage local. En 2017, la candidate du FN, Marina do Santos, ne réunit que 13,6 pour cent des voix dans la commune étudiée contre 59,6 pour le candidat divers droite finalement élu député de la troisième circonscription des Vosges. Fils de la commune, ce dernier est certes dans une position avantageuse face à ses concurrents. Cependant, le score de la candidate FN reste également relativement faible dans sa commune de domicile (15,1 pour cent à Cornimont).

Quant au niveau communal, il reste le talon d'Achille du parti. Les très rares cas de communes du département dans lesquelles le FN a réussi à présenter une liste en 2014 étaient presque tous le produit d'initiatives individuelles plutôt que le résultat de la mise en place de structures locales. Il est vrai que, même dans les communes de plus de 1000 habitants, les élections aux conseils municipaux et communautaires restent peu propices à la mobilisation d'enjeux partisans. Malgré un réseau militant épars, mais actif, le parti de Marine Le Pen semble rencontrer les mêmes difficultés à développer un ancrage institutionnel local en milieu rural que les autres formations politiques.

Il n'est pas à exclure que la faiblesse de structures politiques locales puisse, dans certains cas, constituer un terreau favorable au développement du vote frontiste. En la quasi-absence d'agents de médiation politique partisane, le discours simpliste mais efficace du FN/RN peut se propager sans grand obstacle et ce d'autant plus que d'autres instances de sociabilité (notamment les syndicats et les associations paroissiales) ont connu un fort déclin dans les dernières décennies. Un participant explique avoir arrêté de « parler politique » avec d'autres habitants et ajoute: « On se sent de plus en plus seul [...] quand on dit qu'on est contre les idées du FN [...]. Les discussions politiques, de toute façon, c'est perdu d'avance » (juillet 2015).

Rares sont cependant les participants aux entretiens qui disent croire qu'une arrivée au pouvoir du parti apportera une réponse à leurs problèmes. Au contraire, la vision d'une classe politique en partie malhonnête, coupée des réalités locales englobe également le FN et ses dirigeants. Ainsi, des électeurs du FN présents lors d'un entretien acquiescent lorsque l'un d'entre eux affirme

au sujet de Marine Le Pen « Bien sûr qu'elle est pas mieux. Je me fais pas d'illusion moi. Que ce soit Le Pen, Sarkozy ou Hollande, ils sont tous pareils. Au fond, ils s'en foutent » (février 2012). Paradoxalement, le FN/RN semble déjà être la victime collatérale d'un discours anti-élites qu'il contribue à entretenir. Dans cette optique, la tâche à laquelle s'est consacrée Marine Le Pen de concilier opposition systémique et normalisation politique reste une équation insoluble.

En guise de conclusion

L'étude à laquelle nous nous sommes référé ne permet pas de distinguer les facteurs écologiques des facteurs sociologiques du vote frontiste. Bien au contraire, elle s'intéresse à un espace discursif situé à la croisée de ces deux facteurs. Il s'agit là d'un espace structuré par des récits communs construits à partir d'une mémoire collective dans laquelle le traumatisme de la désindustrialisation et de ses conséquences sur la démographie et les infrastructures d'une commune joue un rôle central. Marine Le Pen et son parti proposent un discours qui donne un sens et une portée plus larges à ces récits.

L'objectif de cet article n'est pas de porter un jugement moral sur le Rassemblement national et encore moins sur celles et ceux qui, à un moment ou un autre, lui ont accordé ou lui accorderont leur suffrage. L'extrême droite n'est cependant pas un objet de recherche comme les autres dans la mesure où toute attitude neutre à son égard équivaut à une neutralité envers les principes mêmes qui fondent les sciences humaines et sociales – à commencer par la liberté scientifique et la reconnaissance de l'Autre en tant que sujet, conditions essentielles pour la construction d'un savoir intersubjectif. Caractériser le parti de Marine Le Pen comme une formation qui se nourrit des peurs et des angoisses peut paraître trivial. Cela correspond néanmoins aux réalités observées dans cette étude. Or, ce n'est pas sans conséquences sur la question de savoir comment endiguer le vote frontiste. Si le désenclavement, le maintien des services publics et le développement économique restent les objectifs d'action publique prioritaires pour répondre aux problèmes et aux inquiétudes des habitants de nombreuses communes rurales, les pistes d'analyse discutées ici suggèrent que le vote FN est associé à des dynamiques sociopsychologiques qui ne sont pas nécessairement en phase avec les réalités objectivement constatables.

Terminons enfin par une remarque, anecdotique certes, mais qui se concilie difficilement avec la conception d'une France rurale acquise au Front national. Elle concerne Domrémy-la-Pucelle, petite commune vosgienne de 125 habitants, connue comme le lieu de naissance de Jeanne d'Arc, figure historique que Marine Le Pen présente régulièrement comme l'inspiratrice de son engagement politique. Si l'élection présidentielle de 2017 s'était déroulée uniquement dans ce village, Marine Le Pen aurait perdu dès le premier tour où elle est arrivée en troisième position, loin derrière Emmanuel Macron et François Fillon.

Références bibliographiques

- ALMEIDA, Dimitri. 2013. « Towards a post-radical Front National? Patterns of ideological change and *dédiabolisation* on the French radical right. » *Nottingham French Studies* 52(2), 167-176.
- ALMEIDA, Dimitri. 2017. « Exclusionary secularism: The Front national and the reinvention of *laïcité*. » *Modern & Contemporary France* 25(3), 249-263.
- BARONE, Sylvain & Emmanuel Négrier. 2015. « Voter Front National en milieu rural. Une perspective ethnographique. » Dans *Les faux-semblants du Front national*, ed. Crépon, Sylvain, Alexandre Dézé & Nonna Mayer, 417-434, Paris: Presses de Sciences Po.
- BARRÈS, Maurice. 1899. *La terre et les morts: sur quelles réalités fonder la conscience française*. Paris: Ligue de la patrie française.
- BETZ, Hans-Georg. 1990. « Politics of resentment: Right-wing radicalism in West Germany. » *Comparative Politics* 23(1), 45-60.
- BETZ, Hans-Georg. 1993. « The new politics of resentment: Radical right-wing populist parties in Western Europe. » *Comparative Politics* 25(4), 413-427.
- BETZ, Hans-Georg & Susi Meret. 2013. « Right-wing populist parties and the working class vote: what have you done for us lately? » Dans *Class Politics and the Radical Right*, ed. Rydgren, Jens, 107-121, Abingdon: Routledge.
- BOUVET, Laurent. 2015. *L'insécurité culturelle*. Paris: Fayard.
- BUSSI, Michel et al. 2012. « Analyse et compréhension du vote lors des élections présidentielles de 2012. L'apport de la géographie électorale. » *Revue française de science politique* 62(5), 941-963.
- CHARMES, Éric et al. 2013. « Le périurbain, France du repli? » *La Vie des idées* <https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-01419200/document>.
- CHARREYRON, Gilles. 2015. « Le Front national en Auvergne: à la recherche d'un enracinement? Approche territoriale du vote. » *Siècles* 41, <<http://journals.openedition.org/siecles/2683>>.
- DÉZÉ, Alexandre. 2015. « La « dédiabolisation ». Une nouvelle stratégie? » Dans *Les faux-semblants du Front national*, ed. Crépon, Sylvain, Alexandre Dézé & Nonna Mayer, 25-50, Paris: Presses de Sciences Po.
- FRANÇOIS, STÉPHANE. 2012. *L'Écologie politique: une vision du monde réactionnaire?* Paris: Cerf.
- FRONT NATIONAL. 2001. *Pour un avenir français: le programme de gouvernement du Front national*. Paris: Éditions Godefroy de Bouillon.
- FRONT NATIONAL. 2012. « Scandale: la viande Halal imposée à tous les Français. » <<https://www.rassemblementnational.fr/scandale-halal/>>. 01.10.2018.
- GINTRAC, Cécile & Sarah Mekdjian. 2014. « Le peuple et la « France périphérique » : la géographie au service d'une version culturaliste et essentialisée des classes populaires. » *Espaces et sociétés* 156/157, 233-239.
- GUILLUY, Christophe. 2010. *Fractures françaises*. Paris: François Bourin.
- GUILLUY, Christophe. 2014. *La France périphérique: comment on a sacrifié les classes populaires*. Paris: Flammarion.
- GURR, Ted R. 1970. *Why Men Rebel*. Princeton: Princeton UP.
- INSEE [Institut national de la statistique et des études économiques]. 2011. « Le nouveau zonage en aires urbaines de 2010. » *Insee Première* 1374, <<https://www.insee.fr/fr/statistiques/1281191>>.
- INSEE. 2015. « Résultats du recensement de la population: état civil en géographie et exploitation principale en géographie au 01/01/2017. » <<https://www.insee.fr/fr/statistiques>>.

- IVALDI, Gilles & Joël Gombin. 2015. « The Front National and the new politics of the rural in France. » Dans *Rural protest groups and populist political parties*, ed. Strijker, Dirk et al., 243-264, Wageningen: Wageningen Academic Publishers.
- LE PEN, Marine. 2012. « Discours de Marine Le Pen à Châteauroux le 26 février 2012. » <<https://www.rassemblementnational.fr/videos/discours-de-marine-le-pen-a-cha%CC%82teauroux/>> 07.09.2018.
- LE PEN, Marine. 2013. « Tour de France des oubliés : Marine Le Pen à Brachay », <<https://www.rassemblementnational.fr/videos/tour-de-france-des-oublies-marine-le-pen-a-brachay/>> 04.09.2018.
- LE PEN, Marine. 2018. « Discours à Fréjus, 16 septembre 2018. » <<https://www.rassemblementnational.fr/videos/discours-de-marine-le-pen-a-frejus-2/>> 20.09.2018.
- LEFEBVRE, Henri. 1974. *La Production de l'espace*. Paris: Anthropos.
- LEFÉBURE, Pierre. 2011. « Les apports des entretiens collectifs à l'analyse des raisonnements politiques. Composition des groupes et dynamiques discursives. » *Revue française de science politique* 61(3), 399-420.
- LÉVY, Jacques. 2003. « Périurbain: le choix n'est pas neutre. » *Pouvoirs locaux* 56, 35-42.
- LIPSET, Seymour Martin & Stein Rokkan. 1967. « Cleavage structures, party systems and voter alignments: an introduction. », Dans *Party Systems and Voter Alignments: Cross-national perspectives*, ed. Lipset, Seymour Martin & Stein Rokkan, 1-64, New York: The Free Press.
- MAURRAS, Charles. 1900. *Enquête sur la Monarchie*. Paris: Nouvelle Librairie Nationale.
- PERRINEAU, Pascal. 2014. *La France au Front: essai sur l'avenir du Front national*. Paris: Fayard.
- MICHELAT, Guy & Michel Simon. 2004. *Les Ouvriers et la politique: permanence, ruptures, réalignements; 1962-2002*. Paris: Presses de Sciences Po.
- MORIN, Edgar. 1969. *La Rumeur d'Orléans*. Paris: Seuil.
- MUDDE, Cas. 2010. « The populist radical right: a pathological normalcy. » *West European Politics* 33(6), 1167-1186.
- RASSEMBLEMENT NATIONAL. 2018. « Défendons l'école de proximité! », <https://www.rassemblementnational.fr/telecharger/tracts/RN_A5_TRACT_FERMETURE_CLASSES_RN_2018_HD_STC.pdf> 06.09.2018.
- RAVENEL, Loïc et al. 2003. « Vote et gradient d'urbanité: les nouveaux territoires de l'élection présidentielle de 2002. » *Espace, populations, sociétés* 3, 469-482.
- RIKER, William H. 1986. *The Art of Political Manipulation*. New Haven: Yale University Press.
- RYDGREN, Jens. 2007. « The Sociology of the Radical Right. » *Annual Review of Sociology* 33, 241-262.
- SARTORI, Giovanni. 1969. « From the sociology of politics to political sociology. » Dans *Politics and the Social Sciences*, ed. Lipset, Seymour Martin, 65-100, New York: Oxford UP.
- SCHATTSCHEIDER, Elmer E. 1960. *The Semi-Sovereign People: A realist's view of democracy in America*. New York: Rinehart & Winston.
- TROSZCZYNSKI, Mylène. 2014. « En Picardie, on fabrique du dentifrice halal! Communiqué de presse du 23 septembre 2014 », <<https://www.rassemblementnational.fr/communiques/en-picardie-on-fabrique-du-dentifrice-halal/>> 01.10.2018.
- ZOLA, Émile. 1899. *Fécondité*. Paris: Eugène Fasquelle.

Résumé

Le présent article s'intéresse aux succès remportés par Marine Le Pen et le Front national en milieu rural. Si ceux-ci sont régulièrement interprétés comme l'expression de l'émergence d'un clivage opposant une France urbaine à une France périphérique, l'analyse des fondements normatifs et empiriques de ce prétendu conflit spatial révèle des dynamiques socioculturelles beaucoup plus complexes. En nous basant sur une étude qualitative de terrain menée dans le département des Vosges, nous explorons les liens entre transformations socioéconomiques, récits collectifs de déprivation, propagation de rumeurs et développement du vote frontiste pour démontrer que l'essor du parti lepéniste dans certaines communes rurales échappe largement à un récit de deux France.

Abstract

The present article addresses the electoral success of Marine Le Pen and the *Front National* in rural areas. This phenomenon is regularly interpreted as the expression of an emergent territorial cleavage between urban and peripheral areas. However, the analysis of the normative and empirical bases of this supposed spatial conflict reveals much more complex sociocultural dynamics. Based on qualitative fieldwork in the Vosges department in eastern France, I explore the links between collective narratives of deprivation, the propagation of rumours and the radical right vote in order to show that the rise of the *Front National* in a number of rural municipalities largely eschews a binary tale of two Frances.

Uta Felten

Medialisierung der Wahrnehmung und Konstruktion innerer Puppen im Werk von Marcel Proust

Uta Felten

ist Professorin für Französische,
Frankophone und Italienische Literatur-
wissenschaft und Kulturstudien an der
Universität Leipzig.

felten@rz.uni-leipzig.de

Keywords

Begehren – Malerei – *Médiateur* – Proust – Puppe

„Proust était déjà un postmoderniste [...]“ (Karpeles 2009, 21).

Die Lektüre des Proustschen Romans gleicht einem Spaziergang durch ein immenses imaginäres Museum, durch eine gigantische Bilderausstellung. Die italienischen Maler der Renaissance und der Frührenaissance – Carpaccio, Giotto, Tizian, Michelangelo und Botticelli – nehmen in diesem „musée imaginaire“¹ eine Schlüsselstellung ein. Über hundert Gemälde bevölkern die Einbildungskraft des Erzählers und lassen den Roman zu einem Palimpsest der pikturalen Ein-Bildungen, einer Schule des Sehens werden. Die Sinnlichkeit der Proustlektüre verdankt sich der Allgegenwart pikturaler Epiphanien. Die willentliche Vermischung von realen und fiktiven Bildeindrücken, das Nebeneinander von realen und fiktiven Künstlern wie Botticelli und Elstir oder das Zitieren von bisher marginalisierten Details aus bekannten und unbekanntem, realen und fiktiven Gemälden, erzeugen eine willentliche Irritation beim Leser, dessen Malereikenntnisse auf die Probe gestellt werden und dessen detektivische Neugierde geweckt wird.

¹ Der Begriff stammt aus der französischen Übersetzung der Studie von Eric Karpeles, die dem Leser eine nahezu vollständige Sammlung der in der *Recherche* zitierten Gemälde liefert (Karpeles, 2009). Der Vorteil dieser Studie besteht darin, dass sie durch die Struktur der Bild-Text-Kombination dem Leser das Vergnügen einer intermedialen Lektüre der *Recherche* ermöglicht. Ein Defizit der Studie besteht in der mangelnden theoretischen Reflexion. So wird zum Beispiel nicht zwischen expliziten und impliziten Bildverweisen unterschieden. Die in neueren Studien entdeckten Analogien zwischen bestimmten Darstellungsverfahren der *Recherche* und Verfahren der Malerei der Avantgarden wird nicht berücksichtigt.

Ein weiterer Reiz des Proustschen Spiels mit Malerei-Fragmenten besteht in der Lust an der Erzeugung geschlechtlicher Inversionen, Vermischungen und Verschiebungen: Männliche Protagonisten wie Saint-Loup werden zu Venusfiguren, weibliche Protagonisten wie Albertine werden zu venezianischen Jünglingen, eine Kokotte wird mal zur zukünftigen Frau Moses, dann zur Heiligen Maria und dann wieder zur fiktiven Transgender-Operettenfigur „Miss Sacripant“ stilisiert.

Die Aneignung pikturaler Vorbilder mit dem Ziel ihrer deformatorischen Inversion ist eine zentrale Leitfigur der Proustschen Ästhetik, so dass man mit Eric Karpeles von Proust als einem postmodernen Künstler *avant la lettre* sprechen kann, der sich der – vor allem durch Künstlerinnen wie Cindy Sherman und Claude Cahun (Felten 2018) – bekannten Methode der „appropriation art“ bedient: „Proust était déjà un postmoderniste. Ses emprunts affectueux [...] à des peintres qui l’ont précédé ont repoussé les limites du pastiche grâce à un procédé qu’on appelle aujourd’hui l’*appropriation*“ (Karpeles 2009, 21).

Proust erzeugt einen willentlichen *gender trouble*, eine gezielte Geschlechterverwirrung im Medium der Malerei und kümmert sich – wie Sophie Bertho längst erkannt hat – nicht mehr um die klassische Ekphrasis. Er nimmt sich aus der Malerei, was er braucht. Die Entstehungskontexte und Deutungstraditionen der zitierten Gemälde spielen bei ihm keine Rolle. Im Gegenteil: Sie werden willentlich ausgeblendet, deformiert, recodifiziert und – dies gilt vor allem für die religiösen Deutungsmuster – profaniert.

Dass die Profanation des heiligen Originals gleichzeitig eine Heiligung der neuen Form erzeugt, lässt sich – wie wir gleich sehen werden – besonders gut am Beispiel der Figur der Kokotte Odette zeigen, die zur heiligen Botticelli-Puppe stilisiert wird.

Die Konstruktion innerer Puppen

[...] est-ce que je dois jouer la petite phrase ou faire des petites caresses?
(Proust, t. I, 1987, 234)

Si Mantegna est le peintre de la corporalité masculine, Botticelli est celui des silhouettes féminines. (Marangoni 2014, 163)

Träumen und Begehren, Wahrnehmung, Imagination und mediale Erfahrung sind im Werk von Marcel Proust eng miteinander verbunden.

Ein unmittelbares Begehren existiert bei Proust nicht. Das Begehren ist immer ein bereits medialisiertes, ein Begehren also, das über mediale Filter – wie Malerei, Musik oder Photographie – transportiert wird. Man kann diese strukturelle Anlage des Begehrens im Anschluss an René Girard als „structure triangulaire du désir“, als „trianguläre Struktur des Begehrens“ bezeichnen: „Nous appellerons ce modèle le médiateur du désir. [...] le médiateur [...] rayonne à la fois vers le sujet et vers l’objet. La métaphore spatiale qui exprime cette triple relation est évidemment le triangle“ (Girard 1961, 11-12).

In diesem triangulären Spiel des Begehrens erweisen sich die Proustschen Protagonisten – Swann und Marcel – als Puppenspieler, als Bastler, *bricoleurs* im Sinne

von Roland Barthes (1964, 221), die mit Hilfe von pikturalen und musikalischen Versatzstücken die Objekte ihrer Begierde – Odette und Albertine – zu inneren Puppen montieren.

Im Verlauf dieses Spiels der imaginären Montage kommt es – wie wir vor allem am Beispiel der obsessiven eifersüchtigen Liebe Marceles zu Albertine sehen werden – zunehmend zum Kontrollverlust des souveränen Puppenspielers. So erscheint Albertine dem Erzähler noch nach ihrem Tod in einer unkontrollierbaren seriellen Bilderflut, die sich der Kontrolle Marceles immer mehr entzieht.

Wie diese mediale Kunst des Puppenbastelns funktioniert und wie sie scheitert, das wollen wir im Folgenden zunächst am Beispiel der eifersüchtigen Liebe des Kunstsammlers Swann zur vulgären Kokotte Odette und dann am Beispiel der obsessiven eifersüchtigen Liebe des Erzählers Marcel zu seinem „être de fuite“, namens Albertine versuchen zu zeigen.

Beginnen wir also zunächst mit Swann.

Am Anfang gefällt Swann Odette gar nicht. Sie hat fahle gelbliche, manchmal mit kleinen Pickeln übersäte Wangen, zu große Augen und immer einen müden und schlecht gelaunten Gesichtsausdruck.

Trotzdem nimmt der feinsinnige Kunstsammler Swann Odettes Einladung zum Tee an. Sie erscheint im stylischen Look der Belle Époque im rosafarbenen Seidenkleid und zeigt ihm ihren von oben bis unten mit Kitsch und Nippes gefüllten Salon, in dem es von japanischen Sitzkissen, türkischen Rosenkränzen, einer Plüschstaffelei mit ihrem Selbstporträt, Cateleya-Orchideen, Chrysanthemem, einem silbernen Dromedar und einer Kröte aus Jade wimmelt. Odette inszeniert sich in ihrem Salon wie ein Star auf einer Bühne umgeben von grotesken Monstern und Kröten, die sie ihre „chéris“ nennt:

Elle trouvait à tous ses bibelots chinois des formes „amusantes“, et aussi aux orchidées, aux catleyas surtout, qui étaient, avec les chrysanthèmes, ses fleurs préférées [...]. En lui montrant tour à tour des chimères à langues de feu décorant une potiche ou brodées sur un écran, les corolles d'un bouquet d'orchidées, un dromadaire d'argent niellé aux yeux incrustés de rubis qui voisinait sur la cheminée avec un crapaud de jade, elle affectait [...] d'éprouver un irrésistible désir d'aller embrasser le dromadaire et le crapaud qu'elle appelait: „chéris“. (Proust, t. I, 1987, 218)

Bei einem weiteren Teebesuch macht Swann eine Entdeckung. Odette empfängt ihn dieses Mal ein wenig kränklich im malvenfarbenen Hauskleid, eine Stola über den Schultern. Als sie sich bei einer scheinbar zufälligen Geste leicht nach vorne neigt, bemerkt Swann ihre frappierende Ähnlichkeit mit der biblischen Zéphora (Abb. 1), der Tochter des Priesters Jethro und zukünftigen Frau Moses auf einem Fresko von Botticelli in der Sixtinischen Kapelle:

Une seconde visite qu'il lui fit eut plus d'importance peut-être. [...] Elle était un peu souffrante; elle le reçut en peignoir de crêpe de Chine mauve, ramenant sur sa poitrine, comme un manteau, une étoffe richement brodée. Debout à côté de lui, laissant couler le long de ses joues ses cheveux qu'elle avait dénoués, fléchissant une jambe dans une attitude légèrement dansante pour pouvoir se pencher sans fatigue vers la gravure qu'elle regardait, en inclinant la tête [...] elle frappa Swann par sa ressemblance avec cette figure de Zéphora, la fille de Jéthro, qu'on voit dans une fresque de la chapelle Sixtine. (Proust, t. I, 1987, 219)



1 | *Figlie di Ietro*, Detail aus Sandro Botticelli. *Prove di Mosè* (1481-1482). Affresco (cm 348,5×558). Cappella Sistina, Musei Vaticani, Città del Vaticano.

Von nun an stilisiert Swann Odette zu seiner Botticelli-Puppe. Das pikurale Bruchstück des Botticelli-Freskos wird von nun an zum Alles bestimmenden *Médiateur* seiner Wahrnehmung. Über den Botticelli-*Médiateur* wird die vulgäre Kokotte weichgezeichnet, gefiltert, sakralisiert. Der Filter gibt ihr, was ihr fehlt: den Hauch einer Aura des Heiligen, der ihren Salon in eine Kapelle verwandelt.

Der pikurale Botticelli-Filter wird von nun an Swanns Wahrnehmung bestimmen. Nicht ein Foto ihrer selbst, sondern ein Foto der Zéphora von Botticelli wird folglich seinen Schreibtisch zieren und diesen in einen Altar der Anbetung verwandeln.

Die ehemalige Kokotte Odette mit Hilfe weiterer pikuraler und musikalischer Versatzstücke zur Madonna zu stilisieren – das wird fortan Swanns Hauptanliegen sein. Weitere Botticelli-Filter werden notwendig.

Swann wünscht sich, sie würde einen blau-rosafarbenen orientalischen Schal tragen, damit sie dem Bild der Madonna des Magnifikats von Botticelli entspräche:

Il aimait encore en effet à voir en sa femme un Botticelli. Odette qui au contraire cherchait non à faire ressortir [...] ne voulait pas entendre parler de ce peintre. Swann possédait une merveilleuse écharpe orientale, bleue et rose, qu'il avait achetée parce que c'était exactement celle de la Vierge du *Magnificat*. Mais Mme Swann ne voulait pas la porter. (Proust, t. I, 1987, 607; Abb. 2)



2 | Sandro Botticelli. *Madonna del Magnificat* (1480/81). Tempera grassa su tavola (cm 118×119). Gallerie degli Uffizi, Firenze.

Doch Odette, mittlerweile Madame Swann, wird sich weigern, allen Wünschen des Puppenspielers zu entsprechen. Nur einmal zieht Madame Swann für ihn ein mit Blüten besticktes Kleid an, in dem sie wie die Primavera Botticellis erscheint: „Une fois seulement elle laissa son mari lui commander une toilette toute criblée de pâquerettes, de bluets, de myosotis et de campanules d'après la Primavera du *Printemps*.“ (Proust, t. I, 1987, 607; Abb. 3)



3 | Detail aus Sandro Botticelli. *Primavera* (1482). Tempera grassa su tavola (cm 203x314). Gallerie degli Uffizi, Firenze.

Botticelli bleibt für Swann dennoch der zentrale Filter, den er zur Überformung der an sich mediokren Odette immer einsetzt, ob sie es will oder nicht:

Parfois, le soir, quand elle était fatiguée, il me faisait remarquer tout bas comme elle donnait sans s'en rendre compte à ses mains pensives, le mouvement délié, un peu tourmenté de la Vierge qui trempe sa plume dans l'encrier que lui tend l'ange, avant d'écrire sur le livre saint où est déjà tracé le mot „Magnificat“. Mais il ajoutait: „Surtout ne lui dites pas, il suffirait qu'elle le sût pour qu'elle fit autrement.“ (Proust, vol. I, 1987, 607)

Die Proustsche Liebe ist – wie Roland Barthes es einmal formuliert hat – eine „one man show“ (Göttler 2000).

Doch nicht nur pikturale Filter, auch musikalische *Médiateurs* werden bei Proust häufig in den Dienst der triangulären Struktur des Begehrens gestellt.

Erst über die akustische Medialisierung der Wahrnehmung stellt sich eine perfekte Kristallisation des Begehrens ein. Die sogenannte „petite phrase“, das musikalische Leitmotiv der fiktiven Sonate des fiktiven Komponisten Vinteuil, die das Paar im Salon der Verdurin hört, wird von Swann zur Nationalhymne seiner Liebe zu Odette erklärt: „[...] le pianiste jouait, pour eux deux, la petite phrase de Vinteuil qui était comme l'air national de leur amour“ (Proust, t. I, 1987, 215).

Die Proustsche Ironie will es, dass jene „petite phrase“ mit ihrer Struktur des Kreisens und Wiederholens des gleichen Motivs auch als eine Antizipation der obsessiven Eifersucht Swanns gelesen werden kann, jener „maladie“ (Proust, t. I, 1987, 303) von der er gar nicht geheilt werden will. Swann lässt Odette die „petite phrase“ auf ihrem Klavier immer wieder spielen: In der Wiederholung der Wiederholung wird die „petite phrase“ zu einer Art Jukebox der Liebe. Odette wird zur perfekten Automatenpuppe, die ihre Fertigkeiten anbietet: „[...] est-ce que je dois jouer la petite phrase ou faire des petites caresses?“ (Proust, t. I, 1987, 234). Dass Odette nur eine mittelmäßige Klavierspielerin ist, stört Swann gar nicht. Im Gegenteil: Gerade im Mangel an Professionalität liegt der Reiz. Der akustische Genuss soll für Swann gerade kein hochkulturelles intellektuelles Hörerlebnis sein, sondern einzig als *Médiateur* seines sinnlichen Begehrens fungieren. Im Umgang mit den musikalischen und

akustischen Wahrnehmungsfiltren zeigt sich die radikale Modernität Prousts, der bereits in seinem frühen Essay „Éloge de la mauvaise musique“ (Proust 1971, 121-122) – „Lob der schlechten Musik“ – den Unterschied zwischen Hochkultur und Populärkultur aufgehoben hat und mit der Figur Swanns einen modernen Hörer imaginiert hat.

Radikal modern ist auch Prousts Umgang mit der pikturalen Tradition: Ist doch die Proustsche Wahrnehmung der Malerei nicht mehr an die Ekphrasis, den klassischen Bildkommentar gebunden, sondern dient einzig und allein dem subjektiven Begehren Swanns, wie wir bereits am Beispiel der Stilisierung Odettes zur biblischen Botticelli-Figur der Zéphora und zur heiligen Madonna gezeigt haben.

Doch noch einmal zurück zur Musik. Der intellektuelle Genuss der „petite phrase“, des Leitmotivs der Sonate von Vinteuil als fiktives Produkt einer musikalischen Hochkultur, hinter der sich Komponisten wie César Franck oder Claude Debussy verbergen, spielt für Swann keine Rolle: Die Musik dient einzig und allein der Steigerung des sinnlichen Begehrens, der musikalischen Verwandlung Odettes in eine akustische „poupée intérieure“ (Proust, t. II, 1988, 665). Swann erweist sich als moderner sinnlicher Hörer, als *auditeur corporel*.

Kommen wir nun zum zweiten Beispiel: Marcel und Albertine. Die eifersüchtige Liebe des Erzählers Marcel zu Albertine, jenem provokanten lesbischen Sportsgirl, das er im zweiten Band des Romanwerks *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* am Strand von Balbec kennen lernt, ist bekanntlich als Wiederholung und Radikalisierung der eifersüchtigen Liebe Swanns zu Odette aus dem ersten Band zu lesen.

„Ah! tu me mets aux anges“ (Proust, t. IV, 1989, 106, kursiv U.F.) – „Du bringst mich zum himmlischen Höhepunkt“ (U.F.) soll Albertine nach Auskünften des Liftboys des Grand Hotel von Balbec zu einer kleinen Wäscherin gesagt haben. Allein dieser Satz treibt den Erzähler in den Wahnsinn einer selbst nach ihrem Tod immer wieder aufkeimenden Eifersucht:

[...] mon cœur était brûlé sans pitié par un feu d'enfer, tandis que je voyais Albertine ressuscité par ma jalousie, vraiment vivante, se raidir sous les caresses de la petite blanchisseuse à qui elle disait: „Tu me mets aux anges.“ Comme elle était vivante au moment où elle commettait sa faute [...]. (Proust, t. IV, 1989, 109)

Der Affekt der Eifersucht ist so stark, dass er Tote lebendig werden lässt. Durch die Eifersucht des Erzählers kommt es zur Auferstehung Albertines. Die „résurrection“ Christi wird hier zum Feuer der Eifersucht deformiert, Albertine zum zweiten Christus pervertiert, der nicht durch das Feuer der Liebe, sondern durch das Feuer der Eifersucht wieder aufersteht. Auch hier spielen Medien wie Musik und Malerei als Wahrnehmungsfiltren und Generatoren von Begehren und Eifersucht eine entscheidende Rolle.

Im Unterschied zu Odette, die von Swann mit Identitätsstiftenden Malerei-Filtren aus dem Botticelli-Repertoire fixiert wird, geraten genau jene Identitätsstiftenden Fixierungsversuche des Erzählers außer Kontrolle. Der Puppenbastler

verliert zunehmend an Souveränität. Nicht er beherrscht die Medien. Die Medien beherrschen ihn, noch nach dem Tod der Geliebten. Der

Kontrollverlust beginnt, nicht zufällig in Venedig, Stadt der Phantasmen und Albträume, die der Erzähler im sechsten Band der *Recherche – Albertine disparue* – mit seiner Mutter bereist.

In der Galleria dell'Accademia betrachtet der Erzähler, ganz unbedarft, das berühmte Carpaccio-Gemälde *Der Patriarch von Grado heilt einen Besessenen* (Abb. 4), als plötzlich, gleich einem Zombie, die tote Albertine in Gestalt eines schönen Jünglings im mit Brokat bestickten Mantel des La Calza-Ordens aus dem Bild zu steigen scheint:

Sur le dos d'un des compagnons de la Calza, reconnaissable aux broderies d'or [...], je venais de reconnaître le manteau qu'Albertine avait pour venir avec moi en voiture [...]. J'avais tout reconnu, [...] je fus envahi pendant quelques instants par un sentiment trouble et bientôt dissipé de désir et de mélancolie. (Proust, t. IV, 1987, 226)

Schwindel, Begehren, Todessehnsucht und Melancholie sind die Affekte, die von der allorts medial und akustisch präsenten toten Albertine in Venedig ausgehen.



4 | Detail aus Vittore Carpaccio. *Miracolo della reliquia della Croce al ponte di Rialto, Il Patriarca di Grado che esorcizza un indemoniato* (1494). Tempera su tela (cm 365x389). Gallerie dell'Accademia, Venezia.

Kurz darauf sitzt Marcel auf der Terrasse eines Grandhotels und lauscht dem Gesang eines Gondolieres, der den zeitgenössischen neapolitanischen Hit „O sole mio“ singt. Es ist die geheimnisvolle Mischung aus Eros und Todessehnsucht, die vom metallischen Klang der Stimme des Unbekannten ausgeht, die ihn fasziniert. Hin- und hergerissen, ob er gehen oder bleiben soll, der am Bahnhof wartenden Mutter folgen oder sich weiter in den Bann des akustischen Eros begeben soll, verharret der Erzähler weiter, lauscht der unbekanntes Stimme und lässt sich von ihr beherrschen. Die tote Albertine scheint die ganze Stadt Venedig zu beherrschen und unkontrollierbare Bilder und Affekte zu generieren.

Die schon zu Lebzeiten unkontrollierbare Bilderflut, die seriellen Endlos-maskeraden der Albertine können von Marcel in keiner Identitäts-stiftenden Struktur gebannt werden. Der Puppenspieler hat ausgespielt.

Anders als Odette, deren Ambiguität von Swann noch durch konventionelle identitätsstiftende Medialisierungen fixiert werden kann, wirken bei der Figur der Albertine die modernen Mechanismen der Serialisierung: einer Serialisierung, die im Zeichen von Ähnlichkeit und Differenz steht und beim Erzähler Reminiszenzen an die Serie der ähnlichen und unähnlichen Engel des Renaissance-Künstlers Benozzo Gozzoli aufruft (Proust, t. III, 1988, 577-578; Abb. 5).



5 | Detail aus Benozzo Gozzoli. *Angeli in adorazione (sinistra)* (1459). Affresco. Cappella dei Magi, Palazzo Medici Riccardi, Firenze.

Entscheidend ist, dass bei Proust bei allen Verfahren der pikturalen Überformung die klassische Ekphrasis keine Rolle mehr spielt: Die zitierten Bildmaterialien stehen einzig im Dienst einer triangulären und zirkulären Struktur des Begehrens.

Bibliografie

- BARTHES, Roland. 1964. *Essais critiques*. Paris: Seuil.
- FELTEN, Uta. 2018. „Feminidades nomádicas en la fotografía del siglo XX.“ *In Tras la cámara. Estudios sobre mujeres fotógrafas*. Vol. 18, No. 1, *Area Abierta. Revista de comunicación audiovisual y publicitaria*, ed. Francisco García Ramos & Uta Felten, 97-110, Madrid: Universidad de Complutense.
- GIRARD, René. 1961. *Mensonges romantiques et vérité romanesque*. Paris: Grasset.
- GÖTTLER, Fritz. 2000. „Vom Philosophieren in den Propyläen. Play it again, Roland Barthes: Ein Streifzug durch internationale Journale.“ *Süddeutsche Zeitung* 27.03.2000.
- KARPELES, Eric. 2009. *Le musée imaginaire de Marcel Proust. Tous les tableaux de À la recherche du temps perdu*. London: Thames & Hudson.

- MARANGONI, Eleonora. 2014. *Proust et la peinture*, Paris: Michel de Maule.
- PROUST, Marcel. 1987-1989. *À la recherche du temps perdu*, 4 tomes. Paris: éd. Jean-Yves Tadié, Bibliothèque de la Pléiade, Édition Gallimard.
- 1987. Tome I. *Du côté de chez Swann, À l'ombre des jeunes filles en fleurs I*.
- 1988. Tome II. *À l'ombre des jeunes filles en fleurs II, Le côté de Guermantes*.
- 1988. Tome III. *Sodome et Gomorrhe, La prisonnière*.
- 1989. Tome IV. *Albertine disparue, Le temps retrouvé*.
- PROUST, Marcel. 1971. *Jean Santeuil précédé de Les Plaisirs et les Jours*. Paris: éd. Pierre Clarac & Yves Sandre, Bibliothèque de la Pléiade, Édition Gallimard.

Résumé

La *Recherche* de Marcel Proust se révèle être un palimpseste d'imaginaires picturales visant à montrer la fragilité de concepts binaires tels ceux évoqués par les oppositions entre 'réel' et 'fictif' ou 'masculin' et 'féminin'. La figure de l'inversion déformatrice, qui s'approprie de la peinture pour la transposer en d'autres contextes que ceux dans lesquels elle a pris naissance, devient ainsi une qualité emblématique de l'esthétique proustienne.

Comme cet article le montre, c'est particulièrement en jouant avec de nombreux fragments du monde artistique de la Renaissance et de la pré-Renaissance italienne, que l'auteur de la *Recherche* éveille le sentiment d'une perpétuelle incertitude qui agit non seulement sur la façon dont Charles Swann et Marcel font naître leurs représentations et *poupées intérieures* des femmes qu'ils aiment. Il suscite toutefois en même temps et de manière consciente une sorte de 'trouble dans le genre' remettant en cause le classement traditionnel des genres, un des charmes particuliers de l'œuvre proustienne.

Abstract

Proust's *Remembrance of Things Past* can be read as a palimpsest of pictorial imaginations that is at the core of the novel's blurring of such binary distinctions as between 'real' and 'fictitious' or 'male' and 'female'. Inverting and distorting the original contexts of meaning of paintings can thus be defined as a seminal figure of the Proustian aesthetics.

As will be shown, one of the appeals of the Proustian oeuvre is its playing upon images and fragments from the universe of art, especially from the (early) Italian Renaissance. The author thereby creates a state of permanent perceptual disconcertion that does not only affect the way Swann and Marcel generate their own mental images and internal dummies (*poupées intérieures*) of the women they desire but also evokes a kind of deliberate gender trouble questioning traditional gender norms.

Jannis Harjus

Enregisterment del rotacismo, del ceceo y de la fricativa en Andalucía Occidental

El caso de la serie de televisión *Allí Abajo*

Jannis Harjus

es docente e investigador en el
Departamento de Filología Románica de la
Universidad de Innsbruck.
jannis.harjus@uibk.ac.at

Palabras clave

Enregisterment – hablas andaluzas – rotacismo – ceceo – indexicalización

Introducción

Hasta ahora, los trabajos sobre las variables lingüísticas del español casi nunca han adoptado un punto de vista constructivista. El enfoque tradicional del acercamiento a las variedades de la lengua española – en la tradición cuantitativa de Labov (1966), los análisis cualitativo-etnográficos en el sentido de Milroy (1980) o los estudios de la relación identidad-variación de Eckert (2012) – ve espacios y variables lingüísticas como las condiciones previas a la aparición de cualquier variación lingüística (Harjus *en prensa 1*). Los trabajos sobre las hablas andaluzas occidentales dan por antepuestos a la propia variación lingüística tanto los espacios (urbanos) para la variación como las variables lingüísticas en sí: se investiga la variación sociolingüística en un espacio (urbano) preestablecido. Es el caso de las hablas andaluzas sobre todo con respecto a ciertas variables fonéticas que se toman simplemente por sentado. Siguiendo un enfoque constructivista, los espacios, sin embargo, no están simplemente ahí, sino son producidos por diferentes acciones, entre otros por actos lingüísticos, como ya han demostrado diferentes estudios que siguen las ideas constructivistas del *place-making* lingüístico y de la lingüística urbana (Busse/Warnke 2015).

Desde el punto de vista de la lingüística urbana, ciertas variables lingüísticas también están incluidas en este proceso lingüístico-discursivo. En esta contribución, suponemos que el componente social-evaluativo de ciertas variables lingüísticas del español hablado en Andalucía occidental se construye socio-

discursivamente a través del proceso del *enregisterment*, es decir que tiene lugar una construcción discursiva de una variedad lingüística (del Valle 2013).

Este enfoque constructivista requiere la presuposición de que las variedades no existen por sí mismas y que su existencia se debe a un proceso lingüístico-discursivo. Esta visión tiene sentido en el análisis de preguntas lingüísticas variacionales, ya que la investigación misma genera construcciones discursivas de variedades. Por lo tanto, en esta contribución queremos investigar en qué medida tres fenómenos variacionales del español de Andalucía occidental, que se destacan como salientes para las hablas andaluzas occidentales, se describen lingüística- y discursivamente en la primera temporada de la serie de televisión *Allí Abajo* (2015). Analizamos la exitosa serie española desde tres puntos de vista diferentes: primero, estamos interesados en la construcción de la variación social acerca del uso del ceceo, del rotacismo y de la ch-aflojada entre los protagonistas de la serie. En segundo lugar, quisiéramos destacar qué comentarios metalingüísticos se encuentran respecto a estos fenómenos fonético-fonológicos en la serie. Tercero, concluimos intentando descubrir un posible *enregisterment* de las variables lingüísticas para mostrar el carácter constructivista de la variación, que no sólo tiene repercusiones en la serie ficticia, sino también para las hablas andaluzas en sí.

Si bien los aspectos del *place-making* lingüístico y del *enregisterment* como elementos teórico-metodológicos de la lingüística urbana ya han sido tratados en la filología inglesa (Johnstone 2009; 2016) y alemana (Warnke/Busse 2014; Busse/Warnke 2015), la romanística en general (Frekko 2009) y la hispanística en particular sólo están comenzando a iniciar la investigación (Hoinkes 2015; Peter 2018; Harjus *en prensa 1*).

Base teórica: Enregisterment

El término *enregisterment* se refiere a procesos ideológicos en los que marcadores lingüísticos están vinculados a ciertas categorías sociales que declaran performativamente acciones sociales (Johnstone 2009, 159). Las formas lingüísticas que se repiten, como por ejemplo ciertos fenómenos fonético-fonológicos del español hablado en Andalucía, pueden asumir la función de indicar el estado de los hablantes. Agha define *enregisterment* como:

processes whereby behavioural signs (whether linguistic, non-linguistic, or both) are functionally reanalyzed as cultural models of action, as behaviors capable of indexing stereotypic characteristics of incumbents of particular interactional roles, and of relations among them. (Agha 2007, 55)

El término *enregisterment*, entonces, se refiere a procesos (cognitivos) en los que los fenómenos lingüísticos están vinculados a determinadas categorías sociales (Johnstone 2009, 158) y que desde Silverstein se caracterizan como segunda indexicalización (Silverstein 2003). Este concepto se puede usar para demostrar cómo la variación lingüística está vinculada al contexto urbano y cómo se construyen las identidades en este contexto: «*Enregisterment* refers to processes and practices whereby performable signs become recognized (and

regrouped) as belonging to distinct, differentially valorized semiotic registers by a population» (Johnstone 2016, 633). En este sentido, un grupo de hablantes llega a tener conciencia metalingüística sobre particularidades de su variedad diatópica o diastrática.

Además, el proceso se refiere a prácticas metapragmáticas (Silverstein 2003), que demuestran qué características lingüísticas particulares conectan la identidad (local) con los lugares (Busse/Warnke 2015): «Die Selbstwahrnehmung der Sprecher führt zu einer Identitätskonstruktion, die auf der Basis kommunikativer Eigenheiten des Sprachgebiets selbst, (z. B. des Stadtviertels) vorgenommen wird» (Hoinkes 2015, 26). Pero por último, y lo que interesa ante todo en esta contribución, el *enregisterment* tiene como resultado la consolidación de rasgos lingüísticos de ciertos lugares y/o variedades (Harjus *en prensa* 1; Johnstone 2009). La variación lingüística, que sigue estando asociada con deficiencias, pobreza y clases sociales bajas, a menudo con la clase trabajadora, sólo puede ser evaluada dentro de un discurso público si los hablantes del dialecto local se han alejado alguna vez de su comunidad de habla local, se fijan en las diferencias y empiezan a hablar de esta variación:

Linguistische Variation, die im Rahmen linguistischer Expertise weiterhin als defizitär, bildungsarm oder mit einer bestimmten sozialen Klasse – oftmals der Arbeiterklasse – assoziiert wird, kann innerhalb dieses öffentlichen Diskurses nur dann vorgefunden und bewertet werden, wenn die Sprecher des lokalen Dialekts mobil werden, die Unterschiede bemerken und darüber reden. (Busse/Warnke 2015)

En el caso de la comunidad lingüística de Andalucía estamos ante una sociedad que maneja una conciencia lingüística impresionante, especialmente respecto a los rasgos fonético-fonológicos, como demuestran varios estudios, entre ellos Narbona Jiménez (2013) y Harjus (2018). Discursos metalingüísticos subyacentes se asocian con una nueva interpretación de determinados rasgos variacionales con nuevas evaluaciones que pueden llegar a expresar identidades locales y pueden incluso declarar y producir autenticidad, nostalgia y orgullo local o, a nuestro juicio, también todo lo contrario: ridículo, rechazo o denegación por parte de ciertos sectores de la comunidad lingüística:

Diese identitätsstiftenden Eigenheiten sind aber mit sozialen Struktur- und Abgrenzungsprozessen verwoben, so dass die sprachliche Variation sogleich zu einem ‚marker‘ (im Sinne Labovs) für soziale Stratifikation oder Gruppenzuordnung wird und auch soziale Hierarchien konsolidiert. [...] Dabei werden die distinktiven sprachlichen Merkmale im kommunikativen Raum explizit sozial verortet und bewusst, also reflexiv, zur Identitätskonstruktion herangezogen. (Hoinkes 2015, 26)

Señalan Busse/Warnke (2015) que hay que tener en cuenta que la conciencia metalingüística acerca de una variedad dentro de una comunidad de habla se construye lingüístico-discursivamente en contextos dinámicos y por lo tanto gana reconocimientos positivos o negativos: se perciben las variedades como lingüísticamente auténticas y totalmente enlazadas con determinada comunidad de habla – cosa que hay que tener en cuenta, especialmente a la hora de analizar el saber metalingüístico y/o las percepciones de los hablantes de comunidades de habla específicas (Krefeld/Pustka 2010). Por consiguiente, el análisis

del *enregisterment* no debería basarse en un estándar metodológico fijo. Por el contrario, se trata de analizar cómo se generan significados sociales a través de estrategias lingüísticas específicas y evaluaciones construidas y discutidas discursivamente:

Der Analyse des *Enregisterments* sollte deshalb nicht ein fixierter Standard zu Grunde gelegt werden. Vielmehr geht es darum zu untersuchen, wie durch spezifische linguistische Strategien bzw. diskursiv ausgehandelte Bewertungen soziale Bedeutung erzeugt wird und wie diesen sprachbasierten Praktiken deklaratives Potential durch eine *Community of Practice* zugeschrieben wird. (Busse/Warnke 2015)

La cuestión de cómo se construyen estas prácticas discursivas, para que los hablantes puedan construir lingüístico-discursivamente cierta identidad lingüística en un mundo material con ellas, se efectúa desde múltiples perspectivas: una de ellas es el acercamiento a través de creaciones culturales, como sería una serie de televisión, e investigar cómo se construyen evaluaciones y estrategias variacionales a través del uso lingüístico de ciertos protagonistas ficticios. En el siguiente capítulo lo haremos a través de la serie española *Allí Abajo*.

Análisis

Como ya hemos mencionado, al analizar el *enregisterment* de ciertos fenómenos fonéticos del español andaluz occidental, consideramos una forma cultural de construcción lingüístico-discursiva de ciertas variables lingüísticas. Los aspectos culturales se analizan cada vez más en los enfoques constructivistas de la lingüística urbana. El análisis puede incluir todo tipo de prácticas culturales, en particular literatura ficticia, películas y cultura creativa popular, por ejemplo letras de canciones, pero también guías turísticas (Busse/Warnke 2015). En este trabajo, analizamos en qué medida las características variacionales del español hablado en el oeste de Andalucía aparecen en la serie de televisión *Allí Abajo* y de qué forma están *enregistered* por el uso por parte de determinadas protagonistas y por posibles comentarios metalingüísticos. De todas formas, antes de este análisis explicaremos brevemente los tres rasgos fónicos a investigar: el rotacismo, el ceceo y la fricativización. Estos siguientes subcapítulos siguen a grandes rasgos las ideas expuestas en Harjus (2018, 115-197).

La situación variacional de Andalucía occidental: la visión lingüística científica

Rotacismo

El rotacismo consiste en la pronunciación de una /l/ como [r]. No se trata de un fenómeno lingüístico exclusivo del andaluz: «[...] se trata de un proceso común en todo el espacio y estratos lingüísticos del español rústico y vulgar» (Mondéjar 1991, 201). Pero Ariza Viguera (1994, 161) destaca la «[...] extraordinaria frecuencia [...]» y gran aceptación social del rotacismo entre los hablantes andaluces, que lo convierten, según Jiménez Fernández, en «otro de los rasgos característicos del andaluz» (1999, 61). Abundan las opiniones sobre la existencia del

rotacismo en Andalucía a partir del Siglo de Oro (Frago Gracia 1993, 497), cuando el fenómeno empieza a tener una clara expansión y aceptación social en Andalucía.

Hay trabajos sobre el rotacismo en Andalucía desde el siglo XIX (Narbona Jiménez/Cano Aguilar/Morillo Velarde-Pérez 2011, 212) y la gran mayoría de las obras científicas más destacadas sobre las hablas andaluzas mencionan el rotacismo (Zamora Vicente ²1996, 315-316; Narbona Jiménez/Cano Aguilar/Morillo Velarde-Pérez 2011, 212-216). Así también podemos leer en el *Atlas Lingüístico y Etnográfico de Andalucía* que los hablantes de la gran mayoría de las comunidades de habla de Andalucía occidental neutralizan la oposición /r/ y /l/ en posición implosiva (Alvar/Llorente/Salvador 1973, 1720/1587). De todas formas, los datos más recientes sobre comunidades de habla de Andalucía occidental indican otra cosa que los trabajos tradicionales: Hoy en día, por ejemplo para Jerez de la Frontera, se encuentran solo el 17 % de las realizaciones del fonema /l/ como [r], con lo que la mayoría de las pronunciaciones se ajustan a la realización estándar del español septentrional (83 %): «Es especialmente en la charla más descuidada, cuando se habla de temas más cotidianos o cuando se está involucrado emocionalmente en un tema, cuando se nota el aumento» (Harjus 2018). Estos datos contradicen las conclusiones más antiguas de Carbonero Cano et al. (1992, 18), entre los cuales destaca el 75 % de realizaciones de rotacismo, mientras que el rotacismo en la comunidad de habla de Cádiz, con un 43 % ya se encuentra en declive en los años 80 (Payán Sotomayor 1988, 42). Datos parecidos encontramos para Sevilla capital: «El sevillano que incluso neutralice o haga desaparecer tales consonantes en el ámbito coloquial, no suele tener dificultad en recomponerlas y pronunciarlas inconscientemente» (Carbonero Cano 1982, 36). Entre los hablantes más cultos de la comunidad andaluza occidental de Jerez se encuentran en el estudio más reciente de Harjus (2018, 182) aún menos realizaciones de la [r] en lugar de la /l/ implosiva (4 %) que el 40 % que destacan Carbonero Cano et al. (1992, 26).

Es importante señalar que el rotacismo, por ejemplo en Jerez, no parece tener realizaciones entre los hablantes de los estratos más formados: «[e]l hablante culto rechaza este fenómeno» (Carbonero Cano et al. 1992, 26). Lo mismo ocurre en el habla de Cádiz (Payán Sotomayor 1988, 43). Datos parecidos ofrece también el estudio sobre el habla sevillana: «[t]odas estas soluciones de r o l [...] no están muy bien consideradas socialmente» (Carbonero Cano 1982, 36). Como mucho, los hablantes con muy poco trasfondo cultural parecen estar ligados al uso del fenómeno en Andalucía occidental.

Ceceo

Dicho de manera superficial, el fenómeno del ceceo proviene, al igual que el seseo, de la neutralización de los fonemas /s/ y /θ/. Incluso en la *Nueva gramática* de la Real Academia Española podemos encontrar esta ligera simplificación: «[...] las realizaciones de tipo interdental del segmento /s/» (Real Academia Española ²²2011, 190). En realidad las realizaciones del ceceo son

diferentes ya que el devenir histórico de las sibilantes en Castilla y Andalucía es distinto y ha llevado a realizaciones divergentes de sibilantes en el área hispanohablante: la de la distinción y la de la defonologización. De todas formas, esta última no parte de la distinción castellana, sino tiene otro origen: como la diferencia entre los fonemas alveolares y los dentales del sistema fonológico medieval era mínima, se comenzó a disminuirlos en el siglo XV. A diferencia del norte y centro de la Península Ibérica, se empezó a sesear y cecear, es decir, los fonemas resultantes del reajuste fonológico en Andalucía eran /ʃ/ y /z/, no /s/ y /s/, como en el español norteño. No obstante, la /ʃ/ y la /z/ resultantes de este reajuste fonológico meridional se parecían aún demasiado, por lo que se empezó a deshacer esta situación «[...] en un único fonema, el fricativo sordo /ʃ/, que tenía dos posibles realizaciones: una postdental [θ] y una predorsal [s]. De ahí provienen el actual ceceo, para la realización postdental [θ], y el seseo, con la predorsal [s]» (Harjus 2018, 143).

Según la dialectología actual, el territorio andaluz está separado en dos grandes zonas: la de la distinción, que se compone de la franja norteña y oriental, y la de la defonologización, que encontramos en el sur. Esta última se suele dividir a su vez en dos (Alvar/Llorente/Salvador 1973, 1580/1705): en Córdoba, la parte norteña de la provincia de Málaga, el centro-norte de Sevilla y Huelva, además de los centros urbanos del occidente, sobre todo Cádiz y Sevilla, predomina el seseo. Al contrario, en los ámbitos rurales de la costa, desde la onubense hasta la almeriense, se escucha el ceceo, incluyendo el sur de la provincia de Sevilla y el centro malagueño y granadino (Alvar/Llorente/Salvador 1973, 1580/1705; Jiménez Fernández 1999, 32-34; Morillo-Velarde Pérez 2008).

Sin embargo, en la actualidad sabemos que la división entre zonas del seseo y del ceceo «[...] más que geográfica es sociolingüística: mientras que la [variedad] ceceante es más rural, la seseante incluye los grandes centros urbanos, sobre todo, Sevilla, Córdoba y gran parte de las provincias de Granada, Málaga y Cádiz» (Harjus 2018, 142-143). Estudios sociolingüísticos recientes de centros urbanos andaluces lo han señalado: «El prestigio normativo de la variedad seseante es superior al de la variedad ceceante y por ello tiende a estar entre los hablantes de elevada condición sociocultural, aunque pertenezcan a una zona tradicionalmente ceceante» (Jiménez Fernández 1999, 33). De manera similar concluyen otros (Morillo-Velarde Pérez 2008, 169-170; Narbona Jiménez/Cano Aguilar/Morillo Velarde-Pérez 2011, 180-181; Zamora Vicente ²1996, 308). En la comunidad de habla de Granada, se ha analizado una separación entre espacios urbanos y rurales en hablantes seseantes o distinguidores y los ceceantes (Moyá Corral/García Wiedemann 1995; Melguizo 2006). Datos del habla de Málaga (Ávila Muñoz 1994) aportan conclusiones parecidas. De todos modos, el alto número de distinciones en la comunidad de habla de Málaga, también demostrado en Villena Ponsada (2001), indica que el ceceo no está abandonado a favor del seseo. Mientras datos algo antiguos sobre el habla sevillana indican para el ámbito urbano de Sevilla unos números abundantes de realizaciones seseantes, la rural tiende al ceceo (Carbonero Cano 1982). Además, estudios más recientes

analizan un claro aumento de la distinción entre los jóvenes, poniendo incluso en desventaja al seseo (González Bueno 1993). Más drásticas para el ceceo son las cifras para Córdoba, donde Uruburu Bidaurrázaga (1990) encuentra tanto realizaciones distinguidoras de /s/ y /θ/ como realizaciones seseantes. Para Huelva, de las Heras et al. (1996) no hallan seseo, pero sí realizaciones ceceantes y mucha distinción. «Con esto se puede ver que los fenómenos del seseo y del ceceo comparten las zonas de hablas andaluzas con la distinción castellana, cada vez más presente entre las clases más formadas y entre los hablantes andaluces más jóvenes» (Harjus 2018, 143). Los datos más recientes sobre el habla de Jerez indican lo mismo: más de dos tercios de las realizaciones del fonema /s/ en la comunidad de habla jerezana son [θ] (Harjus 2018; García-Amaya 2008, 61). Y una nota importante, ya destacada en Harjus (2018, 152-153), es que la mayoría de las realizaciones de las sibilantes españolas en el habla de Jerez son ceceantes, sobre todo entre los hablantes de un nivel educativo medio. De todos modos, hablantes con estudios universitarios también realizan el ceceo o, si no, la /s/ y la /θ/ de manera distinguidora, por lo que el estándar peninsular parece estar extendiéndose entre los niveles socioculturales más altos de la comunidad de habla jerezana. El supuesto estándar regional andaluz, defendido por Villena Ponsada (2008), basado en el seseo sevillano, no parece ejercer influencia ni en el habla de Jerez, ni en algunas partes de Andalucía occidental (de las Heras et al. 1996), ni en la propia capital hispalense (González Bueno 1993). El tema del seseo, ceceo y de la distinción en Andalucía no tiene una solución tan fácil, como algunos lingüistas insinúan.

Fricatización de la africada española

El fenómeno fónico de la fricatización consiste en la realización fricativa [ʃ] de la africada española [tʃ]. La articulación fricativa carece del momento oclusivo de la africada. Por tanto, parece ser más relajada que la de la africada española y está menos extendida por el área hispanohablante porque la africada suele ser la solución más aceptada: es la realización más común en el centro-norte de la Península Ibérica e Hispanoamérica. Andalucía parece ser el área hispánica con más realizaciones fricativas. Allí, el fenómeno va desde las zonas costeras almerienses a la fuente del Guadalquivir en Jaén, en el oriente de Andalucía, cruzando el centro-sur de Granada y el centro-oeste de la provincia de Málaga hasta las costas gaditanas, el centro-sur de Sevilla y la costa onubense (Alvar/Llorente/Salvador 1973, 1582/1709). No obstante, «[...] la *ch* fricativa suele compartir su dominio con la africada, muchas veces en clara desventaja [...]» (Narbona/Cano Aguilar/Morillo Velarde-Pérez 2011, 196). De esta forma, por ejemplo, en el habla granadina, Moyá Corral/García Wiedemann (1995) obtienen datos sociolingüísticos significativos: más del 80 % de los hablantes granadinos pronuncian una [ʃ], frente a menos del 20 % de los que realizan la [tʃ]. Resultados similares se encuentran en el habla sevillana, donde Carbonero Cano define la solución fricativa como «vulgar» y concluye que «[s]olo en los niveles más bajos y en los registros más coloquiales es posible localizar el fenómeno» (1982, 37). De ahí se origina el prestigio abierto para la africada que

es la realización estándar en el centro-norte de la Península, así como la más frecuente entre los sevillanos cultos. Villena Ponsada (2008, 145) llega a la conclusión de que los jóvenes cultos en Andalucía occidental que sesean también realizan mayoritariamente la africada. Sin embargo, señala que la fricativa pertenece a la presunta norma sevillana que se extendería por toda Andalucía occidental (Villena Ponsada 2008, 156). Al contrario, Carbonero Cano (2003, 116) indica una exigua aceptación de la fricativización en toda Andalucía, incluyendo las zonas de Andalucía occidental, ante todo Huelva y Málaga, pero excluyendo Jerez de la Frontera. Zamora Vicente (²1996) afirma que la realización fricativa de la africada suele ser la más representativa dentro de Cádiz, «[...] aunque en el *ALEA* se ve la provincia fragmentada por realizaciones fricativas en Algeciras o Arcos de la Frontera, por africadas en Sanlúcar de Barrameda o pueblos de la Serranía de Cádiz y por la coexistencia de ambos tipos en Medina Sidonia o Cádiz capital» (Harjus 2018, 155). Según algunos lingüistas, en la comunidad lingüística andaluza de Jerez coexiste la realización fricativa con la africada (Alvar/Llorente/Salvador 1973, 1582/1709). Otros, como Carbonero Cano et al. (1992, 29), advierten que la fricativa [ʃ] no está valorada como prestigiosa por los propios hablantes. De todos modos, estudios recientes «muestran una clara tendencia hacia la realización fricativa [ʃ] de la africada castellana [t͡ʃ], ya que el 81 % de las realizaciones son [ʃ] y solo el 19 % son [t͡ʃ]» (Harjus 2018, 156). Estos resultados se aproximan a los de Carbonero Cano et al. (1992, 29), que mencionan un 83 % de realizaciones fricativas. De todas formas, sobresalen las pocas realizaciones africadas en comparación con Sevilla (Carbonero Cano 1982), Málaga (Villena Ponsada 1997) o Cádiz (Payán Sotomayor 1988, 70).

Mientras que estos datos indican diferencias entre las comunidades de habla de Andalucía occidental, el factor más importante en la variación sociolingüística de la africada parece ser el nivel cultural: Tanto para Cádiz (Payán Sotomayor 1988, 70) como para Málaga (Villena Ponsada 2001) se encuentran estas diferencias sociales. En Harjus (2018) se ve un claro descenso de realizaciones de la fricativa cuanto más sube el nivel cultural de los hablantes: «mientras que todas las realizaciones (100 %) de la africada [t͡ʃ] de los hablantes de menor nivel cultural y el 97 % de las de los de un nivel cultural medio son fricativas [ʃ], los hablantes jerezanos más formados solo pronuncian una fricativa en el 48 % de los casos» (Harjus 2018, 159). Con eso, el fenómeno en Andalucía occidental parece estar claramente ligado al grado de formación de los hablantes, aunque también encontramos soluciones fricativas entre los más cultos: de todas formas, el fenómeno no está extendido por toda Andalucía occidental.

La Serie de televisión *Allí Abajo*

En España, las series de televisión españolas gozan de mucha audiencia. Así es también en el caso de la serie de comedia *Allí Abajo* (Crespo-Pereira/Juanatey-Boga 2017, 438). La serie tiene un tema similar a la exitosa película *Ocho Apellidos Vascos* (2014) y sus predecesoras románicas *Bienvenue chez les Ch'tis* (2008) y *Benvenuti al sud* (2010), también muy influenciadas por estereotipos específicos acerca de los idiomas y las culturas. En contraste con la película *Ocho*

Apellidos Vascos, que trata sobre un andaluz en el País Vasco, en la primera temporada de la serie de televisión *Allí Abajo*, el protagonista vasco Iñaki tiene que acompañar a su madre dominante en un viaje de fin de semana a Sevilla. Allí, la madre se lastima fortuitamente, cae en coma e Iñaki tiene que continuar forzosamente su vida en Andalucía, un lugar bastante extraño para él. En el transcurso de la primera y segunda temporada aquí investigadas, a pesar de las barreras lingüísticas y culturales, con familiares, amigos vascos y nuevos conocidos andaluces como obstáculos en el camino, Iñaki se enamora de la enfermera sevillana Carmen. Para más información, véase: elperiodico.com. A pesar de las duras críticas al uso estereotipado de las variedades lingüísticas del español hablado en el País Vasco y en Andalucía y las culturas en la serie (ver Harjus en prensa 2), *Allí Abajo* disfruta de una alta audiencia en la cadena *Antena 3*, ha obtenido varios premios de televisión (antena3.com) y está estrenando ya su quinta temporada (formulatv.com).

Los rasgos fónicos salientes de la serie de televisión *Allí Abajo*

Últimamente, las hablas andaluzas se reflejan en varias películas y series de televisión españolas. Simultáneamente, las representaciones de las variedades andaluzas de la lengua española en estas obras culturales son frecuentemente criticadas por usos supuestamente erróneos de las hablas locales andaluzas. La serie *Mar de Plástico* fue uno de los casos más discutidos: «No hay ni un solo personaje que parezca almeriense, y el batiburrillo de acentos andaluces me está matando» (ideal.es). Según algunos comentarios de páginas web, demasiados protagonistas de la serie *Mar de Plástico* tienden a realizar rasgos de las hablas andaluzas occidentales, especialmente el seseo. De esta forma, construirían una variedad occidental del español hablado en Andalucía en la Almería ficticia de la serie: un claro caso de construcción lingüístico discursiva de un habla local. En esta contribución analizamos los rasgos fónicos realizados por los protagonistas ficticios de la serie *Allí Abajo*.

Desde el principio de la primera temporada de 2015, hay críticas por parte de hablantes españoles acerca de la realización de rasgos fónicos de las hablas andaluzas en la serie. Se dirigen casi unánimemente al personaje de Don Benito Benjumea, interpretado por el actor onubense Mariano Peña, como reflejan las citas: «¡Por Dios, que alguien le diga a Mariano Peña que su imitación del acento andaluz es PA-TÉ-TI-CA !!! A veces sesea, a veces no....Queda horrible para el oído» (eleconomista.es) o «Lo de Mariano Peña imitando acento sevillano es un poco así como sacame [*sic!*] el oído interno y arrancame [*sic!*] de cuajo la oreja, no?» (Palmero 2015). Estas opiniones de hablantes reflejan la dificultad de una interpretación virtual de las variedades andaluzas de la lengua española. En adelante, nos ocuparemos de la interpretación de los rasgos fónicos del ceceo, de la fricativización y del rotacismo en la primera temporada de la serie *Allí Abajo*.

| Rasgos salientes | Figuras de la serie que (no) suelen realizar estos rasgos fónicos salientes | Oficios de las figuras ficticias de la serie | Origen geográfico de las figuras ficticias de la serie | Edad de las figuras |
|----------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------|-------------------------------------------------|
| + [s]/[θ] + [tʃ] -rotacismo | - | - | - | - |
| +seseo + [tʃ] -rotacismo | Rober Oftalmólogo Azucena Irene Trini | médico médico estudiante enfermera jefa de la clínica | Sevilla Sevilla Sevilla Sevilla Sevilla | mediana mediana joven joven mediana |
| +seseo + [j] -rotacismo (<i>excep.</i> [mi arma]) | Carmen Dolores Ángela Isabel | enfermera enfermera enfermera cocinera | Sevilla Sevilla Sevilla Sevilla | mediana mediana mediana mediana |
| +seseo + [j] +rotacismo | Rafi Luci Merche Piedad | camarero sin empleo sin empleo sin empleo | Sevilla Sevilla Sevilla Sevilla | mediana avanzada mediana mediana |
| +ceceo + [j] +rotacismo | José | celador | Málaga | joven |

1 | Rasgos salientes ficticios de las figuras de *Allí Abajo*.

Varios personajes sevillanos de la serie evitan mayoritariamente dos de los rasgos fónicos bajo investigación: la fricativización y el rotacismo. Se trata de la jefa ejecutiva de la clínica Hispalis, el personaje de Trini, de unos treinta años, que refleja a una mujer ambiciosa y también a la protagonista con más poder personal (y financiero) de todo el hospital. En este grupo de protagonistas que suelen realizar el seseo, pero evitar el rotacismo o la fricativización, se encuentran también todos los médicos, entre ellos el personaje principal de Rober: [lo mejor para Maritʃu sera ke deskanse] *lo mejor para Marichu será que descanse* (Rober, I, 12:35). Además, podemos incluir en este grupo a los personajes más jóvenes, como la enferma Irene o la estudiante Azucena: todos estos personajes tienen en común que evitan absolutamente la fricativización de la africada española y el rotacismo. Este último ni siquiera lo aplican en el deíctico *mi alma* [mi arma], por lo general muy presente en la representación del habla sevillana en la serie. No obstante, en algunas realizaciones de la /θ/ tanto por parte de Trini como por parte de Azucena se mantiene la [θ], evitando ligeramente el seseo, en pocas situaciones comunicativas: [ke no hose ke no me boi a kasa kon un

θelador] *qué no José, qué no me voy a casar con un celador* (Azucena, XI, 39:15). Los ejemplos de distinción entre /s/ y /θ/ siguen siendo escasísimos entre los protagonistas andaluces. Por consiguiente, la serie de televisión sigue en líneas generales la idea lingüística de la norma sevillana basada en el rasgo fónico del seseo para Andalucía occidental (Villena Ponsada 2008). En esto coincide con las películas de Alberto Rodríguez que están ambientadas en Andalucía Occidental, como *Siete Vírgenes* o *Grupo Siete* (Harjus *en prensa 2*). Al igual que las dos películas mencionadas, la serie *Allí Abajo* contrasta con los estudios sociolingüísticos más recientes sobre Huelva (de las Heras et al. 1996), Jerez de la Frontera (García-Amaya 2008; Harjus 2018) y Sevilla (González Bueno 1993), los cuales indican la falta de realizaciones del seseo entre los hablantes más jóvenes y más cultos para demostrar el aumento del uso de la distinción entre /s/ y /θ/ en estas comunidades de habla reales. El uso permanente y casi absoluto del seseo en todos los personajes ficticios con un nivel de educación alto (médicos, estudiantes) o de poca edad (Irene) choca con la realidad comunicativa analizada por la sociolingüística actual.

Muy interesante nos parece la distribución de realizaciones de la [ʃ] que, según Carbonero Cano (2005), fácilmente podría formar parte de una norma sevillana. Mientras que ninguno de los médicos ficticios, ni de las jóvenes sevillanas realiza esta variable fónica, todas las demás protagonistas, las enfermeras de mediana edad, la cocinera Isabel, el camarero Rafi o las vecinas de Carmen, Piedad, Luci y Merche, que están en paro y representan figuras de estratos sociales bajos, suelen realizar la fricativa. Especialmente las vecinas del bloque de pisos de Carmen como la protagonista principal misma, suelen usar repetidamente la [ʃ]: [lo dijo un plase, maruʃi] *lo dicho, un placer, Maruchi* (Piedad, X, 23:55). Junto al celador José, los personajes de las vecinas son los que más recurren a rasgos lingüísticos de las hablas andaluzas occidentales, consiguiendo de esta manera un protagonismo especial: «Los guionistas les tienen cogido el tranquillo [a las vecinas] y cada frase es oro (hasta Luci, a la que deberían lavar la boca con jabón, tiene especial gracia soltando los innecesarios insultos)» (Solà i Gimferrer 2015). La creación de estas tres vecinas recurre al penoso estereotipo de mujeres andaluzas hablando en voz alta, diciendo groserías y realizando los rasgos fónicos más salientes del habla sevillana, incluyendo el rotacismo, y no sólo en la forma casi lexificada del hipocorístico [mi arma] *mi alma* como lo hacen muchos de los protagonistas de la serie, sino también en otros contextos: [eso es lo que a ti te ase farta] *eso es lo que a ti te hace falta* (Luci, VI, 14:22). Si tenemos en cuenta que el rotacismo en muchas comunidades de habla de Andalucía occidental, como por ejemplo en Jerez de la Frontera (Harjus 2018, 184), casi no ocurre, estamos delante de un claro ejemplo de construcción lingüístico-discursiva de una variable lingüística: la creación de un rasgo lingüístico casi inexistente en la comunicación diaria en comunidades urbanas de Andalucía occidental a través del habla de los personajes ficticios de la serie *Allí Abajo*.

Diferente, pero aún más preocupante nos parece el caso del celador José, procedente de la capital de Málaga y supuestamente el personaje de la serie con menos educación y poder adquisitivo. Según estudios sociolingüísticos, el ceceo ya no forma parte ni de la comunidad de habla de Sevilla (Carbonero Cano 1982) ni de Málaga capital (Ávila Muñoz 1994). Al contrario que en las zonas rurales de Andalucía occidental o en ciudades de tamaño medio, como Huelva (Regan 2017), Jerez de la Frontera (Harjus 2018) o Cádiz (Payán Sotomayor 1988), pocos hablantes tienden a cecear. De todas formas, estudios recientes (Regan 2017; Harjus 2018) señalan que el empleo del ceceo y el seseo, al contrario que en visiones menos recientes (Villena Ponsada 2008), no está ligado en absoluto a la variable social de la educación de un hablante: «[...] muchos encuestados cultos no tienden hacia la pronunciación de un dialecto terciario del español, sino que realizan [...] ante todo el ceceo y la fricativización de la africada» (Harjus 2018, 439). La representación de José como el único personaje que tiende constantemente a realizar el ceceo, nos parece bastante problemática: La limitación del uso del ceceo a este personaje con poca cultura lleva al espectador a relacionar la desfonologización a favor del ceceo únicamente con el habla descuidada de los hablantes andaluces procedentes de los niveles sociales más bajos. Por consiguiente, la representación única del personaje José como ceceante entre todos los personajes ficticios andaluces lleva aparejada una valoración sociolingüística y una connotación social negativas.

Con esto, hemos demostrado que en la serie *Allí Abajo* existe una clara distribución de hablantes ficticios de variedades andaluzas virtuales que construyen de una manera muy estereotípica, lingüístico-discursivamente hablando, una jerarquía sociolingüística que choca con la realidad analizada recientemente por algunos lingüistas: mientras que la sociolingüística moderna destaca un inmenso aumento de realizaciones distinguidoras entre los hablantes más cultos – tanto ceceo como seseo entre hablantes de todos los niveles sociales y muy poca presencia de rotacismos en las comunidades de habla de Andalucía occidental – los personajes ficticios más cultos de *Allí Abajo* tienden casi unánimemente a realizar el seseo, evitan casi todos el ceceo y la distinción, y recurren, al menos entre los personajes con menos trasfondo educativo, a un uso frecuente del rotacismo. Queremos indicar en adelante que la constante valoración de rasgos lingüísticos virtuales en la serie a través de comentarios metalingüísticos hacen aún más problemáticos estos resultados, ya que se relacionan algunos rasgos fónicos con valoraciones negativas concretas.

Comentarios metalingüísticos acerca de determinados rasgos fónicos en la serie *Allí Abajo*

Como es de esperar, en una serie de televisión que representa diferencias culturales entre una zona regional y otra, en *Allí Abajo* abundan comentarios metalingüísticos. Aunque no faltan referencias a la lengua vasca o las formas de realizar fonéticamente el español por parte de hablantes que también hablan el euskera, los comentarios acerca de las hablas andaluzas son aún más abundantes en la primera temporada de la serie, como por ejemplo en *Ya aprieta el*

calor o como decís aquí: [la kalo] *la calor* (Iñaki, X, 33:12). En relación con los rasgos fonéticos del ceceo, de la fricativación y del rotacismo también hay muchos comentarios metalingüísticos que implican una connotación negativa, tanto entre los mismos andaluces como desde la perspectiva vasca, respecto a los rasgos aquí investigados salientes por su ausencia en la variedad vascuence del español septentrional. El rasgo más mencionado por el grupo de los protagonistas de origen ficticio vasco es sin duda la fricativación de la africada española, como por ejemplo en:

1. [boi a kwida de mi marifu] *Voy a cuidar de mi Marichu* (Carmen) – [marifu marifu es marit̪u tanto os kwesta ablar bjen] *Marichu, Marichu. Es Marichu, tanto os cuesta hablar bien* (Begoña, III, 16:45)
2. [solo e sido su kafarrito komo dihen aki] *Sólo he sido su cacharrito, como dicen aquí* (Antxon, XI, 42:30).

Tanto en la primera como la segunda cita estamos ante una generalización de la fricativación. Mientras que la primera cita nos deja con la duda de si el personaje de Begoña se refiere –con la segunda persona del plural *os cuesta*– a Carmen y sus compañeras de la plantilla de enfermeras del hospital en especial o a los sevillanos y andaluces en general, la segunda nos indica con el deíctico *aquí* una generalización al menos para el habla sevillana. De todas formas, es aún más importante que el comentario metalingüístico de Begoña no solo hace hincapié en el mero uso de la fricativa en vez de la africada en [marifu] *Marichu*, sino que implica una clara evaluación negativa: *tanto os cuesta hablar bien* implica que el uso de la fricativa para la protagonista Begoña está mal, es inapropiado o incluso erróneo. Algo parecido ocurre con el uso del rotacismo, como por ejemplo en:

3. [ai mi kordo] *Ay, mi Koldo* (Piedad) – [e: es koldo kon ele] *Eh, es Koldo, con ele* (Koldo, VI, 18:39).

La corrección de la pronunciación de la [r] en vez de la /l/ –realizada por el personaje ficticio andaluz– por parte del protagonista ficticio vasco construye lingüístico-discursivamente una falta de corrección en el empleo del rotacismo.

Más abundantes son los casos de comentarios metalingüísticos, y no exactamente descriptivos, sino claramente valorativos, en situaciones comunicativas con realizaciones del ceceo. En especial, las situaciones en las cuales el personaje de José mantiene conversaciones con personajes ficticios vascos, por lo general fracasadas por dificultades de entendimiento por parte de los otros, como por ejemplo en:

4. [e to tjeθo lwego la θegunda a la iθkjerda] *Es todo tieso y luego la segunda a la izquierda* (José) – *Eh, ¿alguien que hable mi idioma, por favor?* (Iñaki, I, 38:34)
5. [mi nome e hoθe gregorjo nabahe aki tenei un amigo pa lo ke kerai θi θenore ehtoiki aki pa lo ke aga farta] *Mi nombre es José Gregorio*

Narváez, aquí tenéis un amigo para lo que queráis, si señores. Estoy aquí para lo que haga falta (José) – ¿Ehhh? (Koldo; Antxon; Peio) – Que se alegra de conoceros (Iñaki) – ¡Ahhh! (Koldo; Antxon; Peio) – [a: pwe komo θi jo ubjera dijo otra koθa] Ah, pues, como si yo hubiera dicho otra cosa (José, VI, 12:52).

Los problemas de comprensión surgen, aparte de por un ritmo más rápido y vivaz en los enunciados del personaje de José, obviamente por el uso de rasgos lingüísticos ajenos a los que los personajes vascos están familiarizados: ante todo, el ceceo en *tieso, segunda, señores* o *José* lleva a una conversación fallida entre los protagonistas. En un primer plano, se construye lingüístico-discursivamente una falta de exactitud en los enunciados del andaluz frente a una pronunciación septentrional a la que están acostumbrados los vascos. Esto mismo podemos observar también en un comentario metalingüístico de Iñaki acerca de hablantes andaluces que, al igual que el personaje de José, realizan la /s/ como una [θ]: *Vosotros con tantos [θeθeθe] parecéis avispas* (Iñaki, II, 07:18). La falta de semejantes situaciones comunicativas con hablantes seseantes y comentarios metalingüísticos valorativos negativos hacia el seseo construye, en un segundo plano, una jerarquía entre hablantes seseantes y ceceantes, atribuyendo a las realizaciones seseantes una comprensión más fácil y a las realizaciones ceceantes tanto una falta de corrección como un aspecto de burla.

Esto se repite incluso entre los propios personajes ficticios andaluces. En diferentes comentarios metalingüísticos se reflejan diferencias variacionales, por ejemplo en *Uff, a mí me cuesta hasta entender a los de Cádiz* (Rafi, IX, 17:44). Indicando una falta de intercomprensión entre las dos variedades de habla andaluzas, el personaje hace una distinción entre su propia comunidad ficticia de habla sevillana y la comunidad de habla gaditana. Con esto, recurre a ideas metalingüísticas semejantes de hablantes jerezanos que también distinguen entre ámbitos variacionales de Cádiz, Jerez y Sevilla por los rasgos salientes del seseo y ceceo (Harjus 2018, 335-339). Justamente en el rasgo lingüístico de la [θ] parece que los hablantes ficticios del español de Sevilla, como por ejemplo la enfermera Dolores, encuentran una diferencia con los hablantes de la zona de Cádiz: [iraθaθu: uf paresko de kadi] *Irazazu..., uff, parezco de Cádiz* (Dolores, III, 11:57). Estos comentarios metalingüísticos no sólo demuestran una mera descripción de zonas variacionales de Andalucía occidental supuestamente diferentes, sino que también conllevan aspectos valorativos que construyen, otra vez lingüístico-discursivamente, una falta de exactitud en las realizaciones del ceceo. De esta manera, el personaje andaluz de Don Benito Benjumea pregunta al ceceante José cuando éste le cuenta su idea de aprender el inglés: *¿Y qué va a ser lo siguiente?, ¿Aprender castellano?* (Don Benito Benjumea, XI, 49:11). Que Don Benito Benjumea señale a José que debe aprender castellano implica que el celador aún no lo sabe hablar o al menos que no lo sabe hablar bien. Otra vez, llama la atención que este tipo de comentario metalingüístico valorativo jamás se dirija a protagonistas andaluces que realizan un seseo ficticio, sino solamente al único ceceante.

Conclusión

Las hablas andaluzas han sido frecuentemente objeto de comentarios meta-lingüísticos y han sido retratadas a menudo en películas, obras de teatro o novelas literarias, desgraciadamente muchas veces con un tono humorístico. Así concluye Jiménez Fernández acerca de la obra teatral de los hermanos Quintero: «Lo penoso es que [...] hayan de recurrir al empleo de un andaluz que no dudamos en calificar de vulgar, zafio, ordinario y tosco» (1997, 584). El autor lleva este aspecto a la actualidad cuando señala que los medios de comunicación de hoy siguen trabajando «[...] con las mismas herramientas lingüísticas de los Quintero: convertir el andaluz en un tubo de la risa» (Jiménez Fernández 1997, 584).

Nosotros hemos demostrado por un lado que la producción cultural actual en España, en nuestro caso la serie de televisión *Allí Abajo*, sigue usando las hablas andaluzas como motivo de burla, especialmente a través de comentarios meta-lingüísticos. Pero por otro lado, podemos concluir que las burlas se dirigen expresamente a determinados fenómenos: ante todo, el ceceo y la fricativización de la africada española. Hemos partido de la teoría del *enregisterment* que refiere a procesos cognitivos y sociales de creación de ciertas características de determinada variedad lingüística o incluso de cierta variable lingüística. La distribución de realizaciones variacionales de los personajes ficticios en la serie *Allí Abajo* nos da un claro ejemplo de una construcción lingüístico-discursiva de variables lingüísticas: el uso de determinados personajes ficticios con un nivel educativo bajo y las constantes valoraciones negativas acerca del ceceo y de la fricativa en vez de la africada representan una indexicalización de unos rasgos fónicos de las hablas andaluzas que, según la sociolingüística actual, en la realidad no están ligados a sectores concretos de la comunidad lingüística. Como las realizaciones del ceceo y de la fricativa en vez de africada se reducen a los hablantes ficticios menos cultos, estamos ante un ejemplo *par excellence* del *enregisterment* de variables lingüísticas: según la serie de televisión, una de las más vistas en toda España, el ceceo y la fricativa pertenecen a un registro bajo, incluso entre los andaluces.

En esta contribución solo hemos dado los primeros pasos hacia una interpretación exhaustiva del *enregisterment* de las hablas andaluzas: hemos analizado bajo las ideas teóricas del constructivismo una serie de televisión y hemos comparado estos resultados con una supuesta realidad científica neutra. Pero para llevar más allá la investigación lingüístico-discursiva de las hablas andaluzas también deberíamos dejar atrás la idea de la existencia de una descripción sociolingüística neutra: los mismos lingüistas, como nosotros, también jugamos un papel bastante importante en la formación cognitiva y social de las creencias y actitudes lingüísticas sobre las hablas andaluzas (Peter 2018).

Bibliografía

Literatura

- AGHA, Asif. 2007. *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge UP.
- . 2005. «Voice, Footing, Enregisterment.» *Journal of Linguistic Anthropology* 15 (1), 38-59.
- ALVAR, Manuel, Antonio Llorente & Gregorio Salvador. 1973. *Atlas lingüístico y etnográfico de Andalucía*. Vol. 6: *Fonética, morfología, sintaxis*. Granada: CSIC.
- ARIZA VIGUERA, Manuel. 1994. *Sobre fonética histórica del español*. Madrid: Arco Libros.
- ÁVILA MUÑOZ, Antonio Manuel. 1994. «La variación reticular e individual de s/z en el vernáculo urbano malagueño. Datos del barrio de Capuchinos. *Analecta Malacitana* XVII (2), 343-367.
- BUSSE, Beatrix & Ingo Warnke. 2015. «Sprache im urbanen Raum.» En *Handbuch Sprache und Wissen*, ed. Felder, Ekkehard & Andreas Gardt, 519-538, Berlin/Boston: De Gruyter.
- CARBONERO CANO, Pedro et al. 1992. *El habla de Jerez – Estudio sociolingüístico*. Jerez de la Frontera: BUC.
- CARBONERO CANO, Pedro. 1982. *El habla de Sevilla*. Sevilla: Ayuntamiento de Sevilla.
- CRESPO-PEREIRA, Verónica & Óscar Juanatey-Boga. 2017. «Spanish TV Series on Twitter: What Social Media Audiences Say.» En *Media and Metamedia Management*, ed. Campos Freire, Francisco et al., 435-440, Cham: Springer VS.
- ECKERT, Penelope. 2012. «Three Waves of Variation Study: The emergence of Meaning in the Study of Variation.» *Annual Review of Anthropology* 41, 87-100.
- FRAGO Gracia, Juan Antonio. 1993. *Historia de las hablas andaluzas*. Madrid: Arco Libros.
- Frekko, Susan. 2009. «‘Normal’ in Catalonia: Standard Language, Enregisterment and the Imagination of a National Public.» *Language in Society* 38 (1), 71-93.
- GARCÍA-AMAYA, Lorenzo. 2008. «Variable Norms in the Production of the /θ/ in Jerez de la Frontera, Spain.» En *IUWPL7: Gender in Language: Classic Questions, New Contexts*, ed. Siegel, Jason, 49-71, Bloomington: IULC Publications.
- GONZÁLEZ BUENO, Manuela. 1993. «Variaciones en el tratamiento de las sibilantes. Inconsistencia en el seseo sevillano: un enfoque sociolingüístico.» *Hispania*, 76 (2), 392-398.
- HARJUS, Jannis. *En prensa 1*. «Urban Linguistics am Beispiel des andalusischen Spanisch: Die (variationelle) Konstruktion von (R)urbanität in der geteilten Sprechergemeinschaft von Jerez de la Frontera.» En *Jenseits der Hauptstädte? Städtebilder der Romania im Spannungsfeld von Regionalität, Nationalität und Globalisierung*, ed. Schrader, Sabine & Stella Lange, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- . *En prensa 2*. «Herausforderungen bei der Filmsynchronisation variationeller Merkmale des in Andalusien gesprochenen Spanisch.» En *Translation und sprachlicher Plurizentrismus in der Romania minor*, ed. Prifti, Elton & Martina Schrader-Kniffki, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- . 2018. *Sociofonética andaluza y lingüística perceptiva de la variación: el español hablado en Jerez de la Frontera*. Madrid/Frankfurt a.M.: Iberoamericana Vervuert.
- HOINKES, Ulrich. 2015. «Indexing Romance Language Use? Zur Anwendbar-

- keit eines aktuellen Theoriemodells aus den USA auf die soziolinguistische Analyse der romanischen Sprachen und insbesondere des Katalanischen.» *Zeitschrift für Katalanistik* 28, 19-35.
- HERAS, Jerónimo de las et al. 1996. «Perfil sociolingüístico del habla culta de la zona periurbana de Huelva.» *Aestuaría* 4, 109-124.
- JIMÉNEZ FERNÁNDEZ, Rafael. 1999. *El andaluz*. Madrid: Arco Libros.
- JOHNSTONE, Barbara. 2016. «Enregisterment: How Linguistic Items Become Linked with Ways of Speaking.» *Language and Linguistic Compass* 10, 632-643.
- . 2009. «Pittsburghese Shirts: Commodification and the Enregisterment of an Urban Dialect.» *American Speech* 84/2, 157-175.
- KREFELD, Thomas & Elissa Pustka. 2010. «Für eine perzeptive Varietätenlinguistik.» En *Perzeptive Varietätenlinguistik*, ed. Krefeld, Thomas & Elissa Pustka, 9-28, Frankfurt am Main: Peter Lang.
- LABOV, William. 1966. *The Social Stratification of English in New York City*. Arlington: Centre for Applied Studies.
- MELGUIZO, Elisabeth. 2006. «Estudio del patrón no sibilante ('ceceo') en un grupo de inmigrantes pineros instalados en Granada.» *Interlingüística* 16, 1-13.
- MILROY, Lesley. 1980. *Language and Social Networks*. Oxford: Blackwell.
- MONDÉJAR, José. 1991. *Dialectología andaluza: Estudios*. Granada: Editorial Don Quijote.
- MORILLO VELARDE-PÉREZ, Ramón. 2008. «La identidad fónica de los andaluces.» En *La identidad lingüística de Andalucía*, ed. Narbona Jiménez, Antonio, 135-212, Sevilla: Centro de Estudios Andaluces, Junta de Andalucía.
- MOYÁ CORRAL, Juan Antonio & Emilio J. García Wiedemann. 1995. *El habla de Granada y sus barrios*. Granada: Universidad de Granada.
- NARBONA JIMÉNEZ, Antonio (ed.). 2013. *Conciencia y valoración del habla andaluza*. Sevilla: Universidad Internacional de Andalucía, Servicio de Publicaciones.
- NARBONA JIMÉNEZ, Antonio, Rafael Cano Aguilar & Ramón Morillo Velarde-Pérez. 2011. *El español hablado en Andalucía*. Sevilla: Universidad de Sevilla.
- PAYÁN Sotomayor, Pedro Manuel. 1988. *La pronunciación del español en Cádiz*. Cádiz: Universidad de Cádiz.
- PETER, Benjamin. 2018. *Geordnete Indexikalität, Enregisterment und Revalorisierungstendenzen im Andalusischen*. Unveröffentlichte, abgeschlossene Doktorarbeit, Universität Kiel.
- REAL ACADEMIA ESPAÑOLA. 2011. *Nueva gramática de la lengua española. Fonética y fonología*. Barcelona: Asociación de Academias de la Lengua Española.
- REGAN, Brendan. 2017. *The Effect of Dialect Contact and Social Identity on Fricative Emergence*. Unveröffentlichte, abgeschlossene Doktorarbeit, University of Texas at Austin.
- SILVERSTEIN, Michael. 2003. «Indexical Order and the Dialectics of Sociolinguistic Life.» *Language and Communication* 23, 193-229.
- URUBURU BIDAURRÁZAGA, Agustín. 1990. *Estudios sobre la lengua española en Córdoba*. Córdoba: Diputación Provincial.
- VALLE, José del. 2013. «Language, Politics, and History: An Introductory Essay.» En *A Political History of Spanish: The Making of a Language*, ed. Valle, José del, 3-20, New York: Cambridge UP.
- VILLENA PONSADA, Juan Andrés. 2008. «Sociolinguistic Patterns of Andalusian Spanish.» *International Journal of the Sociology of Language* 193/194, 139-160.
- . 2001. *La continuidad del cambio lingüístico*. Granada: Universidad de

Granada.

- . 1997. «Sociolingüística andaluza y sociolingüística del andaluz: problemas y métodos.» En *El habla andaluza. Actas del Congreso del Habla Andaluza*, ed. Narbona Jiménez, Antonio & Miguel Ropero Núñez, 277-347, Sevilla: Seminario Permanente del Habla Andaluza.
- WARNKE, Ingo & Beatrix Busse. 2014. «Ortsherstellung als sprachliche Praxis – sprachliche Praxis als Ortsherstellung.» En *Place-Making in urbanen Diskursen*, ed. Warnke, Ingo & Beatrix Busse, 1-9, Boston/Berlin: De Gruyter.
- ZAMORA VICENTE, Alonso. ²1996. *Dialectología española*. Madrid: Gredos.

Fuentes de internet

Antena3:

<https://www.antena3.com/series/alli-abajo/noticias/alli-abajo-recibe-premio-mejor-serie-television-2016-festival-cine-benalmadena_20161106581f2dae0cf2d6cc9cd023d5.html>

El Economista: <<https://ecoteuve.eleconomista.es/serie/Alli-abajo/critica/2/#Comentarios>>

El Periódico: <<https://www.elperiodico.com/es/tele/20150406/el-exito-de-ocho-apellidos-vascos-impulsa-alli-abajo-4077609.>>

Fórmula TV: <<https://www.formulatv.com/noticias/81409/alli-abajo-renueva-quinta-temporada-antena-3-cancela-cuerpo-de-elite/>>

Ideal: <<http://www.ideal.es/gente-estilo/201509/23/polemica-redes-acento-almeriense-20150922234837.html>>

Palmero, María. 2015. «'Allí abajo' deja huella en Twitter: críticas a Mariano Peña y elogios a María León.» *El Confidencial* 8.4.2015, <http://www.vanitatis.elconfidencial.com/television/2015-04-08/twitter-alli-abajo-deja-huella-en-la-red-criticas-a-mariano-pena-y-elogios-a-maria-leon_755465/>

Solà i Gimferrer, Pere (2015): «Análisis: Las vecinas son la clave de Allí Abajo.» *La Vanguardia* 6.5.2015, <<https://www.lavanguardia.com/series/20150506/54431057185/alli-abajo-carmina-barrios-vecinas-analisis.html>>

Películas y series de televisión

Allí Abajo (2015-2016)

Benvenuti al sud (2010)

Bienvenue chez les Ch'tis (2008)

Mar de Plástico (2015-2016)

Ocho Apellidos Vascos (2014)

Resumen

Esta contribución parte de la hipótesis de que varios discursos metalingüísticos de las últimas décadas, entre otros fomentadas por actividades culturales como el cine o las series de televisión, han contribuido a construir discursivamente las hablas andaluzas como una variedad del español. Se utilizan determinadas características fonético-fonológicas salientes del español hablado en Andalucía occidental para crear una realidad discursiva. Para describir mejor estos procesos, la teoría del *enregisterment* forma la base de esta contribución, ya que nos guía en especial a una comprensión más profunda de la producción social de variedades lingüísticas, también en el dominio cultural, y su clasificación social en la comunidad lingüística en general. Este trabajo analiza cómo funciona el *enregisterment* mediante el uso de fenómenos fonético-fonológicos – ceceo, rotacismo y fricativización – por parte de protagonistas ficticios de la serie de televisión *Allí Abajo* y a través de sus comentarios metalingüísticos.

Abstract

This contribution is based on the hypothesis that metalinguistic discourses of recent decades, among others consolidated by cultural activities such as cinema or television series, have supported the discursive construction of Andalusian Spanish as a variety of European Spanish. Certain salient phonetic-phonological features of western Andalusian Spanish are used to create a discursive linguistic reality. To get a profound analysis of these processes, the theory of *enregisterment* forms the theoretical basis of this contribution, since it guides in particular to a better understanding of the social production of linguistic varieties – also in the cultural domain – and their social classification in the speech community in general. This paper analyzes how *enregisterment* works through the realization of phonetic-phonological features – *ceceo*, rhotacism and spirantization – by fictitious protagonists of the television series *Allí Abajo* and through their metalinguistic commentaries.

Cordula Neis

Von kleinen Gespenstern, Gurkenkönigen und Konservenkindern

Probleme der Übersetzung deutschsprachiger
Kinder- und Jugendliteratur in die romanischen Sprachen

Cordula Neis

Ist Professorin für Französische
Sprachwissenschaft an der Europa
Universität Flensburg.

cordula.neis@uni-flensburg.de

Keywords

Kinder- und Jugendliteratur – Übersetzung (einbürgernde vs. verfremdende) – *Les belles infidèles* – Fingierte Mündlichkeit – Phantasiesprachen

1. Präliminarien – *Traducere navem*

Nach landläufiger Vorstellung ist es mit dem Übersetzen eine ganz einfache Sache. Man nehme ein zweisprachiges Wörterbuch, eine Prise Grammatik, ein wenig Sprachgefühl und wie von Geisterhand entsteht durch scheinbar eindeutige 1:1-Zuordnungen die Übersetzung. Dass es sich in der Praxis mit dem Übersetzen wesentlich komplizierter verhält, davon zeugt eine Unzahl von Tourismusbroschüren, Speisekarten und nicht zuletzt Bedienungsanleitungen, die einen jeden von uns wahrscheinlich schon zur Verzweiflung getrieben haben oder noch treiben werden. Bei den genannten Texten handelt es sich allerdings um sogenannte „Gebrauchstexte“ – also Texte, die Hilfestellungen im Alltag und im praktischen Leben leisten, nicht jedoch um sprachliche Kunstwerke wie dies bei literarischen Texten der Fall ist.

Jeder, der sich einmal an der Übersetzung eines literarischen Textes versucht hat, weiß, welche anspruchsvolle Aufgabe er sich dabei gegenübersieht. Während bei den genannten Gebrauchstexten, wenn auch oftmals in unbefriedigender Weise, zum Teil automatisierte Übersetzungsverfahren zum Einsatz kommen, ist der literarische Übersetzer zum Glück bisher immer noch unersetzlich und dürfte es meines Erachtens nach auch bleiben.

Was machen wir eigentlich, wenn wir übersetzen?

Die Übersetzungswissenschaftlerin Christiane Nord hat im Jahr 2010 ein sehr hilfreiches Buch mit dem Titel *Fertigkeit Übersetzen. Ein Kurs zum Übersetzen-lehren und -lernen* vorgelegt, an dessen Anfang sie eine Graphik mit unterschiedlichen Verwendungsweisen des Lexems „Übersetzung“ gestellt hat (Nord 2010, 17).

Dabei wird etwa das *Übersetzen* im Sinne von „verdeutschern, in einer anderen Sprache wiedergeben“ ebenso berücksichtigt wie das *Übersetzen* mit einem alten Fährmann. Abgesehen davon, dass das Wortpärchen *übersetzen* vs. *übersetzen* ein hervorragendes Beispiel für die distinktive, also die bedeutungsunterscheidende Funktion des deutschen Wortakzentes ist (Lewandowski 1994, *Linguistisches Wörterbuch* 3), haben beide Bedeutungen durchaus einen gemeinsamen Nenner:

Das deutsche Wort *übersetzen* ist laut DUDEN wohl im 17. Jahrhundert als Lehnbildung zu den lateinischen Verben *TRADUCERE* und *TRANSFERRE* (das zu *TRANSFERRE* gehörige Partizip heißt *TRANSLATUM*) entstanden. Auch das französische *traduire*, das spanische *traducir*, das italienische *tradurre* oder das englische *translate* gehen auf diese lateinischen Etyma zurück. All diese Formen haben eine gemeinsame Grundbedeutung, sie heißen so viel wie ‘hinüber-bringen’. In diesem Sinne hat sich bereits Jacob Grimm, den Sie eher als einen der beiden Autoren von *Grimms Märchen* denn als Sprachwissenschaftler und Mitbegründer der indogermanischen Sprachforschung kennen dürften, im Jahr 1847 in seiner Schrift *Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache* geäußert:

„übersetzen ist `übersetzen, traducere navem. Wer nun, zur seefahrt aufgelegt, ein schif bemannen und mit vollem segel an das gestade jenseits führen kann, muss dennoch landen, wo andrer boden ist und andre luft streicht“ (Grimm 1991 [1847], 331).

Der Vergleich des Übersetzungsprozesses mit dem Übersetzen vom Meer ans Ufer, wie Grimm ihn ausführt, stellt eine Analogie her, die darauf abhebt, dass beim *Übersetzen* etwas von einem Ort an einen anderen gebracht werden soll. Diese Seefahrt-Metapher lässt darauf schließen, dass es sich beim Übersetzen offenbar um eine heikle Angelegenheit handelt, denn auf hoher See sind wir in Gottes Hand. Außerdem verweist sie darauf, dass beim Übersetzungsprozess etwas von der einen Sprache in die andere überführt werden muss; es gibt also eine kostbare Fracht, die durch komplizierte Prozesse der Übersetzung möglichst unversehrt ans Ziel gelangen soll. Um es mit den Begriffen der modernen Translationswissenschaft auszudrücken: Ein Ausgangstext soll möglichst ohne allzu große Verluste trotz der Widrigkeiten des Übersetzungsprozesses in einen Zieltext überführt werden.

2. Was ist eine Übersetzung? Kurze Begriffsbestimmungen

Ohne in die verwirrende Vielzahl an Übersetzungstheorien allzu tief einsteigen zu wollen, die seitens der Linguistik, der Literaturwissenschaft, der Translations-

wissenschaft, der Bibelphilologie und weiterer Disziplinen vorgelegt wurden, seien kurz einige prägnante Definitionsversuche vorgestellt, die ein bezeichnendes Licht auf die Grundproblematik werfen, der sich ein jeder Übersetzer gegenübersieht:

„Übersetzen ist die Ersetzung von Elementen einer Sprache A, der Ausgangssprache, durch äquivalente Elemente einer Sprache B, der Zielsprache“ (Anthony G. Oettinger 1960, 110, zit. n. und übersetzt von Nord 2010, 23).

Diese Auffassung von Übersetzung legt die Annahme einer real existenten 1:1-Relation zwischen den Wörtern der Ausgangs- und Zielsprache nahe. Diese Sicht auf den Übersetzungsprozess erscheint sehr mechanistisch. Im Ergebnis eines derartigen Verfahrens entstehen leicht die unsäglichen Speisekarten, welche unter den im bibliographischen Anhang genannten Links im Internet abrufbar sind. Eine derart mechanistische Sicht von Übersetzung lässt sich allenfalls auf die automatisierte Maschinenübersetzung anwenden.

Aus anderen Gründen entlarvend ist die Definition, die J. C. Catford liefert:

„Übersetzen ist die Ersetzung von Textmaterial einer Sprache durch äquivalentes Textmaterial einer anderen Sprache“ (J. C. Catford 1963, 20, zit. n. und übersetzt von Nord 2010, 23).

Wenngleich älteren Datums, zeigt diese Definition eine in der Übersetzungswissenschaft sehr verbreitete Orientierung: Der Schlüsselbegriff in dieser Definition ist zweifelsohne der der Äquivalenz. Zwischen Ausgangstext und Zieltext soll eine Äquivalenzrelation hergestellt werden, d. h. dass bestimmte Charakteristika des Ausgangstexts im Zieltext bewahrt werden sollen bzw. invariant gehalten werden sollen. Der dem Funktionsbereich der Mathematik und formalen Logik entstammende Äquivalenzbegriff als Kriterium einer guten Übersetzung wurde jedoch im Zuge der pragmatischen Wende in der Linguistik durch ein anderes Kriterium ersetzt: das der Funktionalität. So sollte ein Text in der Zielsprache die gleiche Funktion wahrnehmen wie in der Ausgangssprache. Der Übersetzer ist nicht mehr länger derjenige, der Substitute finden und Äquivalenzen herstellen soll, sondern einen textsortenadäquaten Text produzieren soll. In dieser Auffassung, die das Übersetzen auch als eine Form des sprachlichen Handelns versteht, wird dem Übersetzer ein erheblich größerer Grad an Autonomie zugestanden als dies zuvor in der äquivalenzorientierten Auffassung der Fall war. Übersetzer werden so zu Textproduzenten eigenen Rechts (Nord 2010, 32).

3. Treue ist nicht jedermanns Sache oder Die schönen Ungetreuen – *Les belles infidèles*

Im Bereich der Literaturübersetzung sind Übersetzer von jeher ebensolche Textproduzenten eigenen Rechts gewesen. In zahlreichen Fällen sind die Grenzen zwischen Übersetzung, Übertragung, freier Bearbeitung und Adaption fließend. Zu manchen Zeiten sind sie gar so fließend, dass sich im italienischen Sprachraum das Sprichwort «traduttore, traditore» verbreitete, das den Übersetzer als

‚Verräter‘ am Originaltext diskreditiert. Sollte die Übersetzung *per se* etwa ein ‚Verrat‘ am Originaltext sein?

Lug und Trug der Übersetzung sind auch im klassizistischen Frankreich eine weit verbreitete Erscheinung. Der Heidelberger Linguist und Übersetzungswissenschaftler Jörn Albrecht hat im Jahre 1998 in seinem sehr aufschlussreichen Buch *Literarische Übersetzung. Geschichte. Theorie. Kulturelle Wirkung* den sogenannten *belles infidèles*, den „schönen Ungetreuen“, ein eigenes Kapitel gewidmet. Mit den „schönen Ungetreuen“, sind Übersetzungen gemeint, die man als ‚zu frei‘ und als ‚einbürgernd‘ bezeichnen würde. Damit ist gemeint, dass die Übersetzungen sich so sehr auf ihr Zielpublikum, dessen Kultur und die Rezeptionserwartungen fokussieren, dass sie auch grobe Veränderungen des Inhalts des Ausgangstexts um der Verständlichkeit willen billigend in Kauf nehmen. Es ist im französischen Klassizismus und auch noch lange danach keine Seltenheit, dass bisweilen Originaltexte so nach dem Geschmack des Zielpublikums und der Mode der Zeit umgeschrieben werden, dass sie durch eine derartig einbürgernde Übersetzung regelrecht entstellt werden.

Diese Unart der *belles infidèles* erreichte in Frankreich bereits kurz nach der Gründung der *Académie française* eine erste Blüte. Schon zu Zeiten ihres Gründungsvaters, des Kardinals Richelieu (1585-1642), wurde festgelegt, dass eine der wichtigsten Aufgaben der Mitglieder dieser Sprachakademie darin bestehe, Texte aus den klassischen, alten Sprachen ins Französische zu übersetzen. In diesem Zusammenhang erreichten die sehr freien und einbürgernden Übersetzungen eines der Akademiemitglieder, Nicolas Perrot d’Ablancourt (1606-1664), traurige Berühmtheit (Albrecht 1998, 78).

Noch im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sah sich der große deutsche Philosoph und Goethe-Lehrmeister Johann Gottfried Herder (1744–1803) genötigt, diese allzu freimütige Übersetzungspraxis aus Frankreich zu verurteilen. So schreibt er in seinem Essay *Von der Griechischen Litteratur in Deutschland* Folgendes:

Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer anderen Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern [...] Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. – Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist. (Herder 1994 [1767], I, 290)

An Herders Kritik lässt sich ablesen, dass die in Rede stehenden Freiheiten des Übersetzers sich keineswegs auf rein Sprachliches beschränken, sondern auch inhaltliche Änderungen implizieren. Wenn der griechische Dichter Homer im französischen Gewand ganz *à la mode* auf den Plan tritt, haben wir es mit einem bizarren Anachronismus zu tun, nicht jedoch mit einer dem griechischen Originaltext angemessenen, die historischen Umstände berücksichtigenden Darstellungsweise. Die als *belles infidèles* bezeichneten Übersetzungen waren jedoch nicht nur untreu im Hinblick auf die Details, sondern auch im großen Ganzen: So wurde der zu übersetzende Gesamttext *ad libitum* Opfer von Strei-

chungen, Umstellungen, Hinzufügungen, die dazu dienen sollten, einen vermeintlich nicht rezipierbaren Text für den Gaumen des französischen Rezipienten verdaulich zu gestalten (Albrecht 1998, 79).

Zur Ehrenrettung der Franzosen sei allerdings gesagt, dass es sich bei den *belles infidèles* keineswegs um eine ausschließlich französische Unart handelte. Eine ähnliche Praxis der zu weitreichenden Einbürgerung von Texten war ebenso in Deutschland, England oder Italien beheimatet. Man denke etwa an die Vielzahl schwülstiger inadäquater Opernübersetzungen, die auf uns gekommen sind. Allerdings waren die *belles infidèles* in Frankreich sehr viel langlebiger als in anderen europäischen Ländern (Albrecht 1998, 80-81).

4. Grundprobleme der Übersetzung von Kinderliteratur

In pointierter Form verweist uns also die Existenz der *belles infidèles* auf einige grundsätzliche Probleme des Übersetzungsprozesses. Dabei werden u. a. folgende beiden Fundamentalfragen aufgeworfen:

1. Soll der Übersetzer selbst eine Reproduktion des Originaltextes liefern oder soll er im Sinne künstlerischer Freiheit seiner Übersetzung ein individuelles Gepräge verleihen?
2. Der Übersetzer muss zwischen zwei verschiedenen Übersetzungsstrategien entscheiden, nämlich zwischen der Anpassung oder der Nicht-Anpassung an die Normen der Zielsprache und -kultur. Soll er sich für eine einbürgernde oder eine verfremdende Übersetzung entscheiden?

Bei der einbürgernden Übersetzung würde der Übersetzer versuchen, einen Text zu produzieren, der sich wie ein Original liest. Dies geschieht oftmals bei Kinderbüchern, wenn z. B. Namen übersetzt werden müssen. Im Falle der einbürgernden Übersetzung würde der Übersetzer bei der Wiedergabe von Mündlichkeit die Figurenrede in Analogie zur literarischen Tradition der Zielkultur gestalten. Im Gegensatz dazu wären bei einer verfremdenden Übersetzung im Text der Zielsprache die Charakteristika der fremden Sprache und Kultur sichtbar. In Abhängigkeit vom Charakter des jeweiligen Textes wird der Übersetzer nun eine vermittelnde Position zwischen beiden Strategien auswählen müssen.

Ungeachtet der unbestrittenen Komplexität dieser Grundsatzentscheidung zwischen einbürgernder oder verfremdender Übersetzung ergeben sich für die Übersetzung von Kinderbüchern im Vergleich zur Übersetzung von Erwachsenenliteratur noch zusätzliche Herausforderungen: So beschreibt Rieken-Gerwing (1995), die der Frage nach der Existenz einer „Spezifik kinderliterarischen Übersetzens“ nachgeht, zahlreiche Problemfelder, mit denen der Übersetzer von Kinderliteratur konfrontiert wird. In einer kurzen Darstellung zentraler Positionen zu dieser Thematik (Rieken-Gerwing 1995, 84-90) betont sie die Notwendigkeit einer besonderen schriftstellerischen und künstlerischen Begabung des Übersetzers von Kinderliteratur. Dieser müsse, jenseits aller

ohnehin erforderlichen translatorischen Kompetenzen, noch dazu über „schöpferisches Talent“ verfügen (Rieken-Gerwing 1995, 85).¹

Ein zusätzliches Hindernis verortet Rieken-Gerwing in der Asymmetrie des Übersetzungsprozesses. Da weder Sprachkompetenz noch Lesefertigkeit der Kinder bereits vollständig entwickelt seien, müsse der Übersetzer, der noch dazu über das größere Weltwissen und die größere Lebenserfahrung verfüge, die Sprache der Kinder beherrschen und verwenden können (Rieken-Gerwing 1995, 87–88). Bedingt durch die Asymmetrie zwischen kindlichen kognitiven, sprachlichen und sozialen Kompetenzen² einerseits und den Kompetenzen des erwachsenen Übersetzers andererseits, entsteht ein Gefälle, welches nur durch eine besondere Orientierung am Rezipienten kompensiert werden kann (Rieken-Gerwing 1995, 90). Daher greift der Übersetzer von Kinderliteratur auch oftmals eher zu einbürgernden als zu verfremdenden Übersetzungsstrategien, ohne allerdings eine völlige Anpassung aller Kulturspezifika an die Kultur des Zielsprachenlandes vorzunehmen (Fischer 2006, 184-192). Da insbesondere Übersetzungen von Kinder- und Jugendliteratur einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung darstellen, gilt in diesem Falle als oberste Maxime die Texttreue und der weitgehende Verzicht auf Adaptionen, um gerade die Alterität der übersetzten Ausgangssprache und Kultur hervorzuheben (Rieken-Gerwing 1995, 91-92).

Die besondere Verantwortung, die Übersetzer und Übersetzerinnen übernehmen, wenn sie sich an Kinder- und Jugendliteratur heranwagen, betont Brandt (2015). Sie hebt den pädagogischen und weltanschaulichen Gehalt von Kinderbüchern hervor, die immer auch dazu dienen, ihrem jungen Zielpublikum bestimmte Werte zu vermitteln, selbst wenn dies nicht immer absichtlich erfolgt (Brandt 2015, 66).

Wir halten fest, dass die Übersetzung von Kinder- und Jugendliteratur neben der schriftstellerischen und künstlerischen Begabung des Übersetzers ein hohes Maß an Kreativität und Einfallsreichtum, an Phantasie und Lust an lexikalischer Innovation erfordert. Übersetzern von Kinder- und Jugendliteratur wird ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen in junge Leser abverlangt, da weder Sprachkompetenz noch Lesefertigkeit bei diesen voll entwickelt sind. Zudem verfügt der Übersetzer über ein ungleich größeres Weltwissen und wesentlich mehr Lebenserfahrung als seine Leser. Umso mehr gilt es, den richtigen Ton zu treffen. Die jungen Leser wollen weder bevormundet noch überfordert, aber ebenso wenig unterfordert werden.³ Um sie zu erreichen, wählt der Übersetzer in der Regel eine Form der Übersetzung, die sich in höherem Maße als dies bei Erwachsenenliteratur der Fall ist, am Rezipienten orientiert.

Besondere Probleme der Übersetzung von Kinder- und Jugendliteratur ergeben sich etwa durch die Verwendung sogenannter fingierter Mündlichkeit, von

¹ In ihrer Argumentation stützt sich Rieken-Gerwing auf Bamberger 1963.

² Zu den speziellen Bedingungen für das Textverständnis bei Kindern Geisler 1985 und Brandt 2015.

³ Auf die Tendenz zahlreicher Übersetzer, Kinder und Jugendliche zu unterfordern und diesen etwa durch den Einsatz einer in übertriebenem Maße ‚kindgerechten‘ Sprache zu wenig zuzutrauen, verweist Brandt (2015, 74).

Jugendjargon oder Regionalismen, durch die Kreation von Neologismen, durch die Anwendung von Verfahren syntaktischer Reduktion oder durch die Notwendigkeit den – bisweilen sehr didaktisierend anmutenden – Personalstil von Autoren wiedergeben zu müssen.

Diese und andere Übersetzungsschwierigkeiten sollen im Folgenden anhand der Übersetzung von Autoren wie Otfried Preußler (*Das kleine Gespenst*) und Christine Nöstlinger (*Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse; Wir pfeifen auf den Gurkenkönig*) ins Französische, Italienische und Spanische (und ergänzend auch ins Englische) illustriert werden.

5. Fingierte Mündlichkeit als theoretisches Grundproblem⁴

Eine besondere Schwierigkeit der Übersetzung von Kinder- und Jugendliteratur besteht in der Wiedergabe fingierter Mündlichkeit. Im Vorfeld war bereits schon viel von Lug und Trug der Übersetzung die Rede, vom «*traduttore, traditore*» und den *belles infidèles*. Es drängt sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob denn etwa die Übersetzung *per se* ein ‚Verrat‘ am Ausgangstext sein sollte? Und noch schlimmer: Sollte eine Übersetzung, die auf einem Ausgangstext beruht, der Merkmale sogenannter fingierter Mündlichkeit aufweist, etwa ein doppelter Verrat sein?

Dies wäre zu vermuten, denn eine der Wortbedeutungen des lateinischen Verbs *fingere*, von dem das Fremdwort *fingieren* abgeleitet ist, bedeutet so viel wie ‚täuschen‘, ‚vorspiegeln‘ – Man denkt sofort an Vorspiegelung falscher Tatsachen, Täuschungsmanöver oder gar an Betrug (in diesem Sinne die Kritik von Freunek 2007, 27; Andújar/Brumme 2010, 7)

Im Folgenden soll der Ausdruck ‚fingierte Mündlichkeit‘ jedoch keineswegs mit Täuschungsmanövern assoziiert werden, sondern im Sinne einer anderen Bedeutung von lat. *fingere*, nämlich ‚erdichten‘, verstanden werden. Bei ‚fingierter Mündlichkeit‘ handelt es sich um eine fiktionale narrative Form des Erzählens, die sich von der alltagssprachlichen (mundanen) Mündlichkeit durch bestimmte Charakteristika unterscheidet.

Das Konzept der fingierten Mündlichkeit wurde bereits 1985 von dem Freiburger Anglisten Paul Goetsch entwickelt, der postuliert, dass „Mündlichkeit in geschriebenen Texten nie mehr sie selbst, sondern stets fingiert“ sei (Goetsch 1985, 202). Nach Goetschs Auffassung handelt es sich bei fingierter Mündlichkeit in narrativen Texten um eine „Komponente des Schreibstils“ und oftmals auch um eine bewusst gewählte „Schreibstrategie des jeweiligen Autors“ (Goetsch 1985, 202). Kennzeichnend für fingierte Mündlichkeit ist, dass sie an ganz bestimmten Stellen narrativer Texte als ein stilistisch auffälliges Strukturelement auftritt. Man findet sie vor allem im realistisch naturalistischen Roman, aber auch in anderen literarischen Texten. Dort wird sie als Stilelement und als

⁴ Für die Kurzdarstellung zur fingierten Mündlichkeit unter Punkt 5. und 6. auch Neis 2012 und 2016.

rhetorische Strategie benutzt, um bestimmten Charakteren und Situationen ihren eigentümlichen Charakter und ihr individuelles Kolorit zu verleihen. Im Gegensatz zu Formen von Mündlichkeit der Alltagskommunikation muss bei fingierter Mündlichkeit aber stets auch ihr Bezug zur Schriftlichkeit gesehen werden (Goetsch 1985, 203).

Äußerungen in fingierter Mündlichkeit stehen zweifelsohne in engem Bezug zu alltäglicher Kommunikation, sind aber keineswegs deren Abbilder (Freunek 2007, 26). Texte, die sich durch fingierte Mündlichkeit kennzeichnen lassen, stellen also keine Transkriptionen gesprochener Alltagssprache dar, sondern stilisierte Manifestation gesprochener Sprache, die im Medium geschriebener Sprache präsentiert werden. Narrative Texte schöpfen jedoch keineswegs die gesamte Palette aller Charakteristika gesprochener Sprache aus, sondern treffen nur eine gezielte Auswahl. Fingierte Rede wählt nur wenige Elemente gesprochener Sprache aus, die sich durch Wiederholung und Zuspitzung kennzeichnen lassen (Schwitalla/Tiittula 2009, 20-21).

Fingierte Mündlichkeit tritt im literarischen Text unter bestimmten Voraussetzungen in Erscheinung. Sie wird verwendet, um eine Illusion von Realität und Authentizität zu schaffen. Ihre Effektivität gewinnt fingierte Mündlichkeit gerade dadurch, dass der Autor Möglichkeiten der Sprache der Distanz im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985 u. 1990) wie erhöhten Planungsgrad, Komprimierung, Auswahl und Zuspitzung der jeweiligen sprachlichen Mittel auswählt und auf diese Weise die Merkmale der Sprache der Nähe besonders deutlich hervortreten lässt (Goetsch 1985, 213; Tannen 1982, 209). Es geht also bei fingierter Mündlichkeit nicht darum, in einem Text möglichst viele Einzelmerkmale gesprochener Sprache zu versammeln, sondern um die „Herstellung einer Illusion der Nähe“ (Goetsch 1985, 217). In den Worten von Paul Goetsch:

Im Gegensatz zu anderen Arten der Schriftlichkeit strebt schriftliches Erzählen nämlich nicht danach, den Leser durch einen hohen Reflexions- und Abstraktionsgrad, durch Objektivität oder durch logische Argumente zu überzeugen. Vielmehr will es den Leser zur Lektüre bewegen, ihn fesseln, seine Phantasietätigkeit anregen und ihm Identifikationsangebote machen. Vor allem aber will es ihn zur Konstituierung der Erzählwelt im Akt des Lesens auffordern. Zu diesem Zweck setzt schriftliches Erzählen auch ganz gezielt die Illusionswirkung ein, die von fingierter Mündlichkeit und einer entsprechenden Kommunikationssituation ausgeht. (Goetsch 1985, 217-218)

6. Probleme der Übersetzung von (fingierter) Mündlichkeit

Bei der Übersetzung von Mündlichkeit ergibt sich ein ganzes Spektrum komplexer Problemfelder. Man denke etwa an Konflikte zwischen den Sprachnormen der Ausgangssprache und der Zielsprache, die z. B. auf divergierende literarische Traditionen zurückgehen können. In Ausgangs- und Zielsprache können unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Stellung gesprochener Varietäten bestehen. Ferner können Differenzen aus unterschiedlichen Einstellungen der Sprachbenutzer zur gesprochenen Sprache in den Ländern der Ausgangs- und der Zielsprache resultieren (Schwitalla/Tiittula 2009, 34). Der

Umgang mit Dialekten stellt ebenfalls eine besondere Herausforderung für den Übersetzer dar. Wie etwa soll man mit dem charmanten Wienerischen Christine Nöstlingers umgehen, wie die zahlreichen Austriazismen bewältigen? Soll man einen Dialekt der Ausgangssprache schlicht durch einen anderen Dialekt der Zielsprache wiedergeben? Erfindet man ein eigenes Idiom als Kombination aus umgangssprachlichen, regionalsprachlichen und unter Umständen jugendsprachlichen Elementen? Soll der Übersetzer eine einbürgernde oder eine verfremdende Übersetzung wählen?

Abgesehen von diesen Problemfeldern, die sich um die Frage des Umgangs mit der Sprachnorm ranken, bleibt die eingangs von uns gestellte Frage nach der Autonomie des Übersetzers. Darf er seiner Übersetzung ein individuelles Gepräge verleihen oder ist er als Dienstleister zu einer reinen Reproduktion des Originaltextes verpflichtet?

Für die Übersetzung fingierter Mündlichkeit erhebt sich die Frage, zu welchen Mitteln der Übersetzer greifen muss, um die vom Autor beabsichtigte Illusion der Mündlichkeit, der Authentizität, der Nähe in die Zielsprache übermitteln zu können. Wenn Mündlichkeit als bewusste Schreibstrategie gezielt simuliert wird, wie gelingen analoge stilistische Effekte im Zieltext? Was wird aus bestimmten Stilmitteln (z. B. Ironie)? Wie ist mit dialektalen Elementen, wie mit Kunstnamen, Neologismen oder gar Phantasiesprachen zu verfahren? Wie lassen sich bestimmte stilistische Merkmale im Dienste fingierter Mündlichkeit im Zieltext bewahren? Verwenden unterschiedliche Sprachen unterschiedliche Strategien der Versprachlichung, wenn fingierte Mündlichkeit in Erscheinung tritt?

7. Otfried Preußlers *Kleines Gespenst* und Probleme der Übersetzung fingierter Mündlichkeit

Die genannten (und andere) Problemfelder der Übersetzung in die romanischen Sprachen sollen zunächst anhand eines Ausschnitts aus Otfried Preußlers (1923-2013) *Das kleine Gespenst* behandelt werden. Dieses Kinderbuch wurde 1966 veröffentlicht und in eine Vielzahl von Sprachen übersetzt, darunter Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch. Der folgende Ausschnitt entstammt dem 2. Kapitel. Es handelt sich um einen Dialog zwischen dem kleinen Gespenst und seinem Freund, dem Uhu Schuhu:

| Original (Preußler 1966, 13-14, Herv. durch Verf.) | Frz. Übersetzung (Kahn 2015 [1979], 14-15, Herv. durch Verf.) |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Eines Nachts, als das kleine Gespenst wieder einmal zu der hohlen Eiche gekommen war, meinte der Uhu Schuhu: „Sie wollten mir, wenn ich mich recht erinnere, einmal die Sache mit | Une nuit, le hibou dit au petit fantôme: – N’aviez-vous pas l’intention, si mes souvenirs sont exacts, de me raconter l’histoire de ce général suédois ? |

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>diesem schwedischen General erzählen. Hieß er nicht Borstensohn?“</p> <p>„Torstenson“, sagte das kleine Gespenst. „Torsten Torstenson.“</p> <p>„Und wie war das mit dem?“</p> <p>„Ach, das war eigentlich furchtbar spaßig, wissen Sie. Es ist ja nun dreihundertvierundzwanzig – nein, warten Sie, dreihundertfünfundzwanzig Jahre ist das nun her. Nächsten Monat, am 27. Juli, da jährt es sich. Damals kam dieser Torstenson eines Tages mit seinen Schweden hier angerückt. Fußvolk, Kanonen und Reiterei, viele tausend Soldaten und Offiziere. Die haben rund um die Burg und das Städtchen ihre Zelte aufgeschlagen und dann haben sie Laufgräben ausgehoben und Schanzen gebaut. Und natürlich haben sie ihre verdammten Kanonen aufgefahren und haben die Burg und das Städtchen beschossen.“</p> | <p>Porcinson, je crois ?</p> <p>– Torstenson, répliqua le petit fantôme. Torsten Torstenson.</p> <p>– Et que lui est-il arrivé ?</p> <p>– Eh bien, quelque chose de terriblement drôle. Il y a maintenant trois cent vingt-quatre ans – non, attendez, plutôt trois cent vingt-cinq ans le mois prochain, très exactement le 27 juillet. Ce jour-là, le dénommé Torstenson a débarqué ici avec son armée de Suédois. Des fantassins, des canonniers et des cavaliers, des milliers de soldats et d'officiers. Ils ont monté des tentes tout autour de la ville et du château. Puis ils ont creusé des tranchées et construit des fortifications. Ensuite, bien sûr, ils ont amené leurs damnées canons et ils ont mitraillé le château et la ville.</p> |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Wenn sich der Uhu Schuhu im ersten Abschnitt auf den schwedischen General bezieht, fragt er: „Hieß **er** nicht Borstensohn?“

Die französische Übersetzung gibt dies mit der elliptischen Frage: « **Porcinson, je crois ?** » wieder anstatt zu fragen: *Ne s'appelait-il pas Borstensohn ?*

Dennoch hat die Übersetzerin hier eine exzellente Strategie für die Wiedergabe der Modalpartikeln in einer romanischen Sprache gefunden.⁵ Durch die Verwendung des Verbs *croire* bringt sie den Sinngehalt der Partikel *nicht*, welche die Unsicherheit des Sprechers widerspiegelt, treffend zum Ausdruck.

In der folgenden Passage verwendet Preußler Ausrufe, um seinem Dialog einen höheren Grad an Spontaneität zu verleihen und um dem Leser zu suggerieren, dass der Dialog abläuft, während er ihn liest:

„**Ach**, das war eigentlich furchtbar spaßig, wissen Sie. Es ist ja nun dreihundertvierundzwanzig – **nein, warten Sie**, dreihundertfünfundzwanzig Jahre ist das nun her“.

In dieser Äußerung zieht die Autokorrektur des Sprechers ein Anacoluth, also einen Satzabbruch in Form des Ausrufs „**nein, warten Sie**“ nach sich. Dies verleiht der Rede einen sehr realistischen Charakter. Die Ausrufe werden in der

⁵ Zur Problematik der Übersetzung deutscher Modalpartikeln in die romanischen Sprachen, Beerbom 1992.

französischen Übersetzung durch « **Eh bien** » und « **non, attendez** » treffend wiedergegeben. Sie sind ein wirksames Mittel des Autors, um seinem Text im Sinne von Goetsch Kolorit und Authentizität zu verleihen.

Auch in der folgenden Passage dient die Verwendung von Ellipsen als probates Mittel für die Kreation fingierter Mündlichkeit:

„Damals kam dieser Torstenson eines Tages mit seinen Schweden hier angerückt. **Fußvolk, Kanonen und Reiterei, viele tausend Soldaten und Offiziere**“ (Preußler 1966, 14).

Die Beschreibung des Einmarschs des Generals Torstenson gewinnt durch die elliptische Satzstruktur an Spannung. Diese ermöglicht dem Leser, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen und sich das Bild der paradierenden Soldaten selbst vorzustellen. Dieser Effekt ist in der französischen, englischen, italienischen und spanischen Fassung adäquat hergestellt:

« Ce jour-là, le dénommé Torstenson a débarqué ici avec son armée de Suédois. **Des fantassins, des canoniers et des cavaliers, des milliers de soldats et d'officiers.** » (Preußler 1966, 14 / Kahn 2015 [1979], 14-15).

“This Torstenson came riding up one day with all his Swedish soldiers. **Cavalry, infantry, artillery, thousands of officers and men.**” (Preußler 1966, 14 / Bell 2001, 14).

«In quella data, infatti, questo Torstenson arrivò coi suoi svedesi. **Fanti, cannoni, cavalleria...migliaia e migliaia di soldati e ufficiali.**» (Preußler 1966, 14 / Fisher 2007 [1991], 13).

«Un día llegó Portalsón con sus suecos. **Infantería, cañones y caballería: muchos miles de soldados y oficiales.**» (Preußler 1966, 14 / Maluenda 2001 [1968], 14).

Die Verwendung von Interjektionen, Modalpartikeln und Ellipsen erweist sich als geeignetes Mittel, um fingierte Mündlichkeit zu kreieren. Ungleich komplexer erscheinen indes die Übersetzungsprobleme, wenn bei fingierter Mündlichkeit auch Elemente wie verschiedene Varietäten, Jugendsprache oder Phantasiesprachen wiedergegeben werden müssen oder wenn auf im Kulturkreis des Ausgangstexts verbreitetes Liedgut zurückgegriffen wird, für welches im Zieltext ein adäquates Äquivalent gefunden werden muss. Diese Problemstellung wird uns im folgenden Beispiel beschäftigen.

8. Christine Nöstlingers *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* (1975)⁶

8.1. Zur allgemeinen Einordnung des Textes

Zur Untersuchung von Strategien der Übersetzung fingierter Mündlichkeit eignet sich exemplarisch Christine Nöstlingers Jugendroman *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse*, welchen die österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorin 1975 im Oetinger Verlag zu Hamburg veröffentlichte. Nöstlingers Buch wurde 1976 für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert und in bisher insgesamt 21 Sprachen übersetzt. Es wird für Kinder ab einem Alter von 9 Jahren empfohlen.

Die Herausforderungen an den Übersetzer, dieses Buch angemessen in einer anderen Sprache wiederzugeben, erweisen sich gerade aufgrund der oftmaligen Notwendigkeit der Wiedergabe fingierter Mündlichkeit als kaum zu bewältigen. Bereits Nöstlinger selbst bemüht sich in diesem Text, sich die Sprache der Kinder anzuverwandeln, bestimmte Besonderheiten kindlicher Sprache in den Vordergrund zu stellen und diese zudem mit einigen typischen Charakteristika ihres Personalstils, der maßgeblich von ihrer Vorliebe für den Wiener Dialekt gespeist wird, zu garnieren.

Für die Einordnung von Christine Nöstlingers Kinder- und Jugendbüchern ist die Tatsache bedeutsam, dass ihr literarisches Schaffen in einer Zeit beginnt, in der Kinder- und Jugendliteratur in der ehemaligen Bundesrepublik zusehends Anerkennung als Teil der allgemeinen Literatur widerfuhr (Lypp 2000b, 828-829). Nöstlinger greift die Themen der damaligen Zeit, wie etwa die Sozialisation des Kindes und seine Integration in die gesellschaftliche Wirklichkeit, in ihren Werken auf (Ewers 2000a; Ewers 2000b, 5; Gelberg 2005, 20-21). Kennzeichnend für Nöstlingers Bücher, die darin dem Zeitgeist folgt, ist die antiautoritäre Einstellung der Autorin (Mattenklott 1989, 17). Aus Nöstlingers antiautoritärer Perspektive heraus wird das Kind als ein eigenständiges Wesen begriffen, das mündig agiert und aktiv in die soziale Wirklichkeit eingreifen kann und soll. Ziel ist es, Kinder als Teilhaber am Sozialisationsprozess zu begreifen und mithilfe der Literatur ihre Kompetenzen für das Verständnis von Konflikten zu entwickeln (Daubert 2000, 685; Kümmerling-Meibauer 2012, 71).

Typisch für Nöstlingers Bücher sind antiautoritäre und teilweise sogar antipädagogische Tendenzen (Stoyan/Spinner/Németh 1998, 73-74; Fischer 2006, 222), die Vorliebe für unkonventionelles, nicht normkonformes Verhalten sowie ihr Kampf um Respekt und Akzeptanz der kindlichen Persönlichkeit. Der neue Realismus der Kinder- und Jugendbuchliteratur der siebziger Jahre wendet sich

⁶ Die unter 8.1. und 8.2. folgenden Ausführungen zu Christine Nöstlingers *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* finden sich in ähnlicher Form bereits in Neis (2016) und wurden teilweise wörtlich übernommen. Bereits in Neis 2016 habe ich Teile aus diesem Roman hinsichtlich der Problematik fingierter Mündlichkeit in der Übersetzung untersucht. In der hier vorliegenden Veröffentlichung wende ich mich allerdings verstärkt der Problematik der Strategien einbürgernder Übersetzung zu.

insbesondere der Behandlung gesellschaftlicher Tabuthemen wie etwa Scheidung der Eltern, Sexualität oder Pubertätsproblemen zu (Kümmerling-Meibauer 2012, 72). Diese Aspekte durchziehen auch das Werk Christine Nöstlingers, die etwa in *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* einen Tabubruch begeht, indem sie ihre Kritik an den zu dieser Zeit gerade entstehenden medizinischen Verfahren künstlicher Reproduktion unverhohlen äußert (Lypp 2000a, 112-113).

8.2. Charakteristische Merkmale von Christine Nöstlingers Personalstil

In Anlehnung an die Arbeiten von Winfred Kaminski (1987, 89) und Inge Wild (2006, 43) lässt sich Nöstlingers Darstellungsweise als „drastischen Realismus“ bezeichnen. Für Wild ist es wohl „der Wiener Schmä“ ihrer Dialogführung und Personenzeichnung, der mit seinem leichten Verfremdungseffekt für bundesrepublikanische Leser ihrem Humor eine spezifische Note, den inzwischen unverwechselbaren „Nöstlinger-Ton“ verleiht“. Für die Gestaltung ihrer Kinder- und Jugendbücher misst Nöstlinger selbst gerade der Sprache eine außerordentliche Bedeutung bei und lässt sie auf einer stark an der Wiener Mundart angelehnten Sprache beharren. Die Kombination aus Wiener Schmä und besonderem Humor bildet für Pirker das Geheimnis des Erfolgs der Autorin im gesamten deutschsprachigen Raum (Pirker 2007, 90).

Einen Überblick über die Charakteristika der Sprache Christine Nöstlingers hat Martin B. Fischer in seinem Aufsatz „Historias de Franz a ambos lados del Atlántico. La oralidad fingida en la literatura infantil“ geliefert (Fischer 2010, 43-44). Typische Elemente der Sprache Nöstlingers sind etwa:

- einfacher Satzbau, unter Bevorzugung der Parataxe
- gelegentliche Einschübe von Nebensätzen
- Verbindung offensichtlich ungleicher Elemente durch Konnektoren
- Appositionen, um nähere Informationen über bereits genannte Elemente zu vermitteln
- Wiederholungen insbesondere von Eigennamen, Pronomen und Konnektoren
- Gebrauch von Modalpartikeln
- häufige Verwendung der direkten Rede, Gebrauch des Dativs anstelle des Genitivs
- Verwendung von Neologismen, darunter häufig zusammengesetzte Wörter, die *ad hoc* kreiert werden
- Verwendung dialektaler Formen im Bereich der Lexik, Morphologie und Syntax

Für die Übersetzung der Werke Christine Nöstlingers stellt gerade die Wiedergabe verschiedener sprachlicher Register im Zieltext eine besondere Herausforderung dar. In ihren Texten verleiht sie dem einfachen Arbeiter- und Kleinbürgermilieu ihrer Stadt Wien, dem sie selbst entstammt, eine Stimme, die sich bevorzugt umgangssprachlicher und dialektaler Elemente bedient.

8.3. Zur Strategie der einbürgernden Übersetzung in Christine Nöstlingers *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse*

Eine für die Übersetzung von Kinder- und Jugendbüchern häufig zum Einsatz kommende Strategie besteht in der Verwendung der einbürgernden Übersetzung, welche als ein geeignetes Mittel erscheint, um das zuvor dargestellte vielschichtige Gefälle zwischen Autor und Leserschaft auch in der Übersetzung zu nivellieren und so eine größere Nähe zwischen Text und Rezipient herstellen zu können. Die Strategie der einbürgernden Übersetzung wird beispielsweise in mehrerlei Hinsicht von Alain Royer angewandt, der das Buch *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* ins Französische übersetzte. Der französische Text erschien 1982 unter dem Titel *Le môme en conserve*. Wie der Titel zeigt, empfand Royer offensichtlich den Namen *Konrad* als ein Hindernis für die Rezeption des Buches in Frankreich, verzichtet er doch gänzlich auf diesen eher seltenen und ungewöhnlichen Namen und bewahrt nur das „Konservenkind“. Interessanterweise wird der Name *Konrad* im Buch konsequent durch *Frédéric* ersetzt und damit eine klischeehafte Konzession an das Deutschlandbild der Franzosen vorgenommen, für die *Friedrich* oder *Fritz* eben ein deutscher Name schlechthin ist.

Ähnlich wie Alain Royer verfährt die Verfasserin der italienischen Übersetzung, Carla Becagli Calamai bei der Titelwahl: Auch sie verzichtet auf den Namen *Konrad* und lässt aus dem *Kind aus der Konservenbüchse* ein „vakuumverpacktes Kind“ werden, wenn sie den Titel des Buches schlicht mit *Il bambino sottovuoto* wiedergibt. Bei dieser Übersetzung geht jedoch der im Originaltitel von vornherein präsente Tabubruch in Form der Anspielung auf das Verfahren künstlicher Befruchtung verloren; schließlich meint Nöstlinger ein Retortenkind, wenn sie ihren *Konrad* als „Konservenkind“ apostrophiert. Ebenso wie Royer ersetzt auch Becagli Calamai den Namen *Konrad* im Buch, indem sie ihn zu *Marius* werden lässt. Mit dieser Namensgebung entscheidet sie sich bewusst nicht für eine vollkommene Strategie der einbürgernden Übersetzung, da für Angehörige italienischer Zunge der Name schließlich zu *Mario* hätte werden müssen. Offensichtlich geht es ihr einerseits darum, den etwas altmodischen Charakter des Namens *Konrad* durch einen klassischen römischen Namen wiederzugeben und andererseits durch einen lateinischen Namen eine gewisse Gelehrtheit des Charakters zu suggerieren. Diese ist bei dem altklugen *Konrad*, der seiner Mutter Ratschläge in allen Erziehungsfragen erteilt und auch sonst ein ausgesprochen intelligenter Musterknabe ist, reichlich vorhanden.

Sowohl Alain Royer als auch Carla Becagli Calamai entscheiden sich im Wesentlichen für das Verfahren der einbürgernden Übersetzung, indem sie sich an den Normen der Zielsprache und zielkulturellen Besonderheiten orientieren, um damit dem kindlich-jugendlichen Leserpublikum das Verständnis weitestgehend zu erleichtern. Ein gutes Beispiel für den Rückgriff auf diese Praxis ist etwa der Umgang der Übersetzer mit den kaum jugendfreien Liedern, die die naiv gezeichnete Frau Bartolotti dem kleinen *Konrad* vorsingt. Royer versucht erst

gar nicht, diese Lieder irgendwie direkt zu übersetzen, sondern ersetzt sie kurzerhand durch deftige Chansons wie etwa Georges Brassens' *Le moyenâgeux* oder *Le temps ne fait rien à l'affaire* (Nöstlinger 1975, 38 / Royer 1982, 59):

| Original (Nöstlinger 1975, 38-39) | Frz. Übersetzung (Royer 1982, 59) |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Als die Frau Bartolotti dann „Herrn Meier seine Tante“ sang und gerade bei: „Herr Meier kommt nach Hause, bei Nebel und bei Nacht“ war, bemerkte sie, daß der Konrad immer bleicher und bleicher wurde. Doch sie dachte sich: Die nächste Strophe ist besonders lustig. Die wird ihm gefallen. Und sie sang: „Herr Meier kam geflogen auf einem Faß Benzin, da meinten die Franzosen, er wär ein Zeppelin. Sie nahmen die Gewehre und schossen auf ihn los, und schossen dem Herrn Meier die Unterhosen los.“ | Mais lorsqu'elle arriva à <i>Le temps ne fait rien à l'affaire</i> et plus particulièrement au passage où il est dit que <i>Quand on est con on est con</i> , elle s'aperçut que Frédéric pâlisait d'inquiétante façon. « La suite est vraiment drôle, pensa Mme Bartolotti. Elle ne peut que le faire rire. » Aussi chanta-t-elle à pleine voix : « Entre vous plus de controverses Cons caducs ou cons débutants Petit cons de la dernière averse Vieux cons des neiges d'antan. » |

Mit dem Rückgriff auf das Lied *Le temps ne fait rien à l'affaire* von Georges Brassens aus dem Jahre 1961 wählt der Übersetzer Alain Royer einen Klassiker des französischen Chansons. Um die Drastik des Brassens-Liedes in voller Deutlichkeit sichtbar werden zu lassen, erlaube ich mir, es ins Deutsche zu übersetzen:

Le temps ne fait rien à l'affaire – „Die Zeit tut nichts zur Sache, einmal Arsch, immer Arsch“

| Brassens | Übersetzung Cordula Neis |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Quand ils sont tout neufs, Qu'ils sortent de l'œuf, Du cocon, Tous les jeunes blancs-becs Prennent les vieux mecs Pour des cons. Quand ils sont d'venus Des têtes chenu's, Des grisons, Tous les vieux fourneaux Prennent les jeunots | Wenn sie ganz frisch sind Und aus dem Ei kriechen, aus ihrem Kokon, halten all die jungen Grünschnäbel die alten Kerle für Ärsche. Wenn sie Grauköpfe und graue Wölfe geworden sind, halten all die ollen Pfeifenköpfe die Jungspunde |

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Pour des cons. Moi, qui balance entre deux âges, J' leur adresse à tous un message:</p> <p>Au refrain</p> <p>Le temps ne fait rien à l'affaire, Quand on est con, on est con. Qu'on ait vingt ans, qu'on soit grand-père, Quand on est con, on est con. Entre vous, plus de controverses, Cons caducs ou cons débutants,</p> <p>Petits cons d' la dernière averse, Vieux cons des neiges d'antan. Vous, les cons naissants, Les cons innocents, Les jeun's cons Qui n' le niez pas, Prenez les papas Pour des cons, Vous, les cons âgés, Les cons usagés, Les vieux cons Qui, confessez-le, Prenez les p'tits bleus Pour des cons, Méditez l'impartial message</p> <p>D'un qui balance entre deux âges:</p> <p>Au refrain</p> | <p>für Arschmätze. Ich, der ich zwischen zwei Altern schwanke, sende ihnen allen eine Botschaft:</p> <p>Refrain</p> <p>Die Zeit tut nichts zur Sache Einmal Arsch, immer Arsch, ob zwanzig oder Opa,</p> <p>Einmal Arsch, immer Arsch. Unter Euch, keine Streitereien mehr, Hinfällige Arschmätze oder Debütantenärsche, taufrische kleine Ärsche, Alte Ärsche vom Schnee von gestern. Ihr, die angehenden Ärsche, naive Ärsche, die Jungärsche, die ihr gar nicht leugnet, Eure Papas Für Ärsche zu halten, Ihr, die gealterten Ärsche, die verbrauchten Ärsche, die Altärsche, die ihr, gebt es zu, die ihr die kleinen Frischlinge für Ärsche haltet, sinnt über diese unparteiische Nachricht von einem, der zwischen zwei Altern schwankt, nach:</p> <p>Refrain</p> |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Als Royer seine Übersetzung anfertigte, war Brassens, für die poetische Kraft seiner Chansons von der *Académie française* ausgezeichnet und geadelt, gerade einmal 60-jährig verstorben. Da es wenig Sinn gemacht hätte, den derben Schlager der Frau Bartolotti direkt zu übersetzen, sucht der Übersetzer Alain Royer nach einem funktionalen Äquivalent. Der drastische, unverfrorene Ton des Brassens-Liedes *Le temps ne fait rien à l'affaire, quand on est con, on est con* – „Die Zeit tut nichts zur Sache, einmal Arsch, immer Arsch“ entspricht in etwa

dem maliziösen, boshaften Gestus des Schmähliedes über Herrn Meier und die bösen Franzosen.

Es ist eine schöne Ironie dieser Royer-Übersetzung, dass er die im Originallied des Nöstlinger-Texts enthaltene spaßige Attacke gegen die Franzosen mit einem Schmählied von Brassens, das natürlich auch einen Teil seiner eigenen Landsleute trifft, wiedergibt. Allerdings erreicht das Lied von Brassens mit seiner Kritik an generationenübergreifenden Vorurteilen und dem darin vorgenommenen Perspektivenwechsel zwischen Jung und Alt durch einen „mittelalterlichen“ Schiedsrichter doch eine andere sozio-kulturelle Tragweite. Während der Originaltext in Anspielung auf die traditionelle Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen und deren Kriegsgeschichte im Stil eines Slapsticks französische Soldaten dem „Herrn Meier die Unterhosen losschießen“ lässt, ermahnt Brassens mit Tiefgang zu einem Nachdenken über Generationenkonflikte und die Vergänglichkeit der Zeit.

Während es Alain Royer in der französischen Übersetzung gelingt, ein zwar inhaltlich etwas über das Original hinausgehendes, aber stilistisch doch sehr überzeugendes Äquivalent zu finden, zielt Carla Becagli Calamai in der italienischen Übersetzung nicht auf den gesellschaftskritischen Ton des Originals ab, sondern fokussiert sich offenbar auf ein tendenziell jüngerer (eher kindliches als jugendliches) Zielpublikum. Statt auf sozialkritische *canzoni* zurückzugreifen, betont sie eher die Naivität und Grotteske des von Frau Bartolotti ausgewählten Liedgutes, indem sie unverhohlen die kindliche Vorliebe für Exkremamente zum Thema erhebt:

| Original (Nöstlinger 1975, 38-39) | Ital. Übersetzung (Becagli Calamai 2017 [1989], 39-40) |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Die Frau Bartolotti sang ein Lied nach dem anderen und wurde dabei immer lustiger. Sie sang auch: „Da oben am Bergerl, da steht ein Soldat, der wackelt mit dem Hintern und hackelt Gurkensalat!“ Als die Frau Bartolotti dann „Herrn Meier seine Tante“ sang und gerade bei: „Herr Meier kommt nach Hause, bei Nebel und bei Nacht“ war, bemerkte sie, daß der Konrad immer bleicher und bleicher wurde. Doch sie dachte sich: Die nächste Strophe ist besonders lustig. Die wird ihm gefallen. Und sie sang: „Herr Meier kam geflogen auf einem Faß Benzin, da meinten die Franzosen, er wär ein Zeppelin. Sie nahmen die Gewehre</p> | <p>La signora Bartolotti prese a cantare una canzone dopo l'altra, andando sempre più su di giri. Cantò anche: «...non si poteva far la pipi, perché non c'era vasino lì!», ma notò che Marius stava diventando sempre più pallido, pallido come un lenzuolo.</p> <p>Allora, per tirarlo un po' su, gli canto: «Sotto il ponte di Baracca il bambino fa la cacca, fa la cacca dura dura e il dottore la misura».</p> |

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------|--|
| und schossen auf ihn los, und schossen dem Herrn Meier die Unterhosen los“. | |
|-----------------------------------------------------------------------------|--|

8.4. Fingierte Mündlichkeit als Übersetzungsstrategie in Nöstlingers *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse*

Am Beispiel von Christine Nöstlingers *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* haben wir gezeigt, dass der Rückgriff auf einbürgernde Übersetzungsstrategien gerade im Fall von Kinder- und Jugendbüchern ein verbreitetes Verfahren darstellt. Als eine weitere Hürde für die Übersetzung, nicht nur von Büchern für ein junges Publikum, haben wir die fingierte Mündlichkeit als eine beliebte Schreibstrategie von Autoren narrativer Texte beschrieben und auch am Beispiel von Otfried Preußlers *Kleinem Gespenst* gezeigt, wie sie als probates Mittel fungiert, um der Figurenrede Authentizität, Lokalkolorit und Eindringlichkeit zu verleihen. Auch Christine Nöstlingers Dialoge sind reich an Manifestationen fingierter Mündlichkeit, die wir exemplarisch in Neis (2016) bereits behandelt haben. Wir möchten an dieser Stelle allerdings auf einen Sonderfall dieser Schreibstrategie in *Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse* zurückkommen, der in sehr plastischer Weise erkennen lässt, dass bei fingierter Mündlichkeit gesprochene Sprache in *geschriebenem* Gewand erscheint.⁷ Im folgenden Beispiel wird deutlich, dass fingierte Mündlichkeit eben nicht als Mimesis gesprochener Alltagssprache auftritt, sondern auch als ein hochgradig artifizielles Produkt der Stilisierung gesprochener Sprache erscheinen kann, deren Merkmale eine starke Zuspitzung erfahren:

| Originaltext (Nöstlinger 1975, 96): | Frz. Übersetzung (Royer 1982, 145): |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Und an der Ecke bei der Hauptstraße wartete der Florian. Er marschierte dann neben dem Anton und schimpfte das ganze Alphabet durch. Er schimpfte: „Arschgeier, Brummhummel, Clodeckel, Esel, Depp, Feigling, Geierschlund, Hottentott, Iltis stinkender, Knülch, Lackel blöder, Mondgesicht, Neandertaler, olle Pute, Pißnelke, Quastenschwein, Rübe, Sau, Trampeltier, Urviech, Volltrottel, Warzensau und Ziegenbock.“ | Un peu plus loin, à l'angle de la grande avenue, c'était Florian qui les attendait. Il emboîtait le pas à Antoine et dévidait l'alphabet: Amibe, Babouin, Connard, Dindonneau, Ectoplasme, Furoncle, Gargouille, Hippocampe, Ichtyosaure, Jabiru, Kangourou, Limace, Merdeux, Nullard, Ornithorynque, Poule mouillée, Quadrupède, Rabougri, Staphylocoque, Tarentule, Ubu, Ver de terre, Wapiti, Xylophone, Zébu ! |

⁷ Auch dieses Beispiel haben wir bereits in Neis 2016 behandelt, möchten allerdings in der vorliegenden Veröffentlichung vergleichend untersuchen, was in der italienischen Übersetzung mit dem Textbeispiel geschieht.

Das absichtlich nicht ganz systematische Schimpfwörter-Alphabet, das Christine Nöstlinger hier entwirft, lässt einen hohen Grad an Stilisierung von Elementen gesprochener Sprache erkennen. Besondere Komik erreicht die kuriose Liste der Autorin gerade dadurch, dass sie neben konventionellen Schimpfwörtern auch solche versammelt, die mehr oder minder exotische Tiere bezeichnen. In der französischen Übersetzung setzt Royer mit einer feinen Mischung aus Bakterien, Einzellern, Krankheiten und vor allem exotischen Tieren aus Gegenwart und Urzeit (« Ictyosaure », « Ornithorynque ») garniert mit konventionelleren Beschimpfungen wie « Connard », « Merdeux » und « Nullard » die humoristische Absicht der Autorin mit Geschick um.

Vergleichend soll an dieser Stelle untersucht werden, was in der italienischen Übersetzung von Becagli Calamai aus Nöstlingers Schimpfwörter-Alphabet wird.

| Originaltext (Nöstlinger 1975, 96): | Ital. Übersetzung (Becagli Calamai 2017 [1989], 100): |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Und an der Ecke bei der Hauptstraße wartete der Florian. Er marschierte dann neben dem Anton und schimpfte das ganze Alphabet durch. Er schimpfte: „Arschgeier, Brummhummel, Clodeckel, Esel, Depp, Feigling, Geierschlund, Hottentott, Iltis stinkender, Knülch, Lackel blöder, Mondgesicht, Neandertaler, olle Pute, Pißnelke, Quastenschwein, Rübe, Sau, Trampeltier, Urviech, Volltrottel, Warzensau und Ziegenbock.“</p> | <p>All’angolo della strada principale c’era il Florian, che, affiancandosi al Peter, snocciolava tutto l’alfabeto: «Asino, babbeo, cavernicolo, deficiente, ebete, frignone, grullo, idiota, leccapiedi, maiale, nanerottolo, ottentotto, piscialetto, quaqu, rompiscatole, stronzo, tonto, uggioso, vigliacco, zozzone.»</p> |

Auch die Übersetzung dieser Passage lässt deutlich werden, dass Becagli Calamai sichtbar ein jüngeres Publikum anvisiert als Royer im Falle der französischen Übersetzung. Mit Wörtern wie «asino», «deficiente», «grullo», «idiota» oder «tonto» wählt sie konventionelle Lexeme zur Bezeichnung eines ‘Dummkopfs’ aus. Mit dem «piscialetto», dem ‘Bettnässer’, wendet sich die Übersetzerin aber wieder an ein eher jüngeres Publikum. Ähnliches gilt für den «babbeo», den ‘Nuckler’. Etwas gelehrter und ausgefallener erscheinen demgegenüber Beschimpfungen wie «cavernicolo» (‘Höhlenmensch’) oder, «ottentotto» (‘Hottentotte’), womit die Übersetzerin geeignete Äquivalenzen zu Nöstlingers „Neandertaler“ und „Hottentott“ schafft.

Im Vergleich zu Becagli Calamai verlangt der Übersetzer Alain Royer seiner Leserschaft ein höheres Wissen ab bzw. mutet ihr mehr an Neuem zu. Einerseits verwendet er medizinische Fachausdrücke wie « Ectoplasme » (‘Ektoplasma’), « Furoncle » (‘Furunkel’), « Hippocampe » (‘Hippocampus’) oder « Staphylo-

coque » ('Staphylokokke'), andererseits wirft er mit zoologischen Bezeichnungen um sich wie etwa « Babouin » ('Pavian'), « Ichtyosaure » ('Ichthyosaurus', Fische), « Jabiru » ('Jabiru', Storchenvogel, größter Vogel Amazoniens), « Limace » ('Nacktschnecke'), « Ornithorynque » ('Schnabeltier'), « Tarentule » ('Tarantel'), « Wapiti » ('Wapitihirsch') oder « Zébu » ('Zebu-Rind'). Royer macht sich offensichtlich einen Spaß daraus, das medizinische und zoologische Vokabular seiner jungen Leserschaft zu erweitern. Die Wahl dieses Vokabulars zeigt, dass Royer ein nicht mehr ganz so kindliches Leserpublikum anvisiert wie Becagli Calamai, die offenbar vordergründig den Spaß am Lesen fördern und weniger belehren möchte. Insgesamt lässt sich die französische Übersetzung Royers als ambitionierter als die italienische Becagli Calamais beurteilen. Beiden Übersetzern gelingt jedoch auf ihre Art eine geeignete Wiedergabe der Schreibintention Christine Nöstlingers, wenn sie auch einerseits eher den bereits jugendlichen, andererseits eher den kindlichen Leser fokussieren.

9. Wiedergabe von Phantasiesprachen – Nöstlingers *Wir pfeifen auf den Gurkenkönig* (1972)

Wir haben bereits erfahren, dass sich bei der Übersetzung von Christine Nöstlinger Schwierigkeiten durch die Besonderheiten ihres Personalstils, durch ihre Verwendung von Neologismen, Austriazismen oder Jugendjargon ergeben können. Besonders haarig wird es, wenn die Autorin sich eine Phantasiesprache ausdenkt, die sie dem merkwürdigen Gurkenkönig aus ihrem im Jahre 1972 erschienenen phantastischen Roman *Wir pfeifen auf den Gurkenkönig* in den Mund legt. Besagter Gurkenkönig, eine unförmige Kreuzung aus Gurke und Kürbis, bringt als von den Kellerlingen und Kellerschranzen vertriebener und entmachteter absoluter Fürst das Familienleben der bürgerlichen Familie Hogelmann gründlich in Unordnung. Dieses merkwürdige Kürbis-Gurken-Kronen-Ding möchte mit „Majestät“ angeredet werden und spricht in einer grammatikalisch inkorrekten, zugleich archaisch anmutenden, stets den *pluralis majestatis* verwendenden Phantasiesprache. In der italienischen Fassung, die unter dem Titel *Che m'importa die re Cetriolo* von Gianni Pilone-Colombo angefertigt wurde, findet dieser zur Wiedergabe dieses seltsamen Idioms im 1. Kapitel eine passende Mischung aus Italienisch und fiktivem Pseudo-Latein:

| Originaltext (Nöstlinger 1972, 10-12) | Ital. Übersetzung (Pilone-Colombo 2000 [1989], 12): |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Das Kürbis-Gurken-Kronen-Ding verneigte sich vor uns, schlug die dünnen Beinchen übereinander und sprach mit tiefer Stimme: „Wir heißt Königs Kumi-Ori das Zweit, aus das Geschlecht die Treppeliden“. | Il Re-Cetriolo-Zucca-Incoronato ci ha fatto un bell'inchino, ha incrociato le esili gambe una sull'altra e ha detto con voce profonda: « Noi chiamaribus Re Kumi-Ori Secondo ed essere di famiglia Scalinacci». |

Diese Phantasiesprache wird im Roman und entsprechend auch in der Übersetzung konsequent durchgehalten, so auch im 2. Kapitel:

| Originaltext (Nöstlinger 1972, 18) | Ital. Übersetzung (Pilone-Colombo 2000 [1989], 19): |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Der Kumi-Ori hat geschrien: „Wo sind unsere Krone? Wir braucht das Krone!“ Er hat sich ganz entsetzt an den Kopf gegriffen. | Il Kumi-Ori grida: «Dove essere nostra corona? Noi bisognaribus nostra corona!» Tutto preoccupato, intanto, si gratta in testa. |

10. Fazit

„Che Stress!‘ – Tradurre letteratura austriaca per l’infanzia“ – Wilma Heinrich bringt es (in ironischer Anspielung auf einen Buchtitel Nöstlingers) im Titel ihres 2010 erschienenen Aufsatzes auf den Punkt: Österreichische Kinderliteratur zu übersetzen kann ganz schön anstrengend sein. Aber wenn mit der Übersetzung auch die Übersetzung der textuellen Botschaft gelingt, sind dem Übersetzer mancherlei Freiheiten erlaubt. Dann darf es auch gerne ein derbes französisches Chanson sein – es handelt sich dabei dann zwar nicht um ein textuelles Äquivalent, aber um einen Zieltex, der dem Kriterium der Funktionalität entspricht. Dem Übersetzer sei diese Freiheit erlaubt; untreu wie zu den besten Zeiten der *belles infidèles* ist er deswegen nicht. „Traducere navem“ – das Schiff erfolgreich übersetzen und vor einem Schiffbruch bewahren – kann im Falle von Büchern Christine Nöstlingers leicht in eine Irrfahrt ausarten.

Bibliografie

Corpus

- NÖSTLINGER, Christine. 1990 [1972]. *Wir pfeifen auf den Gurkenkönig. Wolfgang Hogelmann erzählt die Wahrheit, ohne auf die Deutschlehrergliederung zu verzichten. Ein Kinderroman. Bilder von Werner Maurer*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- NÖSTLINGER, Christine. 2000 [1989]. *Che m’importa die re Cetriolo. Traduzione dal tedesco di Gianni Pilone-Colombo. Illustrazioni di Werner Maurer*. (Gl’Istrici. I libri che pungono la fantasia; 17). Milano: Salani.
- NÖSTLINGER, Christine. 1975. *Konrad oder Das Kind aus der Konservenbüchse*. Hamburg: Oetinger.
- NÖSTLINGER, Christine. 1982. *Le môme en conserve. Traduit par Alain Royer*. (Livre de poche junior). Paris: Hachette.
- NÖSTLINGER, Christine. 2017 [1989]. *Il bambino sottovuoto. Traduzione di Carla Becagli Calamai*. Milano: Adriano Salani Editore.
- PREUBLER, Otfried. 2017 [1966]. *Das kleine Gespenst. Mit Zeichnungen von F. J. Tripp*. Stuttgart: Thienemann.
- PREUBLER, Otfried. 2015 [1979]. *Le petit fantôme. Traduit de l’allemand par Michèle Kahn*. Paris: Librairie Générale Française.
- PREUBLER, Otfried. 2007 [1991]. *Il piccolo fantasma. Illustrato da F. J. Tipp. Traduzione di Sigrid Fisher*. Milano: Adriano Salani Editore.

- PREUBLER, Otfried. 2001 [1968]. *El pequeño fantasma. Traducción: Carmen Maluenda. Cubierta: R. Riera Rojas. Ilustración: J. F. Tripp.* Barcelona: Noguer Y Caralt Editores.
- PREUBLER, Otfried. 2001. *The Little Ghost. Translated by Anthea Bell. Illustrated by F. J. Tripp.* Stuttgart/Wien: Thienemann.

Bibliografie

- ALBRECHT, Jörn. 1998. *Literarische Übersetzung. Geschichte – Theorie – Kulturelle Wirkung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- ANDÚJAR, Gemma & Jenny Brumme (ed.). 2010. *Construir, deconstruir y reconstruir. Mímesis y traducción de la oralidad y la afectividad.* Berlin: Frank & Timme.
- BAMBERGER, Richard. 1963. *Übersetzung von Jugendbüchern.* Wien: Österreichischer Buchklub der Jugend.
- BEERBEN, Christiane. 1992. *Modalpartikeln als Übersetzungsproblem: eine kontrastive Studie zum Sprachenpaar Deutsch-Spanisch.* Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang.
- BRANDT, Heike. 2015. „Haben ÜbersetzerInnen von Kinder- und Jugendliteratur eine besondere Verantwortung?“ In *Handbuch Literarisches Übersetzen*, ed. Harlaß, Katrin, 66–76, Berlin: BDÜ Weiterbildungs- und Fachverlagsgesellschaft mbH.
- DAUBERT, Hannelore. 2000. „Familie als Thema der Kinder- und Jugendliteratur.“ In *Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, Band 2: Medien und Sachbuch. Ausgewählte thematische Aspekte. Ausgewählte poetologische Aspekte. Produktion und Rezeption. KJL im Unterricht*, ed. Lange, Günter, 684–705, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- EWERS, Hans-Heino. 2000a. *Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur. Mit einer Auswahlbibliographie Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft.* München: Wilhelm Fink.
- EWERS, Hans-Heino. 2000b. „Auf der Suche nach den Umrissen einer zukünftigen Kinder- und Jugendliteratur. Ein Versuch, die gegenwärtigen kinder- und jugendliterarischen Veränderungen einzuschätzen.“ In *Kinder- und Jugendliteratur zur Jahrtausendwende. Autoren – Themen – Vermittlung.*, ed. Franz, Kurt, Günter Lange & Franz-Josef Payrhuber, 2-21, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- FISCHER, Martin B. 2006. *Konrad und Gurkenkönig jenseits der Pyrenäen. Christine Nöstlinger auf Spanisch und Katalanisch.* Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- FISCHER, Martin B. 2010. „Historias de Franz a ambos lados del Atlántico. La oralidad fingida en la literatura infantil.“ In *Construir, deconstruir y reconstruir. Mímesis y traducción de la oralidad y la afectividad*, ed. Andújar, Gemma & Jenny Brumme, 41-62, Berlin: Frank & Timme.
- FREUNEK, Sigrid. 2007. *Literarische Mündlichkeit und deren Übersetzung. Am Beispiel deutscher und russischer Erzähltexte.* Berlin: Frank & Timme.
- GEISLER, Ursula. 1985. *Faktoren der Verständlichkeit von Texten für Kinder. Kinder und Medien – Ein Interaktionsmodell.* München: Causa.
- GELBERG, Hans-Joachim. 2005. *Die Worte, die Bilder, das Kind. Über Kinderliteratur. Vorwort von Christine Nöstlinger.* Weinheim/Basel: Beltz & Gelberg.
- GOETSCH, Paul. 1985. „Fingierte Mündlichkeit in der Erzählkunst entwickelter Schriftkulturen.“ *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und*

- Literaturwissenschaft* 17, 202-218.
- GRIMM, Jacob. 1991 [1847]. „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache.“ In *Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Werke. Abteilung I. Die Werke Jacob Grimms. Band 1, Kleine Schriften 1. Nach der Ausgabe von Karl Müllenhoff und Eduard Ippel, neu herausgegeben von Otfried Ehrismann*, 328-375. Hildesheim: Olms-Weidmann.
- HEINRICH, Wilma. 2010. „Che' Stress! – Tradurre letteratura austriaca per l'infanzia.“ In *Écrire et traduire pour les enfants. Voix, images et mots. Writing and Translating for Children. Voices, Images and Texts*, ed. Di Giovanni, Elena, Chiara Elefante & Roberta Pederzoli, 231-242, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- HERDER, Johann Gottfried 1994 [1767]. „Ueber die Griechische Litteratur in Deutschland.“ In *Sämtliche Werke*, ed. Suphan, Bernhard, 285-354, Hildesheim: Olms-Weidmann.
- KAMINSKI, Winfred (1987): „Die renitenten Mädchen der Christine Nöstlinger.“ In *Frauen- und Mädchenrollen in Kinder- und Schulbüchern. Dokumentation der Tagung der Max-Traeger-Stiftung vom 7.-9. November 1986 in Schmitten/Taunus*, ed. Grossmann, Wilma & Britta Naumann, 83-92, Frankfurt a. M.: Max-Traeger-Stiftung.
- KOCH, Peter & Wulf Oesterreicher. 1985. „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgebrauch.“ *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15-43.
- KOCH, Peter & Wulf Oesterreicher. 1990. *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen: Gunter Narr.
- KÜMMERLING-MEIBAUER, Bettina. 2012. *Kinder- und Jugendliteratur. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- LEWANDOWSKI, Theodor. 1994. *Linguistisches Wörterbuch*. 3 Bände. Unveränderter Nachdruck. der 5., überarbeiteten. Auflage. Heidelberg: Quelle & Meyer Verlag.
- LYPP, Maria. 2000a. *Vom Kasper zum König. Studien zur Kinderliteratur* Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- LYPP, Maria. 2000b. „Die Kunst des Einfachen in der Kinderliteratur“, In *Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Band 2: Medien und Sachbuch. Ausgewählte thematische Aspekte. Ausgewählte poetologische Aspekte. Produktion und Rezeption. KJL im Unterricht*, ed. Lange, Günter, 684-705, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- MATTENKLOTT, Gundel. 1989. *Zauberkreide. Kinderliteratur seit 1945*. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- NEIS, Cordula. 2012. „Fingierte Mündlichkeit: ein theoretisches Problem und seine übersetzungspraktischen Lösungen.“ In *Oralität(s) et écriture(s)*, ed. Haßler, Gerda & Cordula Neis, 274-297. Münster: Nodus Publikationen.
- NEIS, Cordula. 2016. „Übersetzungsstrategien fingierter Mündlichkeit am Beispiel von Christine Nöstlingers Jugendroman Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse“ In *Zwischen den Texten. Die Übersetzung an der Schnittstelle von Sprach- und Kulturwissenschaft*, ed. Ossenkop, Christina & Georgia Veldre-Gerner, 9-28. Stuttgart: ibidem.
- NORD, Christiane. 2010. *Fertigkeit Übersetzen. Ein Kurs zum Übersetzenlehren und -lernen*. Berlin: BDÜ Weiterbildungs- und Fachverlagsgesellschaft.
- PIRKER, Ursula. 2007. *Christine Nöstlinger. Die Buchstabenfabrikantin*. Herausgegeben von Marion Mauthe. Wien: Molden.
- RIEKEN-GERWING, Ingeborg. 1995. *Gibt es eine Spezifik kinderliterarischen Übersetzens? Untersuchungen zu Anspruch und Realität bei der*

- literarischen Übersetzung von Kinder- und Jugendbüchern. Europäische. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.*
- SCHWITALLA, Johannes & Liisa Tiittula. 2009. *Mündlichkeit in literarischen Erzählungen. Sprach- und Dialoggestaltung in modernen deutschen und finnischen Romanen und deren Übersetzungen.* Tübingen: Stauffenburg.
- STOYAN, Hajna, Kaspar H. Spinner & Mária Németh. 1998. *Moderne deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur. Überblick, Didaktik, Texte, 1.* Kiadás, Budapest: Nemzeti Tankönyv.
- TANNEN, Deborah (ed.). 1982. *Spoken and Written Language: Exploring Orality and Literacy.* Norwood, New Jersey: ALEX Publishing Corporation.
- WILD, Inge. 2006. *Rollenmuster – Rollenspiele. Literarische Erkundungen von Pubertät und Adoleszenz. Gesammelte Aufsätze zur neueren Jugendliteratur.* Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.

Schallplatte/CD

- BRASSENS, Georges. 1961. *Le temps ne fait rien à l'affaire.* Amsterdam: Philips.

Internetquellen

- „Übersetzungen“ von Speisekarten:
<<https://www.facebook.com/BuzzFeedDeutschland/posts/fleisch-bumst-mit-solferino-so%C3%9Fe/1927307493987317/>> 11.12.2018.
<<https://www.bild.de/news/leserreporter/urlaub/lustige-speisekarten-25418962.bild.html>> 11.12.2018.
<<https://www.travelbook.de/weltspeisen/die-lustigsten-uebersetzungsfehler-auf-speisekarten>> 11.12.2018.

Résumé

La traduction de la littérature de jeunesse représente un véritable défi pour de multiples raisons: comme le rapport entre l'auteur et ses jeunes destinataires se caractérise par une asymétrie aux niveaux cognitifs, linguistiques et évolutifs, le traducteur doit savoir contourner ce problème en adoptant des stratégies variées pour compenser ces différences. Si, en général, on peut distinguer deux positions opposées, à savoir *la traduction-naturalisation* d'un côté et *la traduction-dépaysement* de l'autre, souvent, les traducteurs de la littérature de jeunesse ont recours à la traduction naturalisante qui permet de réduire l'altérité du texte source tout en garantissant sa transmissibilité. L'usage de différents registres, de dialectes, de jargons, de langage de jeunesse ou de langues imaginaires constitue un autre obstacle qu'il faut surmonter. Reste à relever les défis posés par l'oralité simulée, une stratégie narrative délibérément utilisée pour créer une ambiance particulière et pour donner une couleur locale au texte.

Dans cette contribution, nous nous consacrerons à l'analyse des problèmes susmentionnés dans les traductions en langues romanes de quelques livres pour enfants d'Otfried Preußler (*Das kleine Gespenst*) et de Christine Nöstlinger (*Konrad oder Das Kind aus der Konservenbüchse; Wir pfeifen auf den Gurkenkönig*).

Abstract

Children's and youth literature constitutes a challenge to translation for several reasons:

As the relationship between the author and his young readers is an asymmetrical one characterized by diverging cognitive, linguistic and developmental stages, the translator has to be able to bridge these differences by adopting various strategies.

If we can generally distinguish between two diametrically opposed approaches, the *naturalizing translation* on the one hand and the *exoticizing translation* on the other, in most cases translators of children's literature use the naturalizing strategy which enables them to reduce the alterity of the source text and ensure its comprehensibility. The use of different registers, dialects, jargons, youth language or fantasy-language constitutes another obstacle to overcome. There remain other challenges to be mastered such as those offered by fictional orality, a narrative strategy deliberately used to create a particular atmosphere and to confer local color to a text.

In this paper, I will analyze the above-mentioned problems in translations into Romance languages of children's books by Otfried Preußler (*Das kleine Gespenst*) and Christine Nöstlinger (*Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse; Wir pfeifen auf den Gurkenkönig*).

Angelika Groß

Literatur + Gewalt

Zur Darstellung der Frauenmorde in Mexiko
in Roberto Bolaños *2666*

Angelika Groß

ist Lehrkraft für besondere Aufgaben für
Romanische Literatur- und Kulturwissen-
schaft an der Universität Osnabrück.
angelika.gross@gmail.com

Keywords

Antiästhetik der Gewalt – Femizid – Mexiko – Roberto Bolaño – 2666

Bereits 2002 starben nach Rotker (2002, 8) in Lateinamerika 140.000 Personen jährlich durch Gewalteinwirkung, alle 24 Minuten fand ein Überfall statt und insgesamt wurde zu diesem Zeitpunkt jeder dritte Lateinamerikaner (in)direkt Opfer einer Gewalttat (Rotker 2002, 9). Diese Zahlen stellen Lateinamerika zu Beginn des 21. Jahrhunderts als einen stark von Gewalt geprägten Raum dar, in dem eine Atmosphäre der Angst herrscht (Rotker 2002, 9). Es wird das Bild einer von Gewalt geprägten Gesellschaft projiziert, in der jeder einzelne zum potentiellen Opfer wird. Doch was bedeutet ‚Gewalt‘ genau? Und wie wird diese komplexe Thematik in der Literatur verarbeitet? Diesen Fragen widmet sich der vorliegende Beitrag exemplarisch mit einer Untersuchung der Darstellung der Frauenmorde in Mexiko im Roman *2666* des chilenischen Schriftstellers Roberto Bolaño, der 2004 postum veröffentlicht wurde und mittlerweile zum Kanon der spanischsprachigen Literatur zu zählen ist. Es soll gezeigt werden, dass sich Bolaño der Thematik nicht über das Genre des Kriminalromans oder Thrillers nähert, das zunächst mit dem Thema der Gewalt assoziiert wird und in dem Tat und Aufklärung derselben spannungsreich und oft mit dramatischer, zum Exzess neigender Ausschmückung dargestellt werden, sondern eine nüchterne (Anti)Ästhetik der Gewalt verfolgt. Diese ist v. a. durch die Form des polizeilichen und forensischen Berichts sowie seitenlange Auflistungen verschiedener Fälle geprägt, die insbesondere durch ihre reine Anzahl und eine listenhafte, emotionslose Abhandlung der Fälle die Ausmaße der Frauenmorde in Mexiko sowie gesellschaftliche Ursachen und Gründe, aber auch Konsequenzen deutlich machen. Im Folgenden soll nun zunächst auf den Begriff der Gewalt sowie verschiedene Typen und Formen derselben und den speziellen Fall der Frauenmorde eingegangen werden, bevor ein Überblick über den sozio-kulturellen Kontext Mexikos Ende des 20. Jahrhunderts gegeben und daran

anschließend der literarische Diskurs über die Frauenmorde in Bolaños Roman 2666 analysiert wird.

Zum Begriff der Gewalt

Eine eindeutige Definition des Begriffs der Gewalt ist schwierig (Koloma Beck/Schlichte 2014). Etymologisch betrachtet vereint der deutsche Begriff ‚Gewalt‘ zwei verschiedene, im Lateinischen sowie in den romanischen Sprachen noch heute getrennt geführte Begriffe: *violencia* und *potestas* (lat.), bzw. *violencia* und *poder* (span.), d. h. Gewalt einerseits als „eine[...] unrechtmäßige Überwältigung oder Aneignung“ im Sinne von *violencia* oder als „eine[...] rechtmäßige Verfügungsgewalt“ im Sinne von *poder* (Koloma Beck/Schlichte 2014, 39), die von *poder* normalerweise als ‚Macht‘ ins Deutsche übersetzt wird. An dieser Stelle wird bereits deutlich, dass der Gewaltbegriff teilweise überlappende Konnotationen aufweist und sich in einem ähnlichen semantischen Feld wie bspw. ‚Zwang‘, ‚Aggression‘, ‚Konflikt‘ oder ‚Macht‘ befindet, was eine eindeutige Definition erschwert (Koloma Beck/Schlichte 2014, 39). Koloma Beck und Schlichte (2014, 36) definieren ‚Gewalt‘ als „absichtsvolle Verletzung von Körpern gegen Widerstand“ im Allgemeinen, wohingegen Popitz (2004, 48) ‚Gewalt‘ definiert als

eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll.

Beide Definitionen haben den Aspekt der Intention gemein, die zur Verletzung einer anderen Person führt. Koloma Beck/Schlichte halten zudem fest, dass Gewalt ein Handeln gegen Widerstand darstellt, wohingegen Popitz den Begriff der Macht zentral anführt, durch den eine gewisse Hierarchie zwischen Ausführendem und Erleidendem impliziert wird. Popitz’ Definition fügt Gewalt als intentionierter Handlung und Repräsentation eines Machtgefälles zudem eine zeitliche Dimension hinzu, indem er zwischen Gewalt „als bloße[r] Aktionsmacht“, d. h. Gewalt, deren Sinn in der Tat selbst liegt, und „als bindende[r] Aktionsmacht“, die zu langfristigen Konsequenzen wie bspw. Unterwerfung führt, differenziert. Sowohl Koloma Beck/Schlichte (2014) als auch Popitz (2004) unterstreichen jedoch die Ubiquität und Mannigfaltigkeit von Gewalt. Zudem ist die Wertung von Gewalt, so Koloma Beck/Schlichte (2014, 36), immer abhängig von „gültige[n] Rechtsformen und moralische[n] Vorstellungen“, d. h. ob etwas als Gewaltaktion verstanden wird, ist abhängig vom soziokulturellen Kontext und der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung, die deshalb bei einer Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt in Betracht gezogen werden sollten.

Analysiert man in der Gewaltforschung Gewaltakte, so fragt man nach Imbusch (2002, 34-36) v. a. nach folgenden Elementen: Wer ist an der Aktion beteiligt, bzw. von ihr betroffen? Bei dieser Frage rücken Täter und Opfer sowie ggf. *bystanders* ins Zentrum, die das von Popitz angeführte Machtgefälle repräsentieren. Zudem stellt sich die Frage nach dem Tatbestand sowie dem konkreten

Ablauf, Art und Weise der Ausübung der Gewaltaktion und die Frage nach eingesetzten Mitteln. Doch auch Ursachen und Gründe, die zur jeweiligen Gewaltaktion geführt haben, werden hinterfragt; so wird die Analyse der Gewalttat an sich durch die bei Popitz angeführte Frage nach einer zeitlichen Dimension sowie durch eine Analyse des soziokulturellen (ggf. historischen) Kontextes ergänzt. Wie diese verschiedenen Aspekte der Gewaltanalyse aus der Gewaltforschung auch interdisziplinär im Rahmen kultur- und literaturwissenschaftlicher Forschung eingebracht werden können, wird die folgende Analyse zeigen.

Bereits in den angeführten und kommentierten Definitionen wird die Komplexität des Gewaltbegriffes deutlich, und v. a. seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Weltkriege, Dekolonialisierungskonflikte und -kriege sowie weiterer kriegerischer und gesellschaftlicher Auseinandersetzungen wiederholt verschiedene Arten von Gewalt in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchungen gerückt. So kann bspw. hinsichtlich der Art der Verletzung des Körpers zwischen physischer und psychischer Gewalt unterschieden werden, die sowohl kurz- als auch langfristige Folgen haben und auch einer bestimmten Intention geschuldet sein kann. Während physische Gewalt körperliche Angriffe z. T. mit Waffengewalt oder Aggressionen, Vergewaltigungen oder Totschlag umfasst, bezieht sich psychische Gewalt bspw. auf Drohungen oder verbale Angriffe, die die Seele des vom Täter als unterlegen wahrgenommenen Anderen, d. h. des Opfers, verletzen. Zieht man zudem den soziokulturellen Kontext in Betracht, können weitere Formen von Gewalt unterschieden werden: John Galtung prägte 1969 den Begriff der strukturellen Gewalt und versteht darunter „Verhältnisse [...], die verantwortlich dafür [sind], dass Menschen an der Entfaltung der in ihnen angelegten Potenziale gehindert werden“ (Koloma Beck/Schlichte 2014, 36). In diesem Fall geht Gewalt demnach nicht direkt von einer Person aus, sondern von den spezifischen soziokulturellen Verhältnissen, die eine Entwicklung des Individuums einschränken oder gänzlich verhindern. Dieser Begriff kann mit dem der epistemischen Gewalt nach Gayatri Spivak in Verbindung gebracht werden, der „herrschaftssichernde Wissensstrukturen“ (Koloma Beck/Schlichte 2014, 36) bezeichnet, d. h. mit der Frage nach Wissensmonopolen bzw. der Frage von (Nicht)Vermittlung von Wissen als symbolischem Kapital und von entsprechenden Auswirkungen auf bestehende Machtpositionen. Zudem können auch gesellschaftliche Normen und Konventionen, die Inklusion bzw. Exklusion Einzelner zur Folge haben, als eine Art Gewalt angesehen werden. Judith Butler spricht in diesem Fall von ‚normativer Gewalt‘. Hinsichtlich der Abhängigkeit der Wertung einer Handlung als Gewaltakt von soziokulturellen Faktoren sollte zudem auf Pierre Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt hingewiesen werden. Unter ‚symbolischer Gewalt‘ wird verkannte und gesellschaftlich anerkannte Gewalt verstanden, die zur Legitimierung der herrschenden Sicht auf die soziale Welt dient (Koloma Beck/Schlichte 2014, 36). D. h. hier findet Gewaltanwendung zum Ziel des Machterhalts des Überlegenen statt und wird als gesellschaftlich anerkannt betrachtet. Die angeführten verschiedenen Formen

von Gewalt zeigen die Abhängigkeit der Gewaltakte vom jeweiligen soziokulturellen Kontext auf verschiedenen Ebenen sowie die Komplexität des Forschungsfeldes der Gewaltforschung und die diesem zugrunde liegende Komplexität des Gewaltaktes an sich auf. Die exemplarisch angeführten verschiedenen Arten von Gewalt schließen sich nicht etwa gegenseitig aus. Vielmehr kann eine Gewalttat aufgrund der jeweiligen Wahrnehmung und Kontextualisierung verschiedenen Arten von Gewalt zugeordnet werden. Diese mehrfache Zuordnung kann zum einen Aufschluss darüber geben, auf welchen Ebenen sich Gewalt abspielt, zum anderen auch über den jeweiligen Kontext und weitere soziokulturelle Konsequenzen.

Feminizide in Mexiko: Eine begriffliche und soziokulturelle Einordnung

Für den vorliegenden Beitrag soll nun der Fall der Frauenmorde in Mexiko vor dem spezifischen soziokulturellen Kontext Mexikos in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick genommen werden. Durch Männer verübte Frauenmorde werden in der Forschung als Femi(ni)zide bezeichnet. Während der Begriff ‚Femizid‘, aus dem Engl. (*femicide*) abgeleitet, nach Fregoso/Bejarano (2010, 142) als „the most extreme form of violence based in gender inequity, understood as violence, forcibly exerted by men against women, to obtain power, domination or control“ bezeichnet wird, so impliziert der von Marcela Lagarde y de los Ríos eingeführte Begriff ‚Feminizid‘, aus dem Engl. (*feminicide*) abgeleitet, zudem noch eine politische Dimension wie bspw. unterlassener Schutz seitens des Staates (Peramato Martín 2012). Wie die Definition nach Fregoso/Bejarano deutlich macht, handelt es sich um eine extreme Form von Gewalt, die zur Ausübung von Macht und Kontrolle seitens des Mannes dient und gegen Widerstand der Frau erfolgt („forcibly“). Die Frau wird nur aufgrund ihres biologischen Geschlechts und damit verbundenen gesellschaftlichen Genderkonstruktionen zum Opfer männlicher Gewaltausübung. Der von Lagarde um die politische Dimension erweiterte Begriff des Feminizids ist ein wertender, da eine problematische und defizitäre staatliche Auseinandersetzung und Klärung oder gar grundsätzliche soziale, staatliche Strukturen, die die Femizide begünstigen, impliziert werden und so dem Staat eine gewisse Verantwortung zugewiesen wird. Lagarde y de los Ríos (2010, xxi) unterstreicht:

[F]eminicidal violence is produced by the patriarchal, hierarchical, and social organization of gender, based on supremacy and inferiority, that creates gender inequality between women and men. It is also due to women's exclusion from power structures or their exposure to oppressive powers, be they personal, social, or institutional. And it results from the acceptance and tolerance that are demonstrated by the multiple complicities among supremacist, macho, and misogynist men – indeed, from the social silences that prevail about those who commit crimes and are not punished.

Im Folgenden wird zur Verdeutlichung der gesellschaftlichen und politischen Komplexität und Dimensionen der Frauenmorde der Begriff der Feminizide Anwendung finden.

Zwischen Januar und April 2018 wurden allein in Mexiko bereits 500 Feminizide verzeichnet und Gaspar de Alba/Gúzman (2010, 1) sprechen bzgl. der seit den 1993 verzeichneten Frauenmorden in Mexiko von „the longest epidemic femicidal violence in modern history“, einer Epidemie feminizidaler Gewalt gegen Frauen, weil sie Frauen sind, der längsten Epidemie feminizidaler Gewalt der Moderne. Der Begriff ‚Epidemie‘ weist in seiner metaphorischen Verwendung gleichzeitig bereits auf den soziokulturellen Kontext hin, in dem es zu den Feminiziden kommt. Die Gesellschaft ist, wie Körper einer Epidemie, von Krankheit geplagt und geprägt, in einer Dimension, die über den Einzelnen hinaus bis zu verschiedenen Kollektiven reicht. Doch vor welchem soziokulturellen Hintergrund kommt es zu feminizidaler Gewalt in Mexiko? Welche gesellschaftlichen, kulturellen Strukturen fördern Gewalt gegenüber Frauen in einem solchen Ausmaß?

Beschäftigt man sich mit Femi(ni)zid, so muss zunächst der gewaltausübende Andere in den Blick genommen werden, der als Akteur der Handlung eine zentrale Rolle einnimmt. Der Andere ist im Falle der Femi(ni)zide der Mann, der sich verschiedenen Formen von Gewalt bedient, um, so Fregoso/Bejarano (2010, 142), Macht, Kontrolle oder Domination anzuwenden. Dieses Machtgefälle zwischen Mann und Frau ist durch den Machismus (*machismo*) tief in der mexikanischen Kultur verankert und spiegelt sich in den daraus resultierenden gesellschaftlichen Konstrukten, wie bspw. Genderthematiken, wider. Briggs definiert *machismo* als „mexikan[ischen] Kult um männliche Überlegenheit, männliche Kraft, persönliche Stärke und Mut, das Gegenteil von kompromissbereit oder schwach sein“ (Briggs 1981, 134 zit. n. Rünzler 1988, 16). Das bereits angesprochene Machtgefälle zwischen den Geschlechtern, bei dem dem Mann die Position des Überlegenen zugeschrieben wird, wird in Briggs Definition durch den Begriff der Überlegenheit deutlich. Der bzw. die nicht genannte Andere, d. h. die Frau, potentiell Opfer männlichen Überlegenheitswahnes, wird in Briggs Definition zu keinem Zeitpunkt explizit zur Sprache gebracht, sondern nur implizit durch Abgrenzung vom Mann als unterlegen definiert. Zudem werden dem Mann weitere positiv konnotierte Merkmale wie bspw. Kraft, Mut oder Stärke zugewiesen, wodurch für die Andere Schwäche und Feigheit impliziert wird, oder Kompromissbereitschaft, die dem Mann abgesprochen wird. Die angeführte Definition beschäftigt sich zwar auf den ersten Blick mit der Rolle des Mannes in der mexikanischen Gesellschaft sowie ihm zugeordneten Merkmalen, auf den zweiten Blick werden jedoch auch Annahmen über die Frau und ihre Rolle in der Gesellschaft deutlich zum Ausdruck gebracht, indem die Alterität durch Negation von Gemeinsamkeiten und durch Negation von Identität definiert wird und so eine klare Interdependenz dieser verschiedenen Rollenkonstruktionen deutlich wird. Die dem *machismo* zugrundeliegenden Grundgedanken männlicher Überlegenheit und Stärke dienen so zur Abgrenzung des männlichen Geschlechts und einem „Lebensstil, der Männlichkeit durch die Unterdrückung von Frauen und durch Mut in Situationen physischer Herausforderungen“ (Alisky/Briggs 1979, 16) fördert. Um die Stellung des Überlegenen zu bewahren und sich zu behaupten, müssen Männer in diesem Kontext ständig

Unverwundbarkeit und Aggressivität unter Beweis stellen, was zu einem konstanten latenten Klima der Aggression und Gewalt führt; Olivera (2010, 51) spricht diesbezüglich von einer „social ecology in which men are driven to hypermasculinity, exaggerating the violent, authoritarian, aggressive aspects of male identity in an attempt to preserve that identity.“ Dieser Kult schreibt beiden Geschlechtern sowohl eine klare Position im Machtgefälle zu, als auch bestimmte Merkmale und damit verbundene Rollen. Die Frau wird im Rahmen dieser Denkweise zum stimmlosen Objekt degradiert, das dem Mann unterlegen und auf ihn angewiesen ist. Deutlich wird diese Rollenverteilung im klassischen patriarchalischen Familienmuster, in dem der Mann als Entscheider und Versorger der Familie die Rolle des Überlegenen innehat, der für die Familie sorgt und auch als Stellvertreter und Entscheidungsträger derselben einen gewissen Platz im öffentlichen Raum einnimmt. Dahingegen kümmert sich die untergeordnete Frau als klassische Hausfrau um Heim und Kinder und bewegt sich v. a. im privaten Raum; angesichts des Entscheidungsmonopols des Mannes bleibt sie sowohl im privaten, als auch im öffentlichen Raum stimmlos. Frauen, die sich im öffentlichen Raum bewegen, werden hingegen oft als Prostituierte abgestempelt (Fourez 2006, 33; Tabuenca Córdoba 2010, 96; Wright 2010, 215; Caputi 2010, 286f.).

Besonders in der Grenzregion zwischen den USA und Mexiko um die Stadt Ciudad Juárez, Chihuahua, in einer Region, die bekannt ist für „inexpensive sex, drugs and leisure“ (Schmidt Camacho 2010, 277) wird die Frau im öffentlichen Raum als (Lust)Objekt wahrgenommen, nicht jedoch als dem Mann sozial ebenbürtiges Subjekt. In dieser Region kam es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer verstärkten, durch multinationale Firmen geförderten grenzüberschreitenden Industrialisierung, die zu Veränderungen in der Gesellschaft und der klassischen patriarchalischen Rollenverteilung führte. Schmidt Camacho (2010, 278) führt die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichem Aufschwung bedingt durch Industrialisierung und Auswirkungen auf gesellschaftliche Rollenmuster wie folgt aus:

Border industrialization was built on this cross-border scheme for attracting capital with the promise of cheap, pliant labor and limitless service. The pervasive representation of poor Mexican women as female bodies readily available for appropriation reinforces other cultural narratives that convert poor women into sources of value that can easily be discarded as they are consumed. The denigration of working women is [also] [...] an expression of class hostilities or patriarchal re-entrenchments against women's incursions into the public sphere.

Grundlage dieser Industrialisierungswelle war, so Schmidt Camacho, das Verständnis von Frauen als verfügbare, billige Objekte, die zunächst benutzt und danach weggeworfen werden können. Hier wird der Status der Frau im Machtgefälle zwar dem *machismo* entsprechend als unterlegen dargestellt und die Frau bleibt das stimmlos erleidende Objekt. Doch gleichzeitig stellt eine Beschäftigung der Frau im öffentlichen Raum wie bspw. als Arbeiterin in der Fertigungsindustrie, der sogenannten *maquiladora*, und die damit einhergehende erhöhte weibliche Erwerbsfähigkeit, das vorherrschende, auf dem *machismo*

basierende Rollenverständnis infrage: Die Frau findet einen Platz im öffentlichen Raum und bricht aus ihrer Rolle als Hausfrau aus. Durch ihre Erwerbstätigkeit wird sie zudem in gewissem Maße unabhängiger und stellt so die als natürlich wahrgenommene Überlegenheit des Mannes infrage. Der durch die Emanzipation der Frau gedemütigte und seiner Vormachtstellung als Überlegener und Entscheidungen Treffender entledigte Mann muss sich, dem Verständnis des *machismo* nach, jedoch angesichts dieser Herausforderungen und des Angriffs auf seine Position als Patriarch behaupten und greift zu diesem Zweck auf Gewaltausübung gegenüber der Frau zurück. Wie auch Schmidt Camacho aufzeigt, führte die Industrialisierung der Grenzregion so zwar einerseits zu einer gewissen Emanzipation der Frau und einem Aufbruch machistischer Rollenzuschreibungen, andererseits jedoch gleichzeitig zu deren Verstärkung.

Doch nicht nur der *machismo*, sondern weitere soziale Asymmetrien gelten als Wegbereiter der Feminizide in Mexiko. Lagarde y de los Ríos (2006, 22 zit. n. Fregoso/Bejarano 2010, 12) führt Feminizide u. a. auf folgende Aspekte zurück:

Femicidal violence finds fertile ground in social asymmetries and is most acute under conditions of ,extreme marginalization and social, judicial and political exclusion ... and forms of gender oppression, including mechanisms of devalorization, gender exclusion, discrimination, and exploitation.'

So werden neben der bereits angesprochenen, dem *machismo* geschuldeten Unterdrückung des weiblichen Geschlechts weitere Aspekte wie Marginalisierung oder gar Exklusion auf verschiedenen Ebenen, sowohl sozial, als auch rechtlich oder politisch, angeführt. Die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts wird durch Abwertung, Diskriminierung oder Ausbeutung deutlich. Weitere Aspekte, die soziale Asymmetrien nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern zwischen verschiedenen Kollektiven beeinflussen, sind v. a. der Drogenhandel und damit verbundene Kartellstrukturen, die besonders in den 1990er Jahren expandierten, wodurch es zu Gewaltwellen kam (Staudt & Coronado 2010, 258-163). Hinzu kommt ein politisch instabiles System sowie Korruption auf verschiedenen Ebenen (Arriola 2010, 27; Lagarde y de los Ríos 2010, xiv; Schmidt Camacho 2010, 276), einhergehend mit einem Fehlen staatlicher Autorität, was wiederum in einer hohen Straflosigkeit und einer Gesellschaft mit anarchischen Zügen mündet, in der die Schere zwischen Arm und Reich sehr groß ist und untere Schichten v. a. durch Armut und Verwahrlosung geprägt sind und sich auch räumlich am Rande der Städte von der Gesellschaft im Zentrum ausgeschlossen finden (Arriola 2010, 26; Barberán Reinares 2010, 53; Gaspar de Alba 2010, 65; Iturralde 2010, 243). In der skizzierten Gesellschaft sind verschiedenste Formen und Typen von Gewalt wie Kidnapping, Verschwindenlassen von Personen (*desapariciones forzadas*), Vergewaltigungen oder auch (Serien)Morde an der Tagesordnung, und das (organisierte) Verbrechen wird als alltäglich und als Teil des Lebens in der Stadt wahrgenommen. Vor diesem Hintergrund wird die Stadt zur lebensfeindlichen Umgebung.

In diesem Kontext kommt es seit den 1990er Jahren zu Feminiziden. Dies fassen Fregoso/Bejarano (2010, 6) wie folgt zusammen:

Since 1993, more than five hundred women and girls have been murdered and more than one thousand have disappeared in the state of Chihuahua, Mexico, alone. Of the five hundred murders, approximately one third were killed under similar circumstances: They were held in captivity, raped, sexually tortured, and mutilated, and their bodies were discarded in remote, sparsely populated areas of the city. Women's rights groups have documented similar violence in other regions of Mexico, where between 1999 and 2005 more than six thousand women and girls were victims of gender-based murder.

Die Unterlegenheit der Frau als erleidendes Objekt wird in den verschiedensten Formen von Gewaltanwendung wie Gefangenhaltung, Vergewaltigung, Folter und Mutilation offensichtlich, und in einem zweiten Schritt ebenso in ihrer „Entsorgung“ am Rande der Stadt (Arriola 2010, 25f; Lagarde y de los Ríos 2010, xvii; Olivera 2010, 49). Der Kontext, in dem es zu den Feminiziden kommt, wurde bereits ausgeführt. Geht es jedoch um die Frage der Schuld, so wird diese von involvierter Institution zu Institution oder weiteren Beteiligten weitergereicht und durch eine solche Verkettung die Frage nach Urhebern oder Kontrollinstanzen der Gewalt verschleiert. Bowden (2010, 234) charakterisiert diese Komplexität der Umstände treffend:

Some blame the violence on the war between cartels, some blame poverty, some blame the army, some blame the army's fighting the cartels, some blame local street gangs, some blame drugs, some blame slave wages, some blame corrupt government. But regardless of the blame, no one can figure out who controls the violence [...].

Die augenscheinlich unmögliche Zuweisung oder Erkennung der Ursprünge der Gewalttaten geht einher mit einer unzureichenden strafrechtlichen Verfolgung. Die Aufklärungsarbeit (ca. 5% aller Fälle werden aufgeklärt) ist oft lücken- oder fehlerhaft und von *scapegoating*, d. h. der Suche und (willkürlichen) Bezeichnung von Sündenböcken, gekennzeichnet. Es wird von einer Verhaftungsrate von ca. 3% ausgegangen, d. h. sie ist verschwindend gering und Straflosigkeit (*impunidad*) herrscht vor (Schmidt Camacho 2010, 280; Rotker 2002, 7; Tabuenca Córdoba 2010, 108-113). Die Polizeiarbeit oder auch staatliche Auseinandersetzung mit dem Thema wird in vielen Fällen von Korruption geleitet und zeigt Verbindungen zu Drogenkartellen auf, es findet also keine neutrale, objektive Aufarbeitung statt. Aufgrund der fehlenden Aufarbeitung und Aufdeckung bleiben die Täter anonym und diese Anonymität verstärkt ein Gefühl der Angst in der Gesellschaft und unter potentiellen Opfern. Zudem wurde seitens des Staates wiederholt der Versuch unternommen, die Feminizide zu entpolitisieren, indem Morde bspw. als häusliche Gewalt klassifiziert und so dem privaten anstatt dem öffentlichen Raum zugeschrieben wurden und der Staat so eine Verantwortung mit Hinweis auf die Privatsphäre und private Probleme zurückwies. Ein weiteres Beispiel dieser Versuche der Entpolitisierung waren staatliche Kampagnen gegen die Frauenmorde, die auf machistische Denkmuster zurückgriffen und die Frau im öffentlichen Raum als Provokateurin ihres Schicksals und somit als selbst verantwortlich für das, was ihr passiert, darstellten.

Darstellung der Feminizide in Roberto Bolaños 2666

Roberto Bolaños im Jahr 2004 postum erschienener Roman *2666* ist in fünf Kapitel untergliedert, die sich mit verschiedenen thematischen Schwerpunkten befassen und für sich alleinstehend in einer beliebigen Reihenfolge gelesen werden könnten, jedoch auch über einzelne wiederkehrende Figuren, Orte oder Leitmotive und bestimmte sich wiederholende Themen untereinander verbunden sind. Eines dieser Themen, das die verschiedenen Kapitel untereinander verbindet, jedoch auch in einem Kapitel ins Zentrum rückt, sind die Feminizide an der amerikanisch-mexikanischen Grenze in der fiktiven Stadt Santa Teresa, ein fiktives Abbild Ciudad Juárez’.

Der erste Teil des Romans „La parte de los críticos“ dreht sich um vier europäische LiteraturwissenschaftlerInnen, die zu dem deutschen (fiktiven) und sehr zurückgezogen lebenden Autor Benno von Archimboldi forschen und auf seinen Spuren nach Mexiko reisen, in der Hoffnung, ihn dort endlich zu treffen. Bereits vor Antritt der Reise liest der italienische Literaturwissenschaftler Morini, der nicht Teil der Reisegesellschaft sein wird, über die Feminizide in Mexiko. Die Engländerin Liz Norton, der Franzose Jean-Claude Pelletier und der Spanier Espinoza reisen nach Santa Teresa und erfahren den lebensfeindlichen Kontext der Stadt vor Ort. Dort treffen sie u. a. auf den Philosophieprofessor Amalfitano, der im Zentrum des zweiten Teils steht („La parte de Amalfitano“). Hier nimmt v. a. die Darstellung seiner unglücklichen Ehe mit Lola, der Mutter seiner Tochter Rosa, einen Großteil des Kapitels ein. Dennoch wird in Verbindung mit Rosa auch wiederholt die Gefahr, in der Frauen in der Grenzregion tagtäglich schweben und in der sie zu potentiellen Opfern werden und die eine Atmosphäre der Angst produziert, deutlich. Rosa lernt einen amerikanischen Reporter kennen, den Protagonisten des dritten Teils („La parte de Fate“). Oscar Fate sollte eigentlich nach Santa Teresa, Mexiko, reisen, um über einen Boxkampf zu berichten, erfährt aber auch von den Feminiziden und kommt in Kontakt mit dem *Snuff Movie*-Business und zwielichtigen Gestalten. Das vierte Kapitel „La parte de los crímenes“ dreht sich, wie der Titel bereits anzeigt, um „die Verbrechen“, genauer gesagt die Frauenmorde in Santa Teresa, den soziokulturellen Kontext, (ineffiziente) Polizei- und Ermittlungsarbeit, staatliche Entscheidungen, Straflosigkeit und *scapegoating* im Kontext korrupter Netzwerke auf verschiedenen Entscheidungsebenen. Der fünfte und letzte Teil („La parte de Archimboldi“) handelt von dem deutschen Schriftsteller Benno von Archimboldi und seiner Reise durch Europa zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, seinem Leben nach dem Krieg sowie seiner Verbindung zu den Feminiziden in Mexiko über seinen als schuldig verhafteten Neffen Reiter.

Wie in dieser kurzen Zusammenfassung deutlich wird, dient das Thema der Feminizide als Scharnier zwischen den inhaltlich ansonsten sehr unterschiedlichen Kapiteln. In diesem Kontext ist das folgende dem Roman vorangestellte Epigraph von Charles Baudelaire interessant: „Un oasis de horror en medio de un desierto de aburrimiento.“ (Bolaño 2004, 9). Das Kapitel über Santa Teresa und die dort stattfindenden Feminizide kann als „Oase des Horrors“ gedeutet

werden, wobei das Oxymoron zwei verschiedene Aspekte vereint: die Stadt einerseits als Lebensort inmitten der Wüste, andererseits als Ort des Horrors, der Gewalt und in diesem Sinne genauso, wenn nicht sogar noch lebensfeindlicher als die Wüste um die Stadt herum. Die Stadt erscheint sozusagen als Fata Morgana, die einen sicheren und lebensfreundlichen Raum in der Wüste vorspiegelt, tatsächlich jedoch das Gegenteil darstellt, während die Spiegelung nichts als reine Vorstellung ist. Die Situierung dieser „Oase des Horrors inmitten einer Wüste der Langeweile“ kann auf verschiedenen Ebenen interpretiert werden: Zunächst mag – auf rein inhaltlicher Ebene – das Kapitel zu den Verbrechen interessanter wirken als bspw. seitenlange Ausführungen zum Betrieb der Wissenschaft oder philosophische Abhandlungen, die als „Wüste der Langeweile“ verstanden werden könnten. Doch diese „Wüste der Langeweile“ kann auch auf das Leben in der Stadt bezogen werden, in der die EinwohnerInnen einer gewissen alltäglichen Routine nachgehen, die jedoch durch die Verbrechen unterbrochen wird, die so wiederum einerseits eine Möglichkeit der Realitätsflucht darstellen, andererseits aber auch als Zäsur in die (langweilige) Alltagsroutine der Opfer und Hinterbliebenen eingreifen. Wie genau die Frauenmorde Einfluss auf den Alltag nehmen und eine Atmosphäre der Angst und des Horrors verbreiten, wird u. a. im Folgenden zu zeigen sein.

Im Kapitel „La parte de los crímenes“ werden, wie im Titel bereits angedeutet, verschiedene Verbrechen dargestellt, ein Fokus soll jedoch im vorliegenden Beitrag auf den Feminiziden sowie den damit verbundenen Verbrechen wie bspw. Korruption liegen, die auch im Kapitel selbst im Zentrum stehen. Das Kapitel wird *in medias res* ohne weitere Einführung, Situierung oder Erklärung durch den heterodiegetischen Erzähler mit folgendem Ausschnitt eröffnet:

La muerta apareció en un pequeño descampado en la colonia Las Flores. Vestía camiseta blanca de manga larga y falda de color amarillo hasta las rodillas, de una talla superior. Unos niños que jugaban en el descampado la encontraron y dieron aviso a sus padres. La madre de uno de ellos telefonó a la policía, que se presentó al cabo de media hora. El descampado daba a la calle Peláez y a la calle Hermanos Chacón y luego se perdía en una acequia tras la cual se levantaban los muros de una lechería abandonada y ya en ruinas. No había nadie en la calle [...]. [...] El [policía] que tenía la pistola desenfundada les preguntó si [las madres de los niños] [...] conocían [a la muerta]. No, señor, dijo una [...]. Nunca la habíamos visto. Esta criatura no es de aquí. (Bolaño 2004, 443)

Ausgangspunkt des Kapitels ist also der Fund einer Toten auf einem freien Feld in der Siedlung Las Flores, einer, wie der nachfolgenden Beschreibung verlassener und in Ruinen liegender Gebäude zu entnehmen ist, ärmlichen Siedlung am Stadtrand, deren Name als Euphemismus der tatsächlichen Zustände gelesen werden kann. Diesen Eindruck unterstreicht die Tatsache, dass einer der am Tatort eintreffenden Polizisten seine Waffe zieht, und so impliziert, dass er sich an einem Ort befindet, der ihm gefährlich werden kann. Die Tote bleibt anonym, ihre Kleidung wird jedoch detailgenau beschrieben. Über den Tathergang oder die Todesursache erfährt der Leser an dieser Stelle nichts, von dem Verbrechen wird nur implizit retrospektiv durch das Auffinden der Toten gesprochen. Die Tatsache, dass die Straßen menschenleer waren („no había nadie en la calle“) kann einerseits als weiterer Aspekt der Verlassenheit der Siedlung interpretiert

werden, oder auch als Anzeichen einer Abwesenheit von Zeugen des Verbrechens, die bei der Aufklärung desselben mitwirken könnten. Eine mögliche Vertuschung des Verbrechens wird ebenso durch die Entsorgung des Leichnams in einem Feld an der Stadtgrenze impliziert, da das Opfer so nur zufällig gefunden werden kann und bis zum Zeitpunkt des Fundes den Wetterbedingungen und der Natur bedingungslos ausgesetzt ist, was eine spätere Erkennung und Untersuchung ebenfalls erschwert. Die abschließende Aussage einer der Mütter, die die Tote nicht kennen („Nunca la habíamos visto.“), sowie der darauffolgende Satz mit der Bezeichnung der Toten als „criatura“ ist ebenso symptomatisch für das weitere Kapitel wie die bereits angeführte Anonymität sowie die Abwesenheit von Zeugen: Die Tote stammte nicht aus der Siedlung, in der sie aufgefunden wurde, d. h. sie wurde vor oder nach ihrem Tod an diesen Ort verschleppt. Außerdem handelt es sich nicht etwa um eine ältere Frau, sondern um ein junges Mädchen.

Der willkürlich wirkende Beginn des Kapitels mit genau diesem Fall eines anonymen, jungen tot aufgefundenen Mädchens wird jedoch im nächsten Absatz auf metaliterarischer Ebene in den soziokulturellen Kontext eingeordnet:

Esto ocurrió en 1993. En enero de 1993. A partir de esta muerte comenzaron a contarse los asesinatos de mujeres. Pero es probable que antes hubiera otras. La primera muerte se llamaba Esperanza Gómez Saldaña y tenía trece años. Pero es probable que no fuera la primera muerte. Tal vez por comodidad, por ser la primera asesinada en el año 1993, ella encabeza la lista. Aunque seguramente en 1992 murieron otras. Otras que quedaron fuera de la lista o que jamás nadie las encontró, enterradas en fosas comunes en el desierto o esparcidas sus cenizas en medio de la noche, cuando ni el que siembra sabe en dónde, en qué lugar se encuentra. (Bolaño 2004, 444)

1993 gilt als Startjahr, ab dem die Opfer der Feminizide in Mexiko gezählt werden. Zunächst findet eine Situierung der Handlung statt, der Leser erfährt, dass die erste Tote, die 13-jährige Esperanza Gómez Saldaña, im Januar 1993 gefunden wurde. Sie konnte im weiteren Verlauf der Ermittlungen identifiziert werden und steht als erste auf der Liste der ermordeten Frauen. Wie willkürlich jedoch dieses Datum ist, zeigt der zitierte Ausschnitt: Zunächst sind die ersten beiden Sätze syntaktisch auffällig, da durch die Interpunktion der nachfolgende Einschub, der eine Angabe des Hauptsatzes spezifiziert, vom Hauptsatz getrennt wird und so ohne Subjekt und Verb elliptisch bleibt und nur im Kontext des vorangehenden Satzes verstanden werden kann. Diese Interpunktion unterstreicht jedoch die Wichtigkeit des Datums, des einzigen Inhalts dieses elliptischen Satzes. Die Rechnung ab Januar 1993 wird jedoch in den folgenden Sätzen problematisiert: „Pero es probable que antes hubiera otras. [...] Pero es probable que no fuera la primera muerte. Tal vez por comodidad, por ser la primera asesinada en el año 1993, ella encabeza la lista. Aunque seguramente en 1992 murieron otras.“ Etwaige vorherige Opfer werden aufgrund der willkürlichen Datumswahl nicht als Frauenmord anerkannt. Die Anapher „[p]ero es probable que“ widerspricht zunächst über die Konjunktion „aber“ dem zuvor festgelegten Startdatum der Liste; die Wiederholung von „es probable que“ spricht eine Wahrscheinlichkeit an, die die in Kombination mit den Konjunktionen „aber“ und „obwohl“ implizierte Willkürlichkeit der Liste betonen. Zudem

ist nicht klar, warum Januar 1993 als Startdatum gewählt wurde: aus Bequemlichkeit oder weil dieses Mädchen die erste Tote in jenem Jahr war? Allein die Möglichkeit „por comodidad“, d. h. aus Bequemlichkeit, kritisiert bereits implizit die offizielle Aufarbeitung und den offiziellen Umgang mit den Fällen, die es sicherlich bereits 1992 gab (s.o.). Die Willkürlichkeit der Liste spiegelt also indirekt eine Willkürlichkeit der Strafverfolgung wider. Dass es sich um Einzelfälle handelt, wird durch die Verwendung des Plurals „otras“ ausgeschlossen, doch um wie viele weitere Opfer es sich handelt wird erst in dem ebenfalls vom Hauptsatz durch Interpunktion getrennten und so betonten Relativsatz „Otras que quedaron fuera de la lista o que jamás nadie las encontró, enterradas en fosas comunes en el desierto o esparcidas sus cenizas en medio de la noche, cuando ni el que siembra sabe en dónde, en qué lugar se encuentra“ (Bolaño 2004, 444). deutlich. Diese anderen Opfer werden niemals gefunden („jamás nadie las encontró“), sind in Massengräbern („fosas comunes“) in der lebensfeindlichen Umgebung der Wüste vergraben, oder ihre Asche wurde mitten in der Nacht verstreut („esparcidas sus cenizas en medio de la noche“). Hier wird zunächst die Dimension deutlich, die die Feminizide annehmen, indem auf Massengräber referiert wird. Zudem erfahren die Opfer durch das auf den Gewaltakt folgende Vergraben oder Verbrennen eine doppelte Gewalt, da ihnen so nicht nur das Leben genommen wird, sondern ihren Hinterbliebenen nach dem Tod zudem die Möglichkeit der Identifizierung und der Bestattung und des Trauerns, einer Form der Erinnerung, versagt wird und sie ins Verschweigen und Vergessen gedrängt werden.

Diese beiden Zitate eröffnen das Kapitel „La parte de los crímenes“ mit dem Fund der Toten, die die im folgenden Absatz genannte Liste anführt. Wie bereits die Benennung als „Liste“ andeutet, werden auch in diesem Kapitel eine Unmenge einzelner Fälle chronologisch geordnet als Liste aufgeführt, d. h. ein Opfer hinter das andere gereiht. Diese nacheinander aufgelisteten Fälle werden im Roman nach dem gleichen Schema angeführt, das der folgende Ausschnitt verdeutlicht:

El catorce de octubre, a un lado de un camino de terracería [...] se localizó el cuerpo de otra mujer muerta. Vestía una camiseta azul marino de manga larga, una chamarra rosa con rayas verticales negras y blancas, pantalón de mezclilla marca Levis, un cinturón ancho con hebilla forrada de terciopelo, botas de tacón fino, de media caña, y calcetines blancos, bragas negras y sostén blanco. La muerte, según el informe forense, fue debida a asfixia por estrangulamiento. Alrededor del cuello conservaba un cable eléctrico de color blanco, de un metro de longitud, con un nudo en medio y cuatro puntas, el que previsiblemente fue utilizado para estrangularla. Se apreciaron asimismo huellas externas de violencia alrededor del cuello, como si antes de usar el cable hubieran pretendido estrangularla con las manos, excoriaciones en el brazo izquierdo y en la pierna derecha y marcas de golpes en los glúteos, como si la hubieran pateado. [...] Posteriormente fue identificada como Rosa Gutiérrez Centeno, de treintaiocho años de edad, antigua obrera de la maquila y en el momento de su deceso mesera [...]. La identificó su hija, del mismo nombre y de diecisiete años de edad. (Bolaño 2004, 738 f.)

Der Fall wird zunächst durch die Nennung des Datums („el catorce de octubre“) sowie des Fundorts („a un lado de un camino de terracería“) und der Fundsache („el cuerpo de otra mujer muerta“) in die Liste aufgenommen. Anschließend

wird die Kleidung, in der die Tote gefunden wurde, zunächst von oben nach unten, d. h. vom Oberteil bis zu den Schuhen detailgetreu und durch Kommata getrennt aufgelistet, bevor in einem zweiten Schritt und durch die Konjunktion „y“ von der bisherigen (äußerlichen) Aufzählung getrennt, eine Auflistung der Socken und Unterwäsche, hier jedoch in aufsteigender Reihenfolge von den Füßen zum Oberkörper, stattfindet. Der Beschreibung der Kleidung folgt die Nennung der Todesursache unter Einbezug des forensischen Berichts sowie daran anschließend eine exakte Beschreibung der Tatwaffe(n) bzw. verwendeten Mittel und deren Fundort am bzw. nahe dem Leichnam und eine Interpretation der Spuren auf dem Körper, wie bspw. Abschürfungen oder Schlagspuren. Im vorliegenden Fall wird diese Beschreibung nachträglich durch Nennung des Namens, Alters und Berufs nach erfolgreicher Identifizierung durch eine Familienangehörige ergänzt. Diesem Schema folgt die Darstellung der Toten in den meisten Fällen, was zu einer Art Katalogisierung der Opfer führt: Ein Fall nach dem anderen, chronologisch geordnet, wird mit allen bekannten Angaben aufgenommen. Das Vorgehen und die Behandlung eines Leichenfundes auf diese Art und Weise entspricht nicht etwa dem eines typischen Krimis, bei dem zwar auch eine Leiche gefunden wird, jedoch die Ermittlungsarbeit der Polizei oder eines Detektivs im Mittelpunkt steht, die von Spannungsbögen und emotionsreicher Darstellung geprägt ist. In *2666* wird also nicht die literarische Tradition der Kriminalromane oder Thriller aufgegriffen, sondern vielmehr der neutrale, objektive Stil eines Polizeiberichts, ergänzt durch einen forensischen Bericht bzgl. der Todesursache. Das Opfer wird durch dieses Vorgehen zunächst als entmenslichtes Untersuchungsobjekt dargestellt, das genau unter die Lupe genommen und in jedem Aspekt katalogisiert wird und im Bericht bis zum Zeitpunkt einer möglichen Identifizierung entindividualisiert dargestellt wird. Die einzelnen Fälle werden kaum differenziert, die Liste der Toten wächst von Seite zu Seite ins Unvorstellbare an und der Leser entwickelt durch das ständig gleichbleibende Schema und die neutrale und emotionslose Darstellung der Opfer einerseits eine wachsende Unempfindlichkeit oder Abgestumpftheit gegenüber den Funden weiterer Leichen. Graziadei (2011, 255) spricht zudem von einer „Handlungslähmung, Einschmelzung der einzelnen Szenen in den Erzählfluss [und] Verschleppung des Endes“, da die Handlung immer und immer wieder von einem weiteren Leichenfund unterbrochen wird und ein Ende so auf unbestimmte Zeit hinausgezögert wird bzw. angesichts der Möglichkeit einer an sich offenen und immer weiterführbaren Liste ein Ende sowohl der Handlung, als auch der Feminizide an sich prinzipiell infrage gestellt wird. Andererseits sind es jedoch gerade der emotionslose, neutrale Stil sowie die durch die Liste und Katalogisierung angedeuteten Ausmaße der Frauenmorde, die auch ohne blutrünstige Beschreibungen und Spannungsbögen ihre Wirkung entfalten und den Leser auf subtile Art mit Entsetzen erfüllen.

Wie im vorherigen Absatz ebenfalls deutlich wird, kann der Tathergang nur aufgrund von Spuren auf dem Leichnam bzw. anhand von am oder bei dem Körper gefundenen Tatwaffen rekonstruiert werden. Genauso wie im Laufe des Kapitels

eine unendlich scheinende Liste an toten Frauen erstellt wird, wird gleichzeitig ein Panorama möglicher Tathergänge und Gewaltakte erstellt. So werden die Opfer bspw. mit Hilfe von Kabeln erwürgt und ersticken daraufhin („asfixia por estrangulamiento“, Bolaño 2004, 738). Spuren von Gewalt werden äußerlich an verschiedenen Körperstellen – wie in diesem Fall am Hals – sichtbar und lassen Rückschlüsse auf den Tathergang zu. Anhand dieses Beispiels werden eine Reihe verschiedener am Opfer verübter Gewaltakte offensichtlich: Der Tod trat zwar durch Ersticken ein, jedoch finden sich am Körper weitere Spuren, die zunächst auf Erwürgen mit den Händen, dann mit dem gefundenen Kabel hinweisen („huellas externas de violencia alrededor del cuello, como si antes de usar el cable hubieran pretendido estrangularla con las manos“, Bolaño 2004, 738), und zudem Schlagspuren auf den Gesäßmuskeln, die auf Eintreten auf das Opfer schließen lassen („marcas de golpes en los glúteos, como si la hubieran pateado“, Bolaño 2004, 738). Außerdem finden sich Abschürfungen an Armen und Beinen („excoriaciones en el brazo izquierdo y en la pierna derecha“, Bolaño 2004, 738), die ebenfalls auf Gewalteinwirkung hinweisen. Dem Opfer wird wiederholt Gewalt zugefügt und das Eintreten des Todes ist kein Zufall, sondern scheint durch wiederholtes Versuchen des Erwürgens von Hand und unter Zuhilfenahme eines Kabels, gewollt zu sein. Durch die Beschreibung wird offensichtlich, dass das Opfer nur erleidend an der Handlung beteiligt und dem/den Täter(n) schutzlos ausgesetzt ist. Diese exzesshafte Gewalteinwirkung trifft jedoch nicht nur (ältere) Frauen, sondern, wie das folgende Beispiel zeigt, sogar Kinder:

La muerta tenía diez años, aproximadamente. Su estatura era de un metro y veintisiete centímetros. Llevaba zapatillas de plástico transparente, atadas con una hebilla de metal. [...] En el cuerpo se apreciaron ocho heridas de cuchillo, tres a la altura del corazón. Uno de los policías se puso a llorar cuando la vio. [...] Nadie fue a reclamarla. (Bolaño 2004, 627)

In diesem Beispiel handelt es sich um ein 10-jähriges Mädchen, dessen Schutzlosigkeit durch die Nennung ihrer Größe (1,27m) unterstrichen wird. Dieses erliegt insgesamt acht Messerstichwunden, drei davon auf Höhe des Herzens. Das Bild des toten, mehrmals erstochenen Mädchens bringt sogar einen Polizisten zum Weinen – eine Ausnahme in der Darstellung der Toten, die in den meisten Fällen auf Emotionen verzichtet. Ein weiteres Beispiel exzessiver Gewalteinwirkung auf junge Mädchen ist der Fall der 13-jährigen Marisa Hernández Silva:

A finales de septiembre fue encontrado el cuerpo de una niña de trece años, en la cara oriental del cerro Estrella. Como Marisa Hernández Silva y como la desconocida de la carretera Santa Teresa-Cananea, su pecho derecho había sido amputado y el pezón de su pecho izquierdo arrancado a mordidas. Vestía pantalón de mezclilla de la marca Lee, de buena calidad, una sudadera y un chaleco rojo. Era muy delgada. Había sido violada repetidas veces y acuchillada y la causa de la muerte era rotura del hueso hioides. Pero lo que más sorprendió a los periodistas es que nadie reclamara o reconociera el cadáver. Como si la niña hubiera llegado sola a Santa Teresa y hubiera vivido allí de forma invisible hasta que el asesino o los asesinos se fijaron en ella y la mataron. (Bolaño 2004, 584)

Auch bei diesem Opfer handelt es sich um ein anonymes, 13-jähriges Mädchen, das am Rande der Stadt auf einer Anhöhe aufgefunden wurde. Ihr Körper weist für die Feminizide typische und immer wiederkehrende Merkmale der Amputation auf: Ihre rechte Brust wurde amputiert und die linke Brustwarze abgebissen („su pecho derecho había sido amputado y el pezón de su pecho izquierdo arrancado a mordidas“). Diese Amputation und Verstümmelung stellt eine extreme Form von Gewalt dar, die das Opfer degradiert und durch die Entfernung oder Entstellung äußerlicher Geschlechtsmerkmale seiner Weiblichkeit beraubt und so neben der offensichtlichen Unterwerfung und Geringschätzung zusätzlich demütigt und Schmerzen zufügt. Zudem wurde das Mädchen wiederholt sexuell vergewaltigt und erstochen, starb jedoch durch den Bruch des Zungenbeins („Había sido violada repetidas veces y acuchillada y la causa de la muerte era rotura del hueso hioides.“). Die Verwendung des Plusquamperfekts in der Darstellung stellt zudem eine zeitliche Reihenfolge auf, durch die offensichtlich wird, dass sowohl Amputation und Verstümmelung, als auch wiederholte Vergewaltigung und Erstechen vor Eintritt des Todes stattgefunden hatten. Im Roman finden sich wiederholt weitere Beispiele sexueller Vergewaltigung auf verschiedenste Arten, aber auch der Degradierung durch Verstümmelung und Diffamierung wie bspw. Verätzung der Körper, Leichenschändung oder nicht vollständiges Verbrennen des Leichnams sowie die grundsätzliche Ablage der Körper bzw. das Entsorgen der Leichname auf Müllhalden, an Straßenrändern, in Feldern, in der Wüste oder in Massengräbern. Die Frau wird so von einem eigenständigen Subjekt zu einem dem/den Täter(n) ausgelieferten, schutzlosen Objekt, d. h. in grundlegenden Rechten und Freiheiten beraubt, degradiert, gedemütigt und deshumanisiert. Durch dieses Vorgehen wird die Machtposition des Täters bestätigt. Die Alltäglichkeit dieser Verbrechen sowie die Berichterstattung („periodistas“) führen zu einer verstärkten Atmosphäre der Angst und drängen die Frau durch das Schüren von Angst und das alltägliche Vor-Augen-Führen der Willkürlichkeit der Gewalt, aber auch ihrer Dimensionen immer mehr ins soziale Abseits, wodurch wiederum die Position des Mannes gestärkt wird, der sich in der Gesellschaft behauptet.

Zudem wird im angeführten Zitat die Anonymität des Mädchens thematisiert, das, wie bereits das 10-jährige Mädchen des vorherigen Beispiels nicht vermisst wird und scheinbar unsichtbar in der Stadt gelebt hatte. Unterstrichen wird die Schutzlosigkeit der toten Mädchen in beiden Fällen durch die Feststellung „Nadie fue a reclamarla.“ (Bolaño 2004, 627) bzw. „[L]o que más sorprendió a los periodistas es que nadie reclamara o reconociera el cadáver“ (Bolaño 2004, 584), die impliziert, dass das Mädchen von niemandem vermisst wurde und sich niemand um sie gekümmert hatte. Zudem ist eine Identifizierung der Toten ohne Mithilfe der Angehörigen nur in den seltensten Fällen möglich, d. h. das Mädchen wird so im Tod auch noch ihrer Identität beraubt und geht als weiteres anonymes Opfer in die endlose Liste der toten Mädchen und Frauen ein. Während in den Fällen, in denen Familienangehörige Vermisstenanzeigen aufgeben oder die Opfer identifizieren können, zumindest seitens der Familie eine Erinnerung und ein Gedenken der Toten prinzipiell möglich ist und diese so

nicht ins Vergessen geraten, so ist dies im Falle nicht identifizierter Opfer ohne Familienanbindung nicht möglich und sie verschwinden so potentiell im Vergessen. An dieser Stelle übernimmt jedoch der Text an sich, und im Falle von 2666, Literatur im Speziellen eine wichtige Funktion: Durch das textuelle/literarische Aufgreifen der Fälle wird selbst den anonymen Opfern ein Platz in der Geschichte zugewiesen und Erinnerung durch Einbindung in das kulturelle Gedächtnis prinzipiell möglich gemacht. Literatur fungiert in diesem Fall als Erinnerungsmedium, das den Opfern gedenkt und ein Vergessen verhindert.

Fazit

Wie die vorangehenden Ausführungen gezeigt haben, greift Bolaño in „La parte de los crímenes“, dem vierten Kapitel seines Romans 2666 (2004), nicht nur die Feminizide an sich auf, sondern auch entscheidende Faktoren des sozio-kulturellen Kontextes, wie bspw. die durch den *machismo* geprägte Gesellschaft(sordnung), die durch die *maquiladora*-Industrie beeinflusste wirtschaftliche Situation der Grenzregion, der ärmlichen, marginalisierten Vororte sowie ein breites Panorama involvierter Kollektive und (ineffektiver) Institutionen. Diese Darstellung lässt sich nicht nur als reine Leserinformation, sondern auch als implizite Gesellschaftskritik sowie als Kritik an staatlichen Institutionen lesen, in der chauvinistische Haltungen und Einstellungen, anhaltende Korruption und Straflosigkeit angeklagt werden.

Bolaño bedient sich zur Darstellung der Feminizide, wie gezeigt wurde, eines neutralen, objektiven und emotionslosen Stils, der an Polizeiberichte erinnert und auch auf forensische Berichte verweist. Es wird eine (unendliche) Liste der Opfer erstellt, die chronologisch geordnet ist, und, nach einem bestimmten Schema sortiert, aus der Retrospektive katalogisiert. Diese bloße Aneinanderreihung der Opfer führt, wie gezeigt wurde, einerseits zu einer gewissen Abstumpfung des Lesers, andererseits jedoch gerade durch den neutralen Stil und die Endlosigkeit der Liste, den Fluss an Opfern, zu einer Verdeutlichung der Dimension sowie der Alltäglichkeit der Verbrechen an der Frau. Doch nicht nur die reine Anzahl der Opfer nimmt große Dimensionen an, auch die Vielzahl an unterschiedlichen Gewalttaten und Gewaltanwendungen überwältigt den Leser und schafft – trotz räumlicher Distanz zu den realen Feminiziden in Mexiko und der fiktionalen Aufarbeitung – eine gewisse Atmosphäre der Angst und des Horrors. So erfahren die Opfer eine Reihe verschiedenster Gewalttaten, bevor sie schließlich zu Tode kommen, und werden in diesem Prozess gedemütigt, dem Täter unterworfen, degradiert und entmenschlicht sowie ihrer Weiblichkeit beraubt. Durch dieses Vorgehen wird einerseits die Frau immer weiter ins soziale Abseits gedrängt und zum Objekt degradiert, andererseits jedoch die Machtposition des Mannes gestärkt und so die chauvinistische Grundeinstellung verstärkt und die These der Unterwürfigkeit der Frau nach außen hin bestätigt.

Eine literarische Aufarbeitung der Feminizide kann, wie gezeigt wurde, also nicht nur zur reinen Information über und Aufmerksamkeitslenkung auf die Ver-

brechen an sich dienen, sondern gleichzeitig als Gesellschaftskritik gelesen werden. Dadurch werden gewisse soziale Zustände öffentlich und international infrage gestellt. Durch das Anregen von Reflexion, Umdenken oder aktivem Handeln und Reaktionen auf die Verbrechen kann eine mögliche Änderung der Zustände herbeigeführt oder begünstigt werden. Zudem kann eine literarische Aufarbeitung ebenfalls eine zweite Gewaltwelle vermeiden helfen, indem dem Vergessen entgegenwirkt und den Opfern auf diese Weise ein Platz im kulturellen Gedächtnis gegeben wird.

Bibliografie

- ALISKY, Marvin & Donald Briggs. 1979. *Historical Dictionary of Peru*. New York: Scarecrow.
- ARRIOLA, Elvia R. 2010. „Accountability for Murder in the Maquiladoras: Linking Corporate Indifference to Gender Violence at the U.S.-Mexico Border.“ In *Making A Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 25-61, Austin: University of Texas Press.
- BARBERÁN REINARES, Laura. 2010. „Globalized Philomels: State Patriarchy, Transnational Capital, and the Femicides on the US-Mexican Border in Roberto Bolaño’s 2666“ *South Atlantic Review* 75(4), 51-72.
- BOLAÑO, Roberto. 2004. *2666*. Barcelona: Anagrama.
- BOWDEN, Charles. 2010. *Murder City: Ciudad Juárez and the Global Economy’s New Killing Fields*. New York: Nation Books.
- CAPUTI, Jane. 2010. „Afterword: Goddess Murder and Gynocide in Ciudad Juárez“ In *Making a Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 279-294, Austin: University of Texas Press.
- FOUREZ, Cathy. 2006. „Entre transfiguración y transgresión: el escenario espacial de Santa Teresa en la novela de Roberto Bolaño, 2666“ *Debate feminista* 17 (33), 21-45.
- FREGOSO, Rosa Linda & Cynthia Bejarano (ed.). 2010. *Terrorizing Women. Femicidios in the América*. Durham: Duke UP.
- GASPAR DE ALBA, Alicia. 2010. „Poor Brown Female: The Miller’s Compensation for ‘Free’ Trade“ In *Making a Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 63-93, Austin: University of Texas Press.
- GASPAR DE ALBA, Alicia & Georgina Gúzman. 2010. „Introduction. Femicidio: The ‘Black Legend’ of the Border“ In *Making a Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 1-21, Austin: University of Texas Press.
- GRAZIADEI, Daniel. 2011. „2666 Formen erlebter Angst.“ In *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, ed. Ebert, Lianne et al., 251-271, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- IMBUSCH, Peter. 2002. „Der Gewaltbegriff.“ In *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, ed. Heitmeyer, Wilhelm & John Hagan, 26-57, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- ITURRALDE, Christina. 2010. „Searching for Accountability on the Border. Justice for the Women of Ciudad Juárez“, In *Terrorizing Women. Femicide in the Americas*, ed. Fregoso, Rosa Linda & Cynthia Bejarano, 243-262, Durham: Duke UP.
- KOLOMA BECK, Teresa & Klaus Schlichte. 2014. *Theorien der Gewalt zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- LAGARDE Y DE LOS RÍOS, Marcela. 2010. „Preface: Feminist Keys for

- Understanding Femicide. Theoretical, Political, and Legal Construction“, In *Terrorizing Women. Femicide in the Américas*, ed. Fregoso, Rosa Linda & Cynthia Bejarano, xi-xxv, Durham: Duke UP.
- OLIVERA, Mercedes. 2010. „Violencia Femicida. Violence Against Women and Mexico’s Structural Crisis“, übers. v. Victoria J. Furio, In *Terrorizing Women. Femicide in the Américas*, ed. Fregoso, Rosa Linda & Cynthia Bejarano, 49-58, Durham: Duke UP.
- PERAMATO MARTÍN, Teresa. 2012. „El femicidio y el feminicidio.“ *El Derecho*, 05.01.2012. <http://www.elderecho.com/tribuna/penal/femicidio-feminicidio_11_360055003.html>.
- POPITZ, Heinrich. 2004. *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr.
- ROTKER, Susana (ed.). 2002. *Citizens of fear. Urban violence in Latin America*. New Brunswick, NJ: Rutgers UP.
- RÜNZLER, Dieter. 1988. *Machismo. Die Grenzen der Männlichkeit*. Wien: Böhlau.
- SCHMIDT CAMACHO, Alicia. 2010. „Ciudadana X. Gender Violence and the Denationalization of Women’s Rights in Ciudad Juárez, Mexico“ In *Terrorizing Women. Femicidios in the Américas*, ed. Fregoso, Rosa Linda & Cynthia Bejarano, 275-289, Durham: Duke UP.
- STAUDT, Kathleen & Irasema Coronado. 2010. „Binational Civic Action for Accountability: Antiviolence Organizing in Ciudad Juárez/El Paso“ In *Making A Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 157-181, Austin: Univ. of Texas Press.
- TABUENCA CÓRDOBA, María Socorro. 2010. „Ghost Dance in Ciudad Juárez at the End/Beginning of the Millennium“ In *Making a Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 95-119, Austin: University of Texas Press.
- WRIGHT, Melissa W. 2010. „Femicide, Mother-Activism, and the Geography of Protest in Northern Mexico“ In *Making a Killing. Femicide, Free Trade, and La Frontera*, ed. Gaspar de Alba, Alicia & Georgina Gúzman, 211-242, Austin: University of Texas Press.

Resumen

Desde principios de los años 1990, la zona fronteriza entre México y los Estados Unidos, sobre todo Ciudad Juárez, se ve afectada de cientos de feminicidios, es decir del asesinato de niñas y mujeres, cuyos cuerpos violados y mutilados aparecen luego en el desierto alrededor de la ciudad o en basureros y cuyos asesinos benefician de la impunidad. Estos cadáveres no solamente representan la existencia de varias formas de violencia, sino también implican ciertas estructuras sociales y culturales que resultan en las mencionadas formas de asesinato, corrupción o también jerarquías (postcoloniales) de poder. En los últimos años, los medios han dedicado cada vez más atención a los feminicidios en la zona fronteriza, tanto desde una perspectiva nacional como internacional. La presente contribución analiza la representación literaria de los feminicidios en la novela 2666 (2004) de Roberto Bolaño y propone arrojar luz sobre posibles perspectivas y posibilidades de una representación literaria de la violencia.

Abstract

Since the early 1990s, the Mexican-American border region, especially Ciudad Juárez, has been haunted by hundreds of feminicides, i.e. the murder of girls and women whose violated and mutilated bodies are found in the surrounding desert or at waste disposal sites and whose murderers benefit from impunity. These bodies do not only represent different forms of violence, they also implicate certain social and cultural structures that result in the before-mentioned forms of murder, corruption or (postcolonial) hierarchies of power. Over the last years, national as well as international media has shown more and more interest in the feminicides. This article analyses the literary representation of the feminicides in Roberto Bolaño's novel *2666* (2004) and sets out to shed light on different perspectives and possibilities of a literary representation of violence.

Bénédicte Louvat

Pour une autre histoire du théâtre français du XVII^e siècle

Bénédicte Louvat

est professeure des universités en littérature française, spécialiste du théâtre français du XVII^e siècle, à l'Université de Toulouse - Jean Jaurès.

benedicte.louvat@univ-tlse2.fr

Mots-clés

Historiographie du théâtre français – Siècle classique – Théâtre de Béziers – Théâtre de province – Tragédie régulière

L'histoire littéraire a ancré dans l'imaginaire culturel européen et plus largement occidental plusieurs certitudes relatives au théâtre français du XVII^e siècle. D'abord, elle a considéré que la production théâtrale de ce siècle se réduisait à deux genres majeurs, hérités de l'Antiquité: la tragédie et la comédie. La première aurait vu le jour au milieu des années 1630, se serait développée avec Corneille et aurait connu son achèvement avec Racine; la seconde, après quelques décennies de balbutiements où elle se serait confondue avec la farce, aurait trouvé son meilleur représentant chez Molière, les carrières de Molière et de Racine s'épanouissant quasiment parallèlement dans les décennies 1660-1670, sous les auspices de Louis XIV et de sa cour. Comme tout récit national, et celui-ci en est un, une telle histoire fait l'économie de bien des faits et de bien des nuances; outre qu'elle simplifie une réalité plus complexe et moins unifiée, elle tait aussi ses origines et sa part de construction.

Ce récit commence en réalité à s'élaborer dès le XVII^e siècle, ce en deux temps: à partir des années 1630, quand Richelieu s'emploie à moraliser la vie théâtrale et surtout à institutionnaliser le théâtre, dans le dernier tiers du siècle, lorsque Boileau, Perrault et certains de leurs contemporains réécrivent en la sélectionnant l'histoire de la littérature de leur temps. L'institutionnalisation du théâtre propre aux années 1630 s'opère par plusieurs gestes: dans le temps où est créée l'Académie française (1635), Richelieu accorde aux troupes de théâtre la protection financière de l'État, ce qui a pour effet une forme d'inféodation au pouvoir des professionnels du théâtre. Voit également le jour, sous l'égide du cardinal, la Compagnie des Cinq auteurs (Corneille, Rotrou, Le Métel d'Ouille, Boisrobert et Claude de L'Estoile), à laquelle il commande la composition de

plusieurs pièces destinées à illustrer une nouvelle conception du théâtre. Le dernier volet de l'entreprise, et non le moindre, consiste dans l'élaboration d'un corps de doctrine confié à trois personnalités, La Mesnardière, Sarasin et d'Aubignac. Les ouvrages des deux premiers paraissent à quelques mois d'intervalle – l'achevé d'imprimer de *La Poétique* de La Mesnardière est daté du mois d'octobre 1639, celui du *Discours de la tragédie, ou Remarques sur L'Amour tyrannique de Monsieur de Scudéry* composé par Sarasin et placé en tête de la seconde édition de la tragi-comédie de Scudéry parue chez Courbé date du mois de juillet 1639. Il faut leur adjoindre un troisième: *L'Apologie du théâtre* de Scudéry, parue chez Augustin Courbé au mois de mai 1639 qui, conformément à son titre, promet un genre et un type de spectacle auparavant considérés avec mépris, et dont l'auteur défend la moralité et l'utilité. C'est, cependant, dans *La Poétique* de La Mesnardière, le *Discours de la tragédie* de Sarasin et *La Pratique du théâtre* de d'Aubignac, élaborée en même temps que les deux précédents mais dont la mort de Richelieu suspendra la publication – elle ne paraîtra qu'en 1657 – que s'élabore ce qu'on appellera a posteriori la doctrine classique, et qui est fondée alors sur la notion de bienséance et de régulation des passions autant que sur l'imitation des Anciens. Ces textes présentent aussi les éléments d'une histoire du théâtre, fixant les premiers repères de ce que nous appelons le récit national, en faisant coïncider très nettement les débuts de la splendeur du théâtre français (c'est-à-dire de la tragédie) avec le règne de Louis XIII et le ministère de Richelieu et en plongeant dans les ténèbres de l'histoire tout ce qui l'a précédé, même de quelques années. Ainsi Sarasin considère-t-il:

La Tragédie n'est pas si vieille chez nous, qu'encore que nous la voyons dans sa perfection, nous ne l'ayons vue aussi dans son enfance, et que ces mêmes Poètes qui nous donnent des ouvrages très achevés, ne nous en aient donné de très défectueux.

Nous avons cette obligation à M. Mairet qu'il a été le premier qui a pris soin de disposer l'action, qui a ouvert le chemin aux ouvrages réguliers par sa *Silvanire*, et qui a ramené la majesté de la tragédie dans sa *Sophonisbe*; étant vrai de dire de lui qu'il est né pour la gloire de notre siècle et de la poésie de notre nation. (Sarasin 1639, n.p)

Ces éléments de discours seront invariablement repris dans le dernier du siècle, et tout particulièrement au moment de la Querelle des Anciens et des Modernes, où il s'agit pour les partisans des Modernes et notamment leur chef de file Perrault de défendre la perfection des productions esthétiques modernes face à celle des œuvres de l'Antiquité. Dans son *Parallèle des Anciens et des Modernes*, Perrault brosse à grands traits l'histoire du théâtre français des années 1620-1630:

On jouait alors les pièces de Garnier et de Hardy, qui la plupart ne sont autre chose que les pièces de Sophocle et d'Euripide, traduites ou imitées. Cela valait mieux que les pièces qu'on avait quittées, mais n'était pourtant guère bon et ennuyait beaucoup. [...] On jouait ensuite une farce un peu grasse qui faisait rire [nos Pères] de tout leur cœur, et les dédommageait de l'ennui de la Tragédie. Dans ce temps parut la *Sylvie* de Mairet. [...] parce qu'elle ressemblait un peu à celles qui sont venues depuis, ce fut une joie, une admiration et une espèce d'émotion si grande dans tout Paris que l'on n'y parlait d'autre chose. [...] Cette pièce fut suivie de la *Sophonisbe* du même Auteur, beaucoup meilleure

que la *Sylvie*, et même si bonne qu'elle n'a pu être obscurcie par la *Sophonisbe* du grand Corneille. [...] Ensuite est venue la *Mariane* de Tristan [...] et enfin les pièces de Monsieur Corneille [...] qui ont eu de si grands applaudissements, et qui ont fait tant d'honneur au Théâtre Français, et dans la France et dans toute l'Europe. (Perrault 1692, 193-194)

Quelques années auparavant, le Père Rapin proposait une analyse similaire. Au prix d'une erreur chronologique significative, il faisait d'ailleurs coïncider les premières œuvres théâtrales modernes – *Le Cid*, *La Mariane* et *Les Visionnaires* sont jouées pour la première fois en 1637 – avec la création de l'Académie française:

Il est vrai qu'avant l'année 1635, qui fut celle de la fondation de l'Académie Française, il n'avait rien paru d'achevé en ce genre d'écrire [*i.e.* la tragédie], mais cette année-là fut célèbre par la représentation du *Cid* de Corneille, de *Mariamne* de Tristan et des *Visionnaires* de Desmarests, dont la réputation dure encore, et ce furent les commencements de cette perfection où le théâtre est depuis parvenu. (Rapin 2011, 562)

Ces jugements introduisent deux types de biais dans l'histoire du théâtre français, l'un d'ordre chronologique, l'autre d'ordre géographique. D'une part, en effet, le théâtre national est soumis implicitement au schéma des âges de la vie, qui rejette dans son enfance et ses balbutiements tout ce qui précède les années 1630 et fait coïncider la pleine période de sa maturité avec une période très étroite d'une quarantaine d'années (qui va du *Cid* à *Phèdre*, c'est-à-dire de 1637 à 1677); d'autre part, l'histoire du théâtre français est réduite à celle du théâtre parisien, ce second biais opérant beaucoup plus tacitement que le premier. De fait, à partir du début des années 1630, et sous l'impulsion décisive de Richelieu, Paris devient la capitale de l'édition théâtrale. Cette concentration éditoriale et le nombre remarquable d'ouvrages qui sortent des presses des imprimeurs-libraires parisiens chaque année – 17 éditions originales par an en moyenne entre 1630 et 1670, avec une baisse de régime liée à la Fronde entre 1648 et 1659 (Riffaud 2016, 5-6), sans compter les rééditions – vont de pair avec l'installation de troupes permanentes (celles de l'Hôtel de Bourgogne et du Marais, auxquelles s'ajoutera celle du Palais-Royal à partir des années 1660), l'édification ou la pérennisation de bâtiments exclusivement dédiés au théâtre et la protection offerte aux troupes par le pouvoir. Mais la vie théâtrale ne s'est en réalité pas éteinte en province, et l'on continue à composer, à jouer et à publier des pièces de théâtre en dehors de la capitale, ce tout au long du siècle.

Sans prétendre couvrir tout le siècle et encore moins tout le territoire, nous aimerions corriger ici trois lieux communs de l'histoire du théâtre telle qu'elle s'est longtemps écrite et continue en partie à s'écrire et surtout à se diffuser : 1) que la tragédie régulière, sinon classique, serait née subitement, dans les années 1630 et après plusieurs décennies de productions médiocres; 2) qu'il n'y aurait de vie théâtrale qu'à Paris; 3) qu'il n'y aurait de théâtre français qu'écrit en français.

Le temps long de la naissance de la tragédie régulière

Un premier lieu commun voudrait que la tragédie régulière française soit née à Paris au cours des saisons théâtrales 1634-1635 et 1635-1636. Bien sûr, il y eut des tragédies auparavant – à commencer par les tragédies humanistes du siècle précédent –, mais on a pris l'habitude de faire comme si l'histoire du théâtre s'était en quelque sorte arrêtée entre ces deux âges de la tragédie – les décennies 1550-1580, qui vont de Jodelle à Garnier, et les années 1635-1670, qui vont de Corneille à Racine. Or ce qui se joue dans l'intervalle a des conséquences déterminantes sur la forme que prend la tragédie à Paris au milieu des années 1630.

La situation de la tragédie dans la France des années 1620-1630 est très différente en province et à Paris: alors qu'en province, et tout particulièrement à Rouen, le genre se porte bien et se développe selon deux grandes tendances, le macabre et l'amour, à Paris, et plus précisément sur la scène professionnelle, la tragédie est supplantée par la pastorale et plus encore par la tragi-comédie. De fait, les auteurs qui, à l'instar de Rotrou, Mairet, Scudéry ou Du Ryer, entreprennent une carrière dramatique à cette période, se spécialisent dans la pastorale et la tragi-comédie, la seule exception à ce qui paraît bien être une règle étant constituée par le cas de Corneille, qui met au point à partir de sa première pièce (1628), *Mélite ou les fausses lettres*, un genre hybride, mélange de comédie et de pastorale. L'un des symptômes de cette reconfiguration du champ théâtral, bien étudiée par Georges Forestier (Forestier 2010, 17-60), est la requalification de *Tyr et Sidon*, tragédie à sujet romanesque de Jean de Schélandre parue en 1608, en tragi-comédie précédée d'une préface à valeur de manifeste rédigée par François Ogier en 1628. La tragi-comédie devient à partir de cette période la forme-sens de la dramaturgie irrégulière, c'est-à-dire de ce qui est alors la modernité théâtrale. Entre le début des années 1620 et le début des années 1640, le genre connaît une progression exponentielle et devance peu à peu la tragédie – alors que J. Scherer (Scherer 1950, 459) dénombre 33 tragédies publiées en 1620-1629 pour 23 tragi-comédies, il n'en compte plus que 38 pour 80 tragi-comédies au cours de la décennie suivante –, la production parisienne présentant même, sur ce plan, une singularité assez remarquable et commentée par G. Forestier : aucune tragédie n'a, semble-t-il, été jouée sur la scène parisienne en 1628. Le phénomène est une tendance lourde de l'histoire du théâtre à cette période, mais il est plus marqué à Paris qu'en province, où l'on conserve davantage l'étiquette « tragédie », même pour nommer des pièces qui relèvent davantage de la poétique tragi-comique.

C'est dans ce contexte *a priori* peu favorable que la tragédie fait retour sur la scène professionnelle parisienne, d'abord timidement, puis beaucoup plus massivement, au cours des saisons théâtrales 1633-1634 et surtout 1634-1635 et suivantes. La chronologie de cette première série peut s'établir ainsi : au début de l'année 1634, l'Hôtel de Bourgogne donne *Hercule mourant* de Rotrou et *Hippolyte* de La Pinelière, la première en février, la seconde sans

doute quelques semaines après ; à la saison théâtrale suivante (automne 1634-printemps 1635) sont tour à tour créées au Marais *La Sophonisbe* de Mairet (septembre ou octobre), *La Mort de César* de Scudéry (entre janvier et la mi-mars), *Médée* de Corneille (avant la mi-mars) et *Le Marc-Antoine ou la Cléopâtre* de Mairet (avant le 22 mai), en concurrence avec *La Cléopâtre* de Benserade jouée sur la scène rivale de l'Hôtel de Bourgogne au printemps ; c'est très probablement au cours de cette saison, et à l'Hôtel de Bourgogne, qu'est représentée la *Crisante* de Rotrou.

La réapparition du genre peut s'expliquer de multiples manières. Tout d'abord, le récent débat autour des règles, et notamment de la règle des vingt-quatre heures, s'est terminé par la victoire des réguliers; or cette victoire fragilise le développement de la tragi-comédie, constitutivement irrégulière et qui s'est élaborée contre les règles et les principes néo-classiques qui sont au fondement de la tragédie humaniste. Par ailleurs, et en dépit de leur attachement au genre tragi-comique, il y a peut-être chez les dramaturges de la nouvelle génération un désir de tragédie, et l'envie de se confronter au genre dramatique le plus noble et le plus susceptible de leur gagner une place dans le champ littéraire. Mais il n'est pas impossible que les premières tragédies soient le fruit de commandes de protecteurs (notamment du comte de Belin, alors protecteur de Mairet et de Rotrou) et que la série ait été ensuite alimentée par le contexte de rivalité et donc d'émulation entre les troupes. Enfin, l'entreprise de réhabilitation du théâtre par le pouvoir passait sans doute par la promotion, non seulement de tragi-comédies politiques composées dans l'entourage de Richelieu mais aussi d'authentiques tragédies.

Or si elles obéissent, de fait, à une certaine régularité, qui se caractérise notamment par une concentration temporelle et spatiale et par une unification de l'action, les premières tragédies parisiennes n'en sont pas moins des pièces hybrides, mêlées et peu conformes, pour certaines d'entre elles en tout cas, au modèle postérieur. Mais précisément: un tel modèle n'a de valeur que rétrospectivement et n'est aucunement en mesure d'expliquer la genèse du genre et les caractéristiques qui sont les siennes au milieu des années 1630. Or les auteurs des premières tragédies parisiennes ont acquis leur savoir-faire de dramaturge en composant des tragi-comédies, des pastorales et des comédies, et il n'est pas étonnant qu'ils réinvestissent dans le genre nouveau des situations, des types de discours voire des fragments de scènes issus de pratiques antérieures ou parallèles. Ainsi Mairet compose avec *Sophonisbe* une véritable tragédie d'amour... au point qu'il réemploie, pour terminer sa pièce, une dizaine de vers du monologue du berger Aglante dans la scène centrale de sa *Silvanire*, et modifie le dénouement historique, Massinisse se suicidant sur la dépouille de Sophonisbe¹ (Louvat-Molozay 2008, 129-144 et 2014, 132-141).

¹ On comparera ainsi ces quelques extraits du monologue d'Aglante (« Nouvel astre du ciel, Silvanire mon âme / Que je n'ose appeler de ce doux nom de femme [...] / Meurs misérable Aglante, et d'une main hardie / Ferme l'acte sanglant de cette tragédie ; / Ta bergère en ceci ta voulu prévenir, / Et puisque tes regrets n'ont pu la retenir, / Donne-toi pour le moins le plaisir de la suivre, / Et cesse de mourir en achevant de vivre. », dans Mairet, *La Silvanire*, V, 1) à ceux de

Corneille ne se distingue pas, d'abord, de ses confrères, en faisant subir à son adaptation du sujet antique de Médée un même infléchissement amoureux: Jason se suicide et, comme une grande partie des tragédies de la période, la pièce s'achève sur le motif de la mort des amants, dont *Les Amours tragiques de Pyrame et Thisbé* (1623) de Théophile de Viau avait fourni le modèle. Mais cette conformité avec les pratiques contemporaines ne dure pas : après avoir écrit une tragi-comédie qui joute avec la tragédie (*Le Cid*), tenté ensuite d'appliquer à la lettre les règles d'Aristote (*Horace*) et particulièrement le principe du surgissement de la violence au sein des alliances et du héros à la fois coupable et innocent, il annexe à la tragédie l'un des marqueurs essentiels du genre tragi-comique, en faisant jour avec *Cinna* à la première tragédie à dénouement heureux (Louvat-Molozay 2014, 227-263).

Ces différents éléments permettent de prendre conscience du caractère impur de la tragédie classique française, largement issue du roman et de la tragi-comédie, et qui en gardera toujours la trace – qu'on songe à la dimension galante de la tragédie racinienne. La tragédie régulière n'est donc pas, ou pas seulement, une réfection de la tragédie de l'Antiquité, mais bien un genre moderne, au carrefour de multiples influences, et qui s'inscrit dans une histoire commencée à la charnière des XVI^e et XVII^e siècles.

Paris et la province

Le deuxième lieu commun que nous voudrions corriger peut être formulé ainsi: la série d'opérations menées par Richelieu dans les années 1630 aurait instantanément et définitivement éteint toute forme de vie théâtrale en dehors de Paris.

De fait, il y eut un avant et un après Richelieu pour la vie théâtrale française, comme pour la vie culturelle en général. L'un des symptômes les plus significatifs et d'abord les plus quantifiables est la concentration de l'édition théâtrale à Paris, alors qu'elle se répartissait auparavant de manière très équilibrée entre plusieurs centres, notamment Rouen et secondairement Lyon. Rouen fut même, au tournant des XVI^e-XVII^e siècle, la capitale de l'édition théâtrale et, on peut le penser, connut alors une vie théâtrale importante (Biet 2006, XV-XX). Ainsi, les œuvres dramatiques de Montchrestien et de Pierre Mainfray sont publiées à Rouen, celles de Hardy à Paris et à Rouen.² De manière assez logique, les auteurs

la « Plainte de Massinisse sur le corps de Sophonisbe » : « Miracle de beauté, Sophonisbe mon âme, / Que je n'ose appeler de ce doux nom de femme [...] / Meurs misérable Prince, et d'une main hardie, / Ferme l'acte sanglant de cette tragédie. / Sophonisbe en ceci t'a voulu prévenir / Et puisque tes efforts n'ont pu la retenir, / Donne-toi pour le moins le plaisir de la suivre, / Et cesse de mourir en achevant de vivre. » (Mairet, *La Sophonisbe*, V, 7)

² Après avoir confié les trois premiers tomes de son *Théâtre* à l'imprimeur parisien Jacques Quesnel, Hardy – qui se définit toujours comme « Parisien » – se tourne pour le quatrième vers le rouennais David du Petit-Val et s'explique de ce choix dans un avis « Au lecteur » plein d'acrimonie : « Car jaçoit que Paris excelle en nombre d'Imprimeurs, qui ne le cèdent à aucuns de l'Europe ; cela n'empêche que beaucoup de passe-volants ne se rencontrent parmi leurs vieilles bandes : Et de ma part j'aime mieux que mon livre sans autre circonspection, soit bien imprimé à Rouen, que mal à Paris. » (*Le Théâtre d'Alexandre Hardy Parisien...*, t. IV, Rouen, David du Petit-Val, 1626)

originaires de ou actifs dans d'autres villes que Paris publiaient leurs œuvres là où ils étaient installés, ainsi à Tours (*Le Premier livre du théâtre tragique de Roland Brisset gentilhomme tourangeau* sort des presses de C. de Montrœuil et J. Richer en 1590), Limoges (*Régulus, tragédie. Dressée sur un fait des plus notables, qu'on puisse trouver dans toute l'Histoire Romaine* de Jean de Beaubreuil paraît chez H. Barbou en 1582) ou Poitiers (*Les Secondes Œuvres poétiques et tragiques* de Jean Prévost sont publiées chez J. Thoreau en 1613). Ces réalités changent à partir des années 1630, et de manière tout à fait massive. D'un côté, le nombre de pièces de théâtre publiées à Paris connaît une croissance spectaculaire: ainsi, alors que huit pièces nouvelles paraissent à Paris en 1629, ce chiffre s'élève à vingt-neuf en 1637 et l'on compte ensuite une moyenne annuelle de dix-sept éditions jusqu'à la Fronde, puis à nouveau pendant la décennie 1660-1670 (Riffaud, 2016, 5-6). De l'autre, les pièces publiées en dehors de Paris constituent alors des « publications périphériques [qui] n'excèdent pas quelques unités par an au maximum » (Riffaud, 2016, 6), les pièces nouvelles étant le fait d'auteurs locaux, dont une partie ne signent pas leurs œuvres. Une telle situation ne tient pas seulement à la politique culturelle de Richelieu en matière de théâtre; elle est la conséquence d'un ensemble de faits, qui vont bien au-delà du théâtre, et parmi lesquels on isolera la mise en place des notions de bon goût et de bon usage ainsi que la constitution de l'opposition entre Paris et la province, qui va de pair avec l'éradication ou la marginalisation des langues de France. Ces trois éléments ont partie liée, dans la mesure où ils assurent la promotion d'un modèle linguistique et culturel désormais étroitement localisé, comme l'indique cette définition du bon usage qui figure en tête des *Remarques sur la langue française* de Vaugelas en 1647:

[...] Voicy donc comment on définit le bon Usage.

C'est la façon de parler de la plus saine partie de la Cour, conformément à la façon d'écrire de la plus saine partie des Auteurs du temps. Quand je dis la Cour, j'y comprends les femmes comme les hommes, et plusieurs personnes de la ville où le Prince reside, qui par la communication qu'elles ont avec les gens de la Cour participent à sa politesse.

[...] Il suffira donc, dira quelqu'un, de lire les bons livres pour exceller en l'un et en l'autre, et les Provinciaux ny les Estrangers n'auront que faire de venir chercher à la Cour ce qu'ils peuvent trouver dans leur estude plus commodément et en plus grande perfection. Je respons que pour ce qui est de parler, on sçait bien que la lecture ne saurait suffire, tant parce que la bonne prononciation qui est une partie essentielle des langues vivantes, veut que l'on hante la Cour, qu'à cause que la Cour est la seule escole d'une infinité de termes, qui entrent à toute heure dans la conversation et dans la pratique du monde, et rarement dans les livres. (Vaugelas 1647, n.p.)

La Cour et la Ville, brandies contre un ensemble indifférencié dans lequel coexistent « Provinciaux » et « Étrangers » : tel est le partage qui se met en place et que confirment bon nombre de textes dont le parti-pris étonne un peu au regard du genre d'écriture dont ils relèvent. Ainsi le Père Bouhours peut-il écrire, dans la *Suite des Remarques nouvelles sur la langue française*: « Le mot de *provincial* emporte je ne sais quoi de contraint et d'embarrassé, un fort méchant air; et sans compter le mauvais accent, quelque chose d'irrégulier et de peu poli

dans le langage » (Bouhours 1692, 306). Les définitions du *Dictionnaire universel* de Furetière (1690) aux entrées « province » et « provincial » ne manquent pas non plus d'intérêt. Après avoir rappelé le sens premier du mot « province », terme administratif désignant d'abord une « Partie d'un Royaume, d'une Monarchie, d'un État, dans laquelle sont comprises plusieurs villes, bourgs, villages, hameaux, etc. pour l'ordinaire sous un même gouvernement », il s'attarde sur son sens second, devenu majoritaire: « se dit aussi des pays éloignés de la Cour, de la ville capitale. Langage de *Province*; accent de *Province*; mot de *Province*. Il est allé demeuré en *Province*. C'est un homme de *Province*, il a encore l'air de *Province* », sans prendre explicitement acte d'un changement essentiel: le glissement du pluriel au singulier, d'une série d'entités administratives dotées d'une histoire et d'une singularité à un simple « non-Paris » chargé d'une forte axiologie négative (Martel 2018). Ce n'est qu'à l'entrée « provincial » que le lexicographe concède que l'adjectif substantivé « se dit presque toujours en mauvaise part », avec cet exemple notamment: « Un *Provincial*, c'est un homme qui n'a pas l'air, et les manières de la Cour; qui n'est pas poli; qui ne sait pas vivre; qui n'a point vu le monde. Il se dit de ces gens nouvellement débarqués à Paris, qui ont je ne sais quoi de contraint et d'embarrassé dans leur air, et de peu libre dans leurs manières ».

On croirait entendre les personnages parisiens du *Monsieur de Pourceaugnac* de Molière! De fait ce dernier, qui connaît très bien la province, et particulièrement le Midi, pour y avoir passé près de quinze ans entre 1645 et 1658, s'est fait une spécialité dès son retour à Paris de la satire des provinciaux. En 1659, il présente ses deux précieuses comme de jeunes provinciales fraîchement arrivées dans la capitale (« A-t-on jamais vu, dites-moi, deux Pecques Provinciales faire plus les renchéries que celles-là », *Les Précieuses ridicules*, sc. 1). Devenu, au milieu des années 1660, le principal fournisseur de la Cour en matière de spectacles, il place au centre de deux de ses comédies-ballets un personnage de provincial ridicule : Monsieur de Pourceaugnac d'abord, dans la pièce éponyme créée à Chambord le 6 octobre 1669 devant la Cour réunie pour la chasse, la comtesse d'Escarbagnas ensuite, dans une petite pièce en un acte intégrant le prolifique *Ballet des ballets*, sorte de pot-pourri des intermèdes les plus admirés des comédies-ballets précédentes, notamment *Les Amants magnifiques*, *Psyché* et *Le Bourgeois gentilhomme*, eux-mêmes placés en intermèdes d'une pastorale dramatique perdue. L'ensemble, qui durait plus de cinq heures, fut créé à Saint-Germain-en-Laye le 2 décembre 1671. L'action de *Monsieur de Pourceaugnac*, comme celle des *Précieuses ridicules*, se déroule à Paris, et les provinciaux sont dépeints comme des personnages particulièrement crédules, à qui les Parisiens (Du Croisy et La Grange dans *Les Précieuses ridicules*, Éraste, Julie et leurs comparses Sbrigani et Nérine dans *Monsieur de Pourceaugnac*) jouent de mauvais tours, la seconde pièce renchérissant sur la première en mettant en série toutes sortes de « batteries » (*Monsieur de Pourceaugnac*, sc. 1), parmi lesquelles une consultation médicale imposée au bien-portant puis une accusation de polygamie. Avant même son entrée en scène, Monsieur de Pourceaugnac est déclaré ridicule en raison du seul fait qu'il est limousin et qu'il

cherche à épouser une Parisienne, comme l'exprime Nérine dans la première scène de la pièce:

Votre père se moque-t-il de vouloir vous anger de son avocat de Limoges, Monsieur de Pourceaugnac, qu'il n'a vu de sa vie, et qui vient par le coche vous enlever à notre barbe? Faut-il que trois ou quatre mille écus de plus, sur la parole de votre oncle, lui fassent rejeter un amant qui vous agrée? Et une personne comme vous est-elle faite pour un Limousin? S'il a envie de se marier, que ne prend-il une Limosine et ne laisse-t-il en repos les chrétiens? Le seul nom de Monsieur de Pourceaugnac m'a mis dans une colère effroyable. J'enrage de Monsieur de Pourceaugnac. Quand il n'y aurait que ce nom-là, Monsieur de Pourceaugnac, j'y brûlerai mes livres, ou je romprai ce mariage, et vous ne serez point Madame de Pourceaugnac. Pourceaugnac! Cela se peut-il souffrir?

Si le ridicule de Monsieur de Pourceaugnac est décrété plus que démontré – dans le texte tout du moins, le ridicule du personnage interprété par Molière reposant sans doute sur un comique gestuel et facial ainsi que sur un costume particulièrement comique –, il n'en va pas de même dans *La Comtesse d'Escarbagnas*. L'action s'y déroule à Angoulême, entre provinciaux. Mais comme dans les pièces précédentes, qui étaient inscrites dans l'espace parisien, Molière oppose un personnage ou un groupe de personnages ridicule(s) à d'autres qui incarnent la norme en matière de comportement et de langage et qui, quoique provinciaux, ressemblent fort aux spectateurs de la Cour auxquels le spectacle était destiné. Le personnage éponyme est présenté d'emblée par l'incarnation du bon goût qu'est, avec Julie, le personnage du vicomte, comme « cette Comtesse ridicule » (*La Comtesse d'Escarbagnas*, sc. 1). À la scène suivante, il apparaît que ce ridicule se fonde sur la tension entre les prétentions parisiennes de la comtesse – et ses plaintes relatives à la difficulté, par exemple, de trouver « en Province un Laquais qui sache son monde » – et son ignorance de ces usages, qui transparaît notamment dans les jurons ou termes familiers qui émaillent son discours.

Car chez Molière comme chez ses contemporains – notamment le dramaturge Poisson, pour nous en tenir au champ théâtral –, le ridicule propre aux provinciaux transparaît dans leur discours autant que dans leurs comportements. Et c'est ce qui explique le recours, chez ces deux dramaturges, à la représentation comique – et d'abord à la stylisation – des langues de France autant que des accents provinciaux qui affectent la prononciation du français standard. C'est dans *Monsieur de Pourceaugnac* que Molière pousse le plus loin le procédé, en faisant de la pièce un véritable festival des langues et des accents, puisqu'on y trouve tour à tour des passages en latin, italien, occitan et picard ainsi que des personnages s'exprimant en français avec l'accent flamand et l'accent suisse allemand. Il est à noter que le dramaturge n'a pas doté son protagoniste de telles caractéristiques et que Monsieur de Pourceaugnac parle un français tout à fait semblable à celui de ses bourreaux. Mais le comique des langues et dialectes contribue à la satire du provincial et surtout au renforcement de la norme sociale et linguistique. Le fait est particulièrement sensible dans la séquence qui oppose la fausse Languedocienne et la fausse Picarde accusant toutes deux le protagoniste de les avoir épousées puis abandonnées. Le dialogue était sans doute largement intelligible pour les

spectateurs, en raison tout à la fois du comique gestuel qui explicitait probablement bien les enjeux de la scène et de la composition de l'échange, dans lequel le pseudo-picard et l'occitan ont le même signifié: « Ton mon País lo sap. / No Ville en est témoin. / Tout Pézenas a bist notre mariatge. / Tout Chin-Quentin a assisté à no Noce. / Nou y a res de tan beritable. / Il gn'y a rien de plus chertain ». Mais Molière feint que les deux femmes ne se comprennent pas, Nérine affirmant « Je n'entains mie che baragoin-là » (*Monsieur de Pourceaugnac*, II, 8). C'est là une manière habile de discréditer les langues de France, qui compromettent l'intercompréhension de leurs locuteurs, et d'assurer *a contrario* la nécessité du recours à une langue unique.

De fait, la mise à l'écart de la province comme « non-Paris » va de pair avec la marginalisation des langues de France en tant que « non-français », mouvement au long cours dont on peut dater le commencement au siècle précédent, et très précisément avec l'application de l'Ordonnance de Villers-Cotterêts de 1539. À cette date, François I^{er} signe une « Ordonnance générale en matière de justice et de police » qui a notamment pour ambition de régler un problème technique: alors que les juristes n'emploient que le latin, les citoyens qui ont recours à la justice s'expriment en français ou dans les parlers locaux. Il est alors décidé que tous les actes de justice soient « prononcez, enregistrez et delivrez aux parties en langaige maternel françois et non autrement » (article 111 de l'ordonnance; Courouau 2012, 44). Même si l'ambiguïté de la formule – le français n'est la langue maternelle que d'une partie de la population – a pu permettre des interprétations variées et encourager localement la substitution au latin de la langue locale (Courouau 2012), il est certain que l'ordonnance a surtout contribué à renforcer l'usage du français comme langue de l'administration et des élites. Les langues de France, cependant, ne disparaissent pas, comme l'atteste encore à la fin du XVIII^e siècle les réponses apportées au questionnaire de l'abbé Grégoire (Certeau, Julia, Revel 1975). Mais leur emploi est désormais réservé à des cadres et usages précis, parmi lesquels certaines pratiques littéraires et plus largement culturelles telles que le théâtre, comme on le verra.

Car les provinciaux n'étaient assurément pas, comme tendent à le faire croire les représentations que les dramaturges parisiens se plaisent à donner d'eux, des rustres acculturés ayant pour tout loisir le carnaval et les marionnettes invoqués par Dorine dans *Le Tartuffe* lorsqu'elle peint à Mariane sa destinée si elle épouse Tartuffe:

Vous irez par le Coche en sa petite Ville,
Qu'en Oncles, et Cousins, vous trouverez fertile;
[...] Vous irez visiter, pour votre bienvenue,
Madame la Baillive, et Madame l'Élue,
Qui d'un Siège pliant vous feront honorer.
Là, dans le Carnaval, vous pourrez espérer
Le Bal, et la Grand'Bande, à savoir, deux Musettes,
Et, parfois, Fagotin, et les Marionnettes.
(*Le Tartuffe*, II, 3, v. 657-666)

La vitalité du théâtre en province

L'histoire et la cartographie d'ensemble du théâtre provincial sont encore à faire. Néanmoins, des études portant sur des pratiques spécifiques, des territoires ou des cas précis fournissent quelques aperçus d'un domaine qui se caractérise par la variété de ses usages. On sait ainsi que des représentations fastueuses eurent lieu en province, liées à la volonté d'un grand de se donner et de donner à ses invités un spectacle magnifique, susceptible de manifester par là-même sa richesse et sa puissance. On se contentera ici de deux exemples fameux: ceux de l'*Arimène* de Montreux donné en 1596 à Nantes par le duc de Mercœur, alors gouverneur de Bretagne et de *La Toison d'or* de Corneille créée en 1660 dans le château du Neufbourg sous les auspices du marquis de Sourdéac. Ce sont là, toutefois, des représentations exceptionnelles, liées aux goûts personnels d'un mécène et à la conjonction de volontés et de circonstances particulières. Il est, en revanche, un type de théâtre qui s'est développé tout au long de l'Ancien Régime et dans l'ensemble des villes du territoire national, à savoir le théâtre scolaire. Ainsi, même pendant la période considérée généralement comme celle de la « disparition » de la tragédie, à savoir les années 1628-1633 ou 1634, le genre a continué à nourrir les programmes du théâtre scolaire, comme l'attestent ceux des collèges de Cluny, Clermont et Pont-à-Mousson. Entre 1627 et 1635, on représente quatre tragédies sur divers sujets historiques ou bibliques au collège de Clermont; en 1632, le collège de Cluny présente un *Humbertus, Tragoedia, authore R.P. S.G. Religioso Cluniacensi*; quant au collège de Pont-à-Mousson, on y donne entre 1625 et 1635 trois tragédies consacrées respectivement aux sujets de Saül le furieux, du martyr de saint Sébastien et de Cosroès (Desgraves, 1986, 87; 135-136), La présence dans certaines villes de plusieurs collèges nourrit en outre une forme d'émulation théâtrale, comme l'atteste l'exemple de Toulouse, qui abritait, outre un collège jésuite, un établissement dirigé par les Pères de la Doctrine Chrétienne, qui conçurent l'un et l'autre de nombreux spectacles mêlant théâtre, musique et danse (Maillard 2007, 255-269).

Ces deux modèles dramatiques, celui de la représentation fastueuse donnée par un particulier et celui du théâtre scolaire, ne correspondent évidemment pas aux paramètres du théâtre public parisien, ceux d'un spectacle payant donné par des comédiens professionnels. Ce modèle eut assurément cours dans les villes de province, lorsque des troupes de campagne s'établissaient pour des durées plus ou moins longues dans quelque jeu de paume pour donner des représentations payantes, les entrées étant régulées par un portier, comme l'attestent plusieurs documents tels que *Le Roman comique* de Scarron, qui représente la vie d'une troupe de campagne dans la ville du Mans ou *Le Théâtre français* de Chappuzeau, qui indique que « les Comédiens de Campagne qui ne marchent pas avec grand train, et qui n'ont à ouvrir ni Loges, ni Amphithéâtre, réduisent toutes les charges à trois, et usant d'épargne, se contentent de deux ou trois Violons, d'un Décorateur et d'un Portier » (Chappuzeau 1674, 113). Mais l'une des singularités de la vie théâtrale en dehors de Paris réside dans la pérennité de pratiques datant d'une période antérieure à la sédentarisation et

à la professionnalisation du théâtre, ce qui est le cas des spectacles scolaires, mais aussi de nombreux spectacles inscrits dans une tradition locale laïque ou religieuse. Deux exemples retiendront notre attention: ceux des pièces bourguignonnes consacrées à Sainte Reine d'Alise et du théâtre des *Caritats* propre à Béziers.

Documenté d'abord par Raymond Lebègue (Lebègue 1978, 124-130), le premier cas a été récemment étudié par Pierre Pasquier (Pasquier 2009, 879-889). Cinq pièces de théâtre dramatisant le martyre de sainte Reine sont aujourd'hui connues pour le XVII^e siècle : *Le Chariot de Triomphe tiré par deux Aigles de la glorieuse, noble et illustre Bergère, Sainte Reine d'Alise, Vierge et Martyre* (1661) de Hugues Millotet, *Le Triomphe de l'Amour divin de Sainte Reine Vierge et Martyre* d'Alexandre Le Grand (1671), *Le Martyre de la glorieuse vierge sainte Reine* (1671) de Claude Ternet, *La Victoire spirituelle de la Glorieuse Sainte Reine remportée sur le Tyran Olibre* (1686) de Pierre Corneille Blessebois et *Le Martyre de Sainte Reine d'Alise* (1687), pièce anonyme attribuée à un bénédictin de l'abbaye de Flavigny. Car la multiplication des pièces consacrées au personnage de Reine a trait d'une part à la revitalisation du culte voué à cette sainte locale suppliciée au III^e siècle dans la cité d'Alésia sous l'impulsion de la Contre-Réforme et d'autre part à la concurrence que se livrent les deux lieux et communautés en charge de ce culte, soit la communauté monastique de l'abbaye de Flavigny, qui conserve les reliques de la martyre et celle des cordeliers installés dans le bourg voisin d'Alise, près duquel se trouve une source réputée miraculeuse surgie au moment du martyre et qui attire des pèlerins de plus en plus nombreux au XVII^e siècle. Pour P. Pasquier, trois au moins de ces pièces (celles de Millotet, de Ternet et du bénédictin anonyme) sont issues de commandes; la première fut jouée en les 15 et 16 mai 1661 dans le cloître des cordeliers d'Alise par des habitants du bourg; la pièce anonyme fut jouée en mai 1681 dans la cour de l'abbaye de Flavigny. Si la date de création de la pièce de Ternet n'est pas connue, le nombre exceptionnel de rééditions dont elle a fait l'objet (Pasquier 2009, 879), ainsi que l'attestation de représentations de cette pièce au XVIII^e siècle permet à P. Pasquier de former l'hypothèse qu'elle remplaça rapidement l'ouvrage de Millotet, jugé trop érudite et peu adaptée au public de pèlerins et d'habitants d'Alise auquel elle était destinée, et que « devant le succès remporté à Alise par celle-ci, les bénédictins de Flavigny, désireux de concurrencer leurs rivaux ou simplement de mettre à leur tour en œuvre les vertus dévotionnelles du théâtre, auraient chargé l'un d'eux [...] de composer une pièce qui pût se jouer à Flavigny » (Pasquier 2009, 884).

Le théâtre biterrois des *Caritats*, comme le théâtre carnavalesque d'Aix-en-Provence relèvent d'une tout autre tradition, celle d'un théâtre profane d'abord, mais également d'un théâtre composé non en français mais en occitan, dans le but, probablement, d'être compris du plus grand nombre. Quantitativement d'abord, l'ensemble que constituent ces deux corpus est loin d'être négligeable, surtout lorsqu'on le rapporte au nombre de pièces de théâtre en français publiées en province et plus spécifiquement sur le territoire méridional – borné à l'est par Aix-en-Provence et Marseille, à l'ouest par Bordeaux, au nord par

Limoges et au sud par Montpellier. Sur l'ensemble du siècle, le nombre d'ouvrages dramatiques publiés en français s'élève à une vingtaine, ce qui est déjà très peu. Si l'on soustrait à ce chiffre les rééditions de pièces parisiennes comme *Les Amours tragiques de Pyrame et Thisbé* de Théophile de Viau (Avignon, Jacques Bramereau, 1633) ou *Le Martyre de saint Eustache* de Desfontaines (Toulouse, Jean Brocour, Arnaud Colomiez et Bernard Fouchac, 1652), il reste une quinzaine d'unités³, qui se caractérisent par leur extrême variété (Louvat 2018a), ce qui s'explique assurément par l'empan chronologique – même en province, les modèles dramatiques ne sont pas les mêmes dans les années 1610 et dans les années 1680... – et par la diversité des profils d'auteurs (lorsqu'on les connaît) autant que des circonstances de production et de représentation (lorsqu'elles sont attestées, ce qui est fort rare).

Si l'on compte un peu plus de vingt titres pour l'édition théâtrale en français sur le territoire méridional, le chiffre s'élève à plus de cinquante pour la production en occitan. Et c'est sans compter la part, très importante, de pièces restées manuscrites. Le théâtre occitan, en effet, n'accède pas systématiquement à l'imprimé, et lorsqu'il est publié, il ne l'est pas toujours du vivant de ses auteurs. Car, comme le rappelle Michel Henri, « il faut des conditions exceptionnelles pour que des œuvres en occitan soient imprimées en Bas-Languedoc à cette époque: celles nées des encouragements d'un milieu, soit convaincu de la qualité de l'un des leurs, soit conscient de la nécessité de défendre des créations anciennes menacées » (Michel 1984, 34); ce constat peut assurément être élargi à l'ensemble du territoire. Il est particulièrement remarquable, en effet, qu'une majorité des œuvres s'inscrivent dans des ensembles, attachés à un nom d'auteur (Claude Brueys, dont les œuvres sont réunies à Aix en 1628 dans un recueil intitulé *Jardin dey musos provençalos* ou Gaspard Zerbin, dont *La Perlo dey musos e coumedies prouvensalos*, paraît également à Aix 1654) et/ou à une tradition théâtrale ou festive ancienne et très ancrée localement, ce que sont tout à la fois la tradition carnavalesque aixoise dont relèvent les deux œuvres précédentes et les fêtes des *Caritats*, cadre dans lequel sont représentées, le jeudi de l'Ascension, les pièces du Théâtre de Béziers.

Quels sont, dès lors, les traits caractéristiques de ce théâtre imprimé ? en partie

³ Elie Garel, *Sophonisbe*, Bordeaux, Arnauld du Brel, 1607 ; Jean Galaut, *Phalante Tragédie*, Toulouse, Vve Jacques Colomiez et R. Colomiez, 1611 ; Antoine Verdié, *Le Procès de Carnaval, ou les masques en insurrection ; comédie-folie en un acte et en vers*, Bordeaux, Vve JB Cavazza, 1617 ; La Selve, *Les Amours infortunées de Léandre et d'Héron*, Montpellier, Jean Puech, 1633 ; Sieur Corbassier, *La Dorise*, Avignon, Jacques Bramereau, 1636 ; Goefroy de Gay, *La Simonie*, Bordeaux, Guillaume Millanges, 1636 ; Arnaud, *Agamemnon*, Avignon, Jacques Bramereau, 1642 ; Saint-André d'Ambrun, *Histoire pastorale, sur la naissance de nostre seigneur Jesus-Christ*, Béziers, Pierre Claverie, 1644 ; D.L.T., *Josaphat ou le triomphe de la foy sur les Chaldéens*, Toulouse, François Boude, 1646 ; Noguères, *La Mort de Manlie*, Bordeaux, Guillaume Millanges, 1660 ; Calotin, *Amsterdam hydropique. Comédie burlesque à trois actes. Par M. P. A.*, Avignon, Pierre Offray, 1672 ; De La Poujade, *Faramond, ou le triomphe des héros. Tragédie*, Bordeaux, Simon Boé, 1672 ; [anonyme] *La Bourgeoise madame, comédie nouvelle*, Bordeaux, Matthieu Chappuis, 1685 ; Sérizanis de Cavaillon, *Teofile ou la victoire de l'Amour divin sur le profane, tragédie sacrée*, Aix-en-Provence, Vve de C. David et A. David, 1695 ; Père Dumoret, *Le Sacrifice d'Abraham. Tragédie. Par le P. Dumoret de la Doctrine Chrétienne, Professeur des Humanitez dans le premier Colège de Toulouse*, Toulouse, Claude-Gilles Le Camus, 1699.

anonyme (sur les vingt-quatre pièces du Théâtre de Béziers, cinq seulement sont pourvues de noms d’auteurs et deux des recueils aixois rassemblent des œuvres anonymes), ce théâtre est très souvent lié à des circonstances particulières, lesquelles se regroupent en deux grandes catégories qui peuvent communiquer : le cadre carnavalesque et plus généralement festif, représenté essentiellement par les recueils aixois, qui font apparaître le personnage emblématique de Caramantran⁴, et le Théâtre de Béziers, joué pendant les *Caritats* et dans lequel s’invitent, ponctuellement, les figures tutélaires de Pepesuc et du Camel (chameau); les entrées de grands à l’occasion desquelles sont composés des vers de ballets ou des dialogues. Ainsi, à l’occasion de l’entrée du maréchal de Schomberg à Montpellier en 1632, Isaac Despuech-Sage compose un dialogue bilingue sur le modèle de celui, trilingue que Du Bartas avait écrit en 1579 pour l’entrée de Marguerite de Navarre à Nérac. Bien sûr, une partie de la production occitane échappe à cette typologie et semble émaner de gestes plus individuels, sans liens avec des sollicitations ou cadres extérieurs. Par ailleurs, le théâtre en occitan prit régulièrement la forme de pièces religieuses, dont on a conservé peu de textes – le *Repertòri deu teatre occitan 1550-1800* de Jean Eygun (Eygun 2003) n’en comptabilise presque aucune – mais dont l’existence est attestée notamment par les travaux de Jacques Chocheyras pour le Dauphiné et la Savoie (Chocheyras 1971; 1975).

L’un des exemples les plus riches de cet ensemble est assuré constitué par les vingt-quatre pièces du Théâtre de Béziers, publié entre 1628 et 1657, sous la forme de trois recueils⁵ et de huit pièces parues séparément⁶. Leur représentation s’inscrit dans le contexte des fêtes des *Caritats* ou « charités », dont l’existence est attestée dès le Moyen Âge (Gardy 2007, 70-71), et pendant lesquelles les habitants et représentants des institutions biterroises commémorent un événement historique ou qui mêle probablement éléments historiques et éléments mythiques. Au début du V^e siècle en effet (en 435), la ville aurait été libérée des envahisseurs vandales grâce à l’envoi, par le pape Sixte, d’une armée de chevaliers chrétiens arrivés par la mer. Après avoir sauvé la ville, les chevaliers laissent aux habitants un fief, à charge que le revenu de ce fief soit distribué chaque année, le jour de l’Ascension, aux pauvres de la ville. La commémoration prend la forme d’un défilé des corps de la ville, mais aussi de figures ou d’éléments liés aux légendes biterroises, parmi lesquelles une

⁴ Comme l’indiquent les titres de plusieurs pièces de Claude Brueys tels que les *Ordonnansos de Caramantran a quatre Personnagis*, le *Discours de Caramantran à baston romput* ou une *Harengo funebro sur la moüort de Caramantran*.

⁵ *L’Antiquité du triomphe de Besiers, au jour de l’Ascension. Contenant les plus rares histoires qui ont esté représentées au susdit jour ses dernieres Années*, Béziers, Jean Martel, 1628 ; *Seconde partie du triomphe de Beziers...*, Béziers, J. Martel, 1644 et *Théâtre de Béziers ou Recueil des plus belles Pastorales et autres Pièces historiées...*, Béziers, J. Martel, 1657.

⁶ *Pastorale du berger Celidor et de Florimonde sa bergere*, Béziers, J. Martel, 1629 ; *Histoire du mauvais traitement fait par ceux de Villeneuve...*, Béziers, J. Martel, 1632 ; *Histoire pastorale...*, Béziers, J. Martel, 1633 ; *La Fausse Magie découverte...*, Béziers, J. Martel, 1635 ; *Historio de las Caritats de Besiés*, v 1635 ; Michalhe, *Les Mariages rabillez*, Béziers, J. Martel et P. Claverie, 1647 ; Michalhe, *Pastorale del bergé Silvestre ambé la bergeyro Esquibo*, Béziers, J. Martel, 1650 ; *Las amours de Damon et de Luresso*, Béziers, J. Martel, 1657.

Galère (qui évoque le navire avec lequel sont venus les chevaliers chrétiens) qu'on fait tourner sur elle-même, un Chameau confié à la ville par saint Aphrodise, premier évêque de Béziers, et son gardien ainsi que Pepesuc. Ce dernier personnage est un capitaine ou général, dont le modèle historique serait un capitaine nommé Peire Peruc ou Monpezuc, qui aurait, comme les chevaliers chrétiens envoyés par le pape Sixte, sauvé une nouvelle fois la ville de l'envahisseur étranger, cette fois des troupes anglaises du prince de Galles, en 1355, ce personnage figurant en outre dans plusieurs pièces. Sauvées de l'oubli auquel elles étaient sans doute promises par la volonté d'un imprimeur-libraire local attaché à sa ville et à ses traditions, les pièces publiées se laissent diviser en deux groupes essentiels, qui correspondent à des orientations esthétiques diverses : une partie prend en effet la forme de comédies ou de comédies pastorales (Louvat-Molozay 2013, 679-696), structurées autour d'une intrigue matrimoniale où les amours d'un jeune homme et d'une jeune fille sont rendues d'abord impossibles par un obstacle dont la nature peut varier (la guerre, et l'enrôlement du jeune homme comme soldat, la présence d'un rival, parfois encouragé par la mère de la jeune fille, parce qu'il est plus fortuné...). Un autre groupe rassemble des pièces allégoriques et/ou d'actualité, liées à un événement précis, qui appartient à la petite ou à la grande histoire. Il peut s'agir d'une récente épidémie de peste (*Histoire du mauvais traitement fait par ceux de Villeneuve à la ville de Beziers pendant la contagion*), d'un problème d'alimentation des fontaines de la ville (*Histoire de la rejouissance des chambrières de Beziers, Sur le nouveau rejalisement d'eau des tuyaux de la fontaine*), et surtout de la guerre, thème omniprésent dans les pièces des années 1610-1630, ce qui s'explique bien sûr par l'actualité biterroise et plus généralement languedocienne... Le contexte dans lequel elles sont composées et jouées (dès les années 1610 pour les plus anciennes) est en effet celui de la difficile mise en œuvre du traité de tolérance censé avoir mis fin aux guerres de religion en 1598 et des événements majeurs qu'ont été, pour la région, la paix de Montpellier signée par Louis XIII en 1622 et pour l'ensemble de la nation la prise de La Rochelle en 1626. Les pièces font place à un personnel dramatique très varié, puisqu'on y trouve des animaux (un perroquet et un chameau), des personnages allégoriques (la Paix, la Ville) ou mythologiques (Mégère, Pâris), aux côtés de personnages appartenant au petit peuple (valets et chambrières, fontainier, soldat mercenaire ou le plus souvent enrôlé de force) ou à la bourgeoisie. La dernière caractéristique de ce corpus, qui n'est pas la moins originale, est qu'il fait régulièrement dialoguer le français et l'occitan, le français étant réservé aux figures allégoriques, aux personnages mythologiques et aux personnages qui appartiennent à la bourgeoisie et l'aristocratie ou qui sont présentés comme « français », quand l'occitan est parlé par tous les autres personnages, à savoir les représentants du peuple (bergers, valets, jeunes gens et jeunes filles) et par les figures locales telles que Pepesuc et le Chameau (Gardy 2015; Louvat 2018b).

À partir de quelques entrées (la renaissance de la tragédie à Paris dans les années 1630, le partage entre Paris et la province, la production théâtrale en

occitan), nous avons tenté de montrer qu'il était possible, sinon nécessaire, d'infléchir, nuancer et réécrire certains chapitres de l'histoire du théâtre français du XVII^e siècle, histoire parisiano-centrée et limitée à des usages et à des genres théâtraux qui ne sont pas les seuls à exister sur le territoire national, bref, d'écrire une histoire « inclusive » du théâtre français, de sa production et de ses pratiques plurielles. Cette histoire reste à faire, et il serait souhaitable que puissent y dialoguer des champs de savoir jusqu'alors disjoints, tels que les témoignages relatifs aux représentations de troupes de campagne en province, qui contribuent à la circulation des œuvres parisiennes autant qu'à la diffusion de techniques de jeu, et les productions dramatiques locales en français autant qu'en langues régionales.

Bibliographie

Textes antérieurs à 1800

- BOUHOURS, Dominique. 1692. *Suite des Remarques nouvelles sur la langue française*. Paris: Georges et Louis Josse.
- CHAPPUZEAU, Samuel. 1674. *Le Théâtre français divisé en trois livres....* Lyon: Michel Mayer.
- PERRAULT, Charles. 1692. *Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde la poésie*. Paris: J.-B. Coignard.
- RAPIN, René. 2011 [1684]. *Réflexions sur la poétique et sur les ouvrages des poètes anciens et modernes*, éd. Pascale Thouvenin. Paris: Champion.
- SARASIN, François. 1639. *Discours de la tragédie ou Remarques sur L'Amour tyrannique de Monsieur de Scudéry*. Paris: A. Courbé.
- VAUGELAS, Claude Fabre de. 1647. *Remarques sur la langue française...* Paris: Vve Jean Camusat.

Textes postérieurs à 1800

- BIET, Christian [dir.]. 2006. *Théâtre de la cruauté et récits sanglants en France (XVI^e-XVII^e siècle)*. Paris: R. Laffont, « Bouquins ».
- CERTEAU, Michel de, Julia Dominique et Revel Jacques. 1975. *Une politique de la langue*. Paris: Gallimard.
- COUROUAU, Jean-François. 2012. *Et non autrement. Marginalisation et résistance des langues de France (XVI^e-XVII^e siècle)*. Genève: Droz.
- CHOCHEYRAS, Jacques. 1971. *Le Théâtre religieux en Savoie au XVI^e siècle*. Genève: Droz.
- . 1975. *Le Théâtre religieux en Dauphiné du Moyen Âge au XVIII^e siècle*. Genève: Droz.
- DESGRAVES, Louis. 1986. *Répertoire des programmes des pièces de théâtre jouées dans les Collèges en France (1601-1700)*. Genève: Droz.
- EYGUN, Jean. 2003. *Repertori deu teatre occitan 1550-1800*. Bordeaux: Tèxtes Occitans.
- FORESTIER, Georges. 2010. *La Tragédie française. Passions tragiques et règles classiques*. Paris: Armand Colin.
- GARDY, Philippe. 2007. « Le "Théâtre de Béziers" ou "Teatre de Caritats" : état des connaissances, problèmes et perspectives de recherche » Dans *Béziers ville occitane ?*, ed. Carmen Alén Garabato, 69-90. Perpignan: Presses universitaires de Perpignan.
- . 2014. « Règles et enjeux des prologues dans le "Théâtre de Béziers" (1600-1660) » *Littératures classiques* 83, 293-308.

- . 2015. « Le jeu des langues dans le “Théâtre de Béziers” » *Littératures classiques* 87, 229-244.
- LEBÈGUE, Raymond. 1978. « La tradition dramatique à Alise Sainte-Reine au XVII^e siècle » *Études sur le théâtre français II*, 124-130. Paris: Nizet.
- LOUVAT-MOLOZAY, Bénédicte. 2008. « Mairet et les frontières de la tragédie: La Silvanire, La Sophonisbe, La Sidonie » *Littératures classiques* 65, 129-144.
- . 2013. « Formes, modèles et invariants du corpus pastoral dans le Théâtre de Béziers: quelques hypothèses » Dans *Mélanges de littérature occitane offerts à Philippe Gardy*, ed. Courouau, Jean-François, Pic, François et Torreilles, Claire, p. 679-696. Turnhout: Brepols.
- . 2014. *L'« Enfance de la tragédie »*. *Pratiques tragiques françaises de Hardy à Corneille*. Paris: Presses universitaires de Paris Sorbonne.
- LOUVAT, Bénédicte. 2018. « L'imprimé théâtral dans les provinces méridionales au XVII^e siècle » Dans *Actes du Congrès de la NASSCFL* (Lyon, juin 2017), *Papers on French Seventeenth Century Literature*, à paraître.
- . 2018. « Diglossie et représentation de la diglossie dans le Théâtre de Béziers » *Cahiers du GADGES*, à paraître.
- MAILLARD, Jean-Christophe. « Les pères de la Doctrine chrétienne à Toulouse: les enjeux du théâtre et de la musique au collège de l'Esquille à la fin du XVII^e siècle » Dans *Plaire et instruire. Le spectacle dans les collèges de l'Ancien Régime*, ed. Piéjus, Anne, 255-269. Rennes: Presses Universitaires de Rennes.
- MARTEL, Philippe. 2018. « Province / provincial » *Littératures classiques* 97, à paraître.
- MICHEL, Henri. 1984. « La production imprimée des villes du Bas-Languedoc au XVII^e siècle » Dans *Actes du Colloque international d'études occitanes (Lunel, 25-28 août 1983)*, ed. Dulac, Liliane et Lafont, Robert, 13-50. Montpellier: Centre d'études occitanes.
- PASQUIER, Pierre. 2009. « XVII^e-XXI^e siècle, sainte Reine: une tradition qui perdure » Dans *Tragédies et récits de martyres en France (fin XVI^e-début XVII^e siècle)*, ed. Biet, Christian et Fragonard, Marie-Madeleine, 879-889. Paris: Classiques Garnier.
- RIFFAUD, Alain. 2016. « L'édition du théâtre français au dix-septième siècle: 1630-1690 » Dans *Print Culture in Early Modern France*, n° spécial de *l'Irish Journal of French Studies*, ed. Conroy, Derval, 5-21.

Résumé

Le XVII^e siècle est considéré comme l'âge d'or du théâtre français, pour avoir vu naître le trio que forment Corneille, Molière et Racine, auteurs des chefs-d'œuvre immortels que sont, notamment, *Le Cid*, *Tartuffe* et *Phèdre*. Sans jamais le dire et encore moins le penser, une telle conception fait en réalité coïncider l'histoire du théâtre français avec celle du théâtre parisien et un siècle entier avec une quarantaine d'années tout au plus. C'est donc une autre histoire que nous aimerions raconter autant que donner à penser, une histoire qui embrasse la production théâtrale des territoires français en dehors de la capitale, avant et après les bornes chronologiques étroites qui vont des années 1630 aux années 1670 et dans les langues de France autres que le français autant que dans la « langue de Molière ».

Abstract

The 17th century is considered to be the golden age of French theater, incarnated by the trio of promising dramatists Corneille, Molière and Racine, authors of immortal master pieces, notably *Le Cid*, *Tartuffe* et *Phèdre*. Without ever mentioning or even less recognizing it, this conception of theater historiography parallels the evolving French theater with Parisian theater only and reduces a whole century of theater production to only more or less 40 years. In this paper, I aim at narrating or least pointing to a different history of French theater, a history that embraces theater production outside of the capital, before and after the narrow time period that goes from the 1630s to the 1670s, and in languages other than (Molièrian) French.

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

Varia

Fabien Conord

Victor Hugo sénateur

Fabien Conord

est professeur des universités en histoire contemporaine à l'Université de Clermont-Auvergne.

conord.fabien@orange.fr

Mots-clés

élection – Sénat – Troisième République – Victor Hugo

Le 1^{er} octobre 2011, le doyen d'âge du Sénat, le communiste réunionnais Paul Vergès, rend hommage dans son allocution d'ouverture à plusieurs figures du Panthéon de la gauche sénatoriale: « *Dans cette Haute assemblée se sont illustrés Victor Hugo, Georges Clemenceau ainsi que Victor Schoelcher* » (Vergès 2011). La référence à Victor Hugo ne semble pas surprenante de prime abord en un tel lieu, puisqu'un médaillon marque toujours la place qu'il occupa dans l'hémicycle¹. Le grand écrivain, engagé dans les luttes politiques du XIX^e siècle, a siégé à plusieurs reprises au Parlement. Représentant sous la Seconde République puis du 8 février au 8 mars 1871², Victor Hugo a aussi été membre de la Chambre des pairs de 1845 à 1848³. Il a enfin, et il s'agit de son plus long mandat parlementaire, été sénateur durant les neuf dernières années de sa vie, alors qu'il était au sommet de sa gloire et constituait pour de nombreux républicains une sorte de patriarche incontournable. Pourtant, cet épisode de sa vie parlementaire et politique, long d'une petite décennie, n'a pas retenu l'attention de ses biographes⁴. Ils mentionnent le plus souvent en quelques lignes son élection sénatoriale de 1876 et ne retiennent ensuite qu'un grand discours sur l'amnistie des communards. Même le radical-socialiste Camille Pelletan, qui dédie un livre entier à *Victor Hugo homme politique*, ne consacre que deux pages à cette expérience (Pelletan 1907, 331-332), encore absente de

¹ Une page lui est également consacrée sur le site du Sénat <http://www.senat.fr/senateur-3eme-republique/hugo_victor1354r3.html> 30.10.18.

² Victor Hugo démissionne après un mois d'exercice, pour protester contre l'invalidation de Garibaldi (Grévy 2012). Il a le temps de voter le 1^{er} mars 1871 contre les préliminaires de paix qui prévoient la cession de la quasi-totalité de l'Alsace et d'une partie de la Lorraine (Conord 2017).

³ Il a également laissé deux vers sur le premier Sénat, celui de l'Empire, pour en flétrir l'attitude lors de la chute de Napoléon, dans *Les Châtiments* (Hugo 2002b):

« *Plus vil que le pourceau qui dans l'égout se vautre,
Son Sénat qui l'avait adoré l'insultait* ».

⁴ Un petit ouvrage vient d'être publié sous la plume du sénateur socialiste Jean-Pierre Sueur, sous le titre *Victor Hugo au Sénat* (Sueur 2018), dans lequel sont reproduits quelques-uns des principaux discours du célèbre orateur à la Chambre des pairs puis au Sénat.

l'ouvrage collectif qui porte presque le même titre, *Hugo politique* (Caron et Stora-Lamarre 2004), même si l'ouvrage comporte quelques pages sur cette période de sa vie politique. L'ouvrage collectif consacré à *La gloire de Victor Hugo* ne dédie aucune communication spécifique à ce mandat non plus, qui est toutefois présent à travers son combat pour l'amnistie (Agulhon et Rebérioux 1985, 191-241). Les nécrologies de Victor Hugo, qui font la une des journaux français au lendemain de sa disparition, accordent une place extrêmement limitée à son activité parlementaire. *Le Petit Parisien* (24 mai 1885) consacre un court paragraphe au sénateur qu'il fut. *Le Temps* (23 mai 1885) se contente de l'évoquer en deux lignes. *Le Gaulois* (23 mai 1885) dédie un développement à l'homme politique, mais sans mentionner le sénateur. Cette dimension de sa personnalité est évoquée de façon périphérique par le conservateur Eugène Vuillot: « *Un inconnu le remplacera au Sénat, une nullité à l'Institut et, sauf pour les lettrés, il n'en sera plus question* » (*L'Univers*, 23 mai 1885). Le silence de la presse, notamment conservatrice (républicaine ou monarchiste) sur son engagement parlementaire s'explique aussi par la nature avancée de celui-ci. Victor Hugo correspond plus nettement aux convictions de son biographe Camille Pelletan⁵. Pourtant, dans cette étude chaleureuse, réalisée à la demande de Paul Meurice, auteur dramatique et ami de longue date d'Hugo (Gasiglia-Laster et Laster 2009), il n'accorde que deux pages à son activité politique de 1876 à 1885. Il écrit même curieusement que « *Victor Hugo ne devait plus rentrer dans les luttes politiques* » avant de noter qu'« *il allait accepter un dernier siège au Parlement; mais ce fut au Sénat qu'il voulut entrer* ». Camille Pelletan traite ensuite l'action parlementaire de Victor Hugo de façon extrêmement lacunaire puisqu'il écrit qu'« *il ne prit la parole qu'une fois, le 22 mai 1876. C'était pour défendre la grande cause de l'amnistie* ». Camille Pelletan ajoute que « *ce fut la dernière fois que le grand poète parut à la tribune française* » (Pelletan 1907, 331-332), ce qui est loin d'être le cas, puisque Victor Hugo est intervenu à nouveau en faveur de l'amnistie au Sénat...

De plus, loin de se limiter au service d'une cause, les mandats sénatoriaux de Victor Hugo permettent de mettre en lumière plusieurs phénomènes. Grâce à la personnalité très observée de leur détenteur, ils offrent une lumière vive sur des élections discrètes. Ils illustrent aussi les pratiques politiques d'un écrivain de l'âge romantique⁶ et interrogent enfin le regard des contemporains sur un parlementaire singulier, dont le profil tranche avec celui de sénateurs plus conformes à un statut de notable et à une expérience gestionnaire⁷.

⁵ Radical-socialiste militant, Camille Pelletan est député des Bouches-du-Rhône de 1881 à 1912, puis sénateur de ce département de 1912 à sa mort en 1915.

⁶ Pour un exemple d'approche comparable voir aussi Citti 2007 qui porte essentiellement sur Maurice Barrès.

⁷ Cet article s'appuie sur les débats parlementaires reproduits dans le *Journal officiel*, le dossier Victor Hugo conservé aux Archives du Sénat, le recueil *Actes et paroles* (auquel a été préférée, pour les débats parlementaires, leur reproduction officielle), *Choses vues*, la presse contemporaine largement dépouillée dans le cadre de mon habilitation à diriger des recherches (Conord 2016), et les témoignages de certains contemporains, dont les souvenirs de Charles de Freycinet, extrêmement précieux pour la première élection sénatoriale de Victor Hugo.

« Sénateur de Paris » ou sénateur de la Seine?

Saluant la mémoire de Victor Hugo après son décès, le journal *Le Temps* (23 mai 1885) mentionne en deux lignes son activité sénatoriale en le qualifiant de « *sénateur de Paris* ». Dans son étude sur les funérailles de Victor Hugo, Avner Ben-Amos emploie lui aussi l'expression « *sénateur de Paris* » (Ben-Amos 1984, 476).⁸ Inexacte juridiquement (puisque les sénateurs représentent un département, et non une commune), la formule est partiellement vraie politiquement. En 1876, chaque commune de France doit désigner un délégué pour voter aux élections sénatoriales, quelle que soit sa taille, Paris comme la commune la moins peuplée du pays. Comme l'écrit Camille Pelletan, « *les quarante habitants d'un hameau pesaient du même poids dans le vote que deux millions de Parisiens* » (Pelletan, 1907, 331).

Victor Hugo délégué sénatorial

L'élection du délégué sénatorial de Paris a lieu, sous la présidence de Georges Clemenceau, le 16 janvier 1876. Sur 73 bulletins, 53 se portent sur Victor Hugo, les autres voix s'éparpillant sur sept noms. Victor Hugo est donc proclamé délégué.⁹ Georges Clemenceau lui rend visite le soir même et lui déclare:

Le conseil municipal de la première commune de France, de la commune française par excellence, avait le devoir de choisir, pour représenter cette laborieuse démocratie parisienne qui est la chair et le sang de la démocratie française, un homme dont la vie fût une lutte de travail et de lutte, et qui fût en même temps, s'il se pouvait rencontrer, la plus haute expression du génie de la France.

C'est donc pourquoi, selon Georges Clemenceau, Paris

vous a choisi, mon cher et illustre concitoyen, vous qui parlez de Paris au monde, vous qui avez dit ses luttes, ses malheurs, ses espérances; vous qui le connaissez et qui l'aimez; vous enfin qui, pendant vingt ans d'abaissement et de honte, vous êtes dressé inexorable devant le crime triomphant; vous qui avez fait taire l'odieuse clameur des louanges prostituées pour faire entendre au monde *La voix qui dit: Malheur, la bouche qui dit: Non!*

La péroraison s'inscrit dans la même veine:

Puisque les brumes du présent ne vous obscurcissent pas l'avenir, quittez l'arche, vous qui planez sur les hauteurs, donnez vos grands coups d'aile, et puissions-nous bientôt vous saluer rapportant à ceux qui douteraient encore le rameau vert de la République!

À cette déclaration enflammée, Victor Hugo répond de façon circonstanciée:

Il s'agit d'affermir la fondation de la République. Nous le ferons; et la réussite est certaine. Quant à moi, armé de votre mandat, je me sens une force profonde. Sentir en soi l'âme de Paris, c'est quelque chose comme sentir en soi l'âme même de la civilisation. J'irai donc, droit devant moi, à votre but, qui est le mien. La fonction que vous me confiez est un grand honneur; mais ce qui s'appelle honneur en monarchie, s'appelle devoir en République. C'est donc plus qu'un grand honneur que vous me conférez, c'est un grand

⁸ Il en va de même pour Jean-Pierre Sueur 2018, 49.

⁹ Procès-verbal reproduit dans Hugo 1985 [1876], 937-938.

devoir que vous m'imposez. Ce devoir, je l'accepte, et je le remplirai. Ce que veut Paris, je le dirai à la France. Comptez sur moi. Vive la République! (Hugo 1985 [1876], 938-939)

Victor Hugo publie également un appel *Aux délégués des communes*. Il leur annonce « *Voici ce que Paris attend de vous* » : la victoire de la cause républicaine. Victor Hugo leur « *demande de mettre hors de question l'avenir* », de « *fonder la vérité politique, de fonder la vérité sociale, de fonder la démocratie, de fonder la France* ». La profession de foi qu'il énonce est extrêmement progressiste. L'élection a pour objet d'établir « *la République indestructible* », « *l'impôt diminué dans l'ensemble et proportionné dans le détail, le revenu social dégagé des parasitismes, le suffrage universel complété* », « *l'enseignement pour tous, le droit pour tous* »... Soucieux de rassurer les provinciaux, qui aspiraient à la paix lors des élections de 1871, Victor Hugo assure ses lecteurs que « *la République n'est autre chose qu'un grand désarmement ; à ce désarmement, il n'est mis qu'une condition, le respect réciproque du droit. Ce que la France veut, un mot suffit à l'exprimer, un mot sublime, la paix.* » Il demande ensuite aux délégués d'achever « *la fondation de la République* » et de lui donner une coloration humanitaire, celle d'« *une République désirable, une République sans état de siège, sans bâillon, sans exils, sans bagnes politiques, sans joug militaire, sans joug cléricale, une République de vérité et de liberté* ». Victor Hugo achève son propos en un bouquet de références opposées:

Les penseurs sont plus utiles que les soldats; par l'épée on discipline, mais par l'idée on civilise. Quelqu'un est plus grand que Thémistocle, c'est Socrate; quelqu'un est plus grand que César, c'est Virgile; quelqu'un est plus grand que Napoléon, c'est Voltaire. (Hugo 1985 [1876], 897-900)

Dans une brochure publiée en 1876 sur les élections sénatoriales en Vendée, un ancien préfet républicain de 1870 affirme que cette lettre a eu un écho dans la campagne électorale: « *tous les départements, où l'on sait lire, s'étaient empressés de répondre, en élisant des démocrates, à l'appel adressé par le grand poète aux délégués des communes de France* » (Fillon 1876, 42).

Victor Hugo candidat

Victor Hugo, membre de la Chambre des pairs sous la monarchie de Juillet, se satisfaisait volontiers de la procédure de recrutement de cette assemblée, nommée par le pouvoir et rappelle encore, au soir de sa vie, le rôle d'avant-garde qu'il attribue à « *la race des littérateurs, race rare* », qui « *marchera devant* » tandis que « *les peuples la suivront* » (Bouveresse 2013, 126 et 131). Selon Camille Pelletan, Victor Hugo « *avait toujours cru à la nécessité d'un Sénat* » mais « *exprimait à ce sujet des idées qui auraient quelque peu étonné le grand public* ». Le biographe développe ensuite la conception de Victor Hugo, mélange de réminiscences de la Chambre des pairs et d'oligarchie intellectuelle:

Il voulait une Chambre haute composée de grands écrivains, de grands artistes et de grands savants, et formée par la réunion des cinq Académies, mais à condition de les faire élire au suffrage universel. Cette Chambre haute n'aurait eu qu'une autorité

morale, le dernier mot appartenant toujours à l'autre Chambre; mais Victor Hugo était convaincu que le Sénat, tel qu'il le comprenait, aurait conquis, par son seul prestige, une influence prépondérante. (Pelletan 1907, 331-332)

Or, en 1876, Victor Hugo doit être candidat, non devant directement devant l'ensemble des électeurs, mais auprès des délégués sénatoriaux des communes de la Seine. Il apparaît comme une caution, que l'on recherche. Léon Gambetta donne ainsi pour conseil à Charles de Freycinet, qui ambitionne d'être élu sénateur: « *ne manquez pas de rendre visite à Victor Hugo, qui sera vraisemblablement le grand maître de l'élection sénatoriale* ». Charles de Freycinet précise:

Victor Hugo était, en effet, désigné par la voix publique comme le triomphateur à l'élection prochaine, comme la gloire du futur Sénat. Paris, admirateur de son génie et de sa protestation enflammée contre l'Empire, avait hâte de lui faire oublier la préférence dont un jour Vautrain avait été l'objet. Un mot tombé de ses lèvres pouvait créer un préjugé en ma faveur.

Le prétendant rend donc visite au poète qui le reçut avec « une sérénité olympienne et la bonne grâce dont il était coutumier vis-à-vis des débutants ». Charles de Freycinet lui déclare habilement vouloir « marcher à sa suite dans le sillon sénatorial ». Les deux hommes se rencontrent chez Edmond Adam et Victor Hugo aurait confié à Juliette Adam qu'il soutiendrait Freycinet, qui écrit: « J'ignore s'il le fit, mais je n'ai jamais paru en douter » (Freycinet 1912, 323-324).

La désignation de Victor Hugo comme candidat par le congrès républicain, qui réunit les 21 et 22 janvier 1876 les républicains de la Seine, semble donc être une formalité. Victor Hugo, après un rappel de sa légitimité (« *À mon âge on a beaucoup de passé et peu d'avenir, et il n'est pas difficile à mon passé de répondre de mon avenir* »), répond en insistant sur l'importance qu'il accorde à cette mission parlementaire: « *le mandat que vous me faites l'honneur de me proposer n'est rien à côté du mandat que je m'impose* ». Il annonce son envie d'action: *Je prendrai la parole au Sénat, aux assemblées, partout; je prendrai la parole là où je l'aurai, et, là où je ne l'aurai pas, je la prendrai encore* (Hugo 1985 [1876], 939). Pourtant, Victor Hugo ne recueille pas l'unanimité. Charles de Freycinet l'explique ainsi:

Ses déclarations réitérées en faveur d'une immédiate amnistie des condamnés de la Commune jetèrent du froid dans une partie de l'assemblée. Les plaies de l'affreuse guerre civile saignaient encore; nombre de bons républicains pensaient que l'heure de la clémence n'avait pas sonné, que cette amnistie nécessaire ne devrait venir que plus tard. La générosité du poète leur paraissait dangereuse, intempestive. Ses magnifiques périodes, un peu mystiques, lues sans souci des impressions de l'auditoire, lui aliénaient visiblement des suffrages. (Freycinet 1912, 328)

Victor Hugo est conscient de cette division des républicains. Il note ainsi le 23 janvier 1876: « Aujourd'hui réunion (réactionnaire) des électeurs sénatoriaux.

J'y suis allé. Thiers¹⁰ et moi, sans nous parler, avons échangé un sourire qui était peut-être une grimace. Il a travaillé contre moi dans l'ombre et moi contre lui au grand jour » (Hugo 2002 [1972], 1329). La division des républicains est ici étalée sans fard. Trois jours plus tard, le diariste se réjouit d'avoir reçu une « grande ovation du peuple » à sa sortie de la réunion des électeurs sénatoriaux rue du Bac (Hugo 2002 [1972], 1330).

Une élection difficile

Victor Hugo consigne le jour même le déroulement du scrutin sénatorial du 30 janvier 1876:

Aujourd'hui élection des sénateurs. Je suis allé à 10 heures au Luxembourg. J'ai voté. On a apporté Louis Blanc souffrant d'un rhumatisme au genou, et accompagné de son médecin, le docteur Faivre. Nous nous sommes serrés la main. Gambetta m'a invité à déjeuner. J'ai accepté. Nous sommes allés déjeuner chez Magny, près la rue Dauphine. À midi ½ résultat du premier scrutin. Trois sénateurs: Freycinet, Tolain, Herold. Ce résultat bizarre vient des intrigues mêlées de Thiers, des bonapartistes, etc. Vive agitation. Les électeurs se réunissent dans l'ancienne salle du trône, en ce moment salle du Conseil municipal. Discussion presque violente. Il reste deux sénateurs à nommer. Le second scrutin va s'ouvrir. Gambetta abandonne Louis Blanc et se rallie à moi. Ernest Lefèvre parle supérieurement. On vote. Je vais voter. Puis je retourne rue de Clichy où j'annonce ce commencement inattendu de scrutin. Ma voiture me ramène au Luxembourg. (Hugo 2002 [1972], 1330)

Ces commentaires, ainsi que les faits qu'ils révèlent, appellent plusieurs remarques. Dans ses notes, le célèbre écrivain évoque un « résultat bizarre » et un « commencement inattendu de scrutin ». C'est avouer sa déception. Pourtant, il s'efforce de faire bonne figure face à ses interlocuteurs. L'un des vainqueurs du premier tour, Charles de Freycinet, affirme dans ses souvenirs avoir ressenti « *une vraie gêne de cette sorte d'offense au génie* » : « *Que penserait de moi Victor Hugo, que diraient ses admirateurs ? Je ne voulais pas qu'on pût supposer un instant que je prenais au sérieux cette supériorité de rencontre* ». Il se rend donc le lendemain de l'élection chez Victor Hugo pour, « *en dépit de l'arithmétique* », « *saluer le premier sénateur de la Seine et me ranger à son côté* ». Victor Hugo lui répond n'avoir « *pas été surpris du résultat du scrutin* » (Freycinet 1912, 329), propos qui contraste avec l'aveu consigné dans ses carnets. Les journaux conservateurs se gaussent de ce qu'ils considèrent comme une déconvenue:

Qui de nous n'eût gagé, à voir avec quelle pompe et quelle ostentation M. Hugo était élu délégué du conseil municipal de Paris, à ouïr sur quel ton de hiérophante le délégué s'adressait à ses trente-six mille collègues, qui n'eût gagé que M. Hugo sortirait le premier? Il semblait pour ainsi dire, hors de concours. C'était une ovation populaire qui paraissait devoir le porter au Sénat et le classer à part, bien au-dessus du commun des sénateurs vulgaires.

¹⁰ Adolphe Thiers est l'un des principaux hommes politiques français du XIX^e siècle, contemporain de Victor Hugo (il est son aîné de cinq ans), qui a exercé le pouvoir sous la monarchie de Juillet puis après la défaite française de 1870-1871. Vieux monarchiste, il s'est rallié à la République mais en la colorant d'un conservatisme que pourfend Victor Hugo.

Hélas! M. Hugo a dû passer par l'humiliante épreuve du ballottage. Il n'apparaît que le quatrième parmi les couronnés; il n'obtient qu'un accessit. Quelle tristesse et quelle amertume doivent envahir le cœur d'Olympio. C'est le commencement de l'expiation. M. Hugo le prend de trop haut envers ses contemporains; il ne recule devant aucun moyen, aucune occasion, aucun prétexte de capturer une popularité mauvaise. Les hommes de bon sens s'éloignent de lui avec une compassion résolue et irrévocable. (*Le Constitutionnel*, 1^{er} février 1876)

La mise en ballottage de Victor Hugo est également moquée dans *L'Univers*:

Le délégué de la ville-lumière, l'homme immense, le poète-peuple Victor Hugo, puisqu'il faut l'appeler par son nom, a été nommé par les électeurs parisiens sénateur de deuxième choix, à une faible majorité; esquif sublime, il a été ballotté par le flot du scrutin sur l'océan du vote sénatorial. (*L'Univers*, 1^{er} février 1876)

Le trait, acéré, pêche par excès de malveillance: ce ne sont pas les électeurs parisiens qui ont mis Victor Hugo en ballottage, mais ceux de la Seine, dont Paris ne représente qu'une voix, celle de son délégué précisément... Victor Hugo est tout de même élu, dans un contexte qui n'est pas favorable aux républicains, puisque la droite emporte ces élections sénatoriales. Dans les colonnes du journal le plus proche de l'écrivain, *Le Rappel*, l'éditorialiste Auguste Vacquerie dénonce dans le mode de scrutin « *un suffrage universel éventé* » et compare l'épisode sénatorial aux avanies subies par Victor Hugo à l'Académie française, qui lui a préféré plusieurs fois un concurrent moins connu, mettant cette réserve à l'encontre du poète au compte « *des corps privilégiés* » (*Le Rappel*, 1^{er} février 1876). Victor Hugo lui-même insiste dans ses notes sur le soutien populaire dont il dispose, en relatant avoir reçu au sortir du scrutin une « immense ovation du peuple ». Victor Hugo se montre amer dans l'intimité de ses carnets, mentionnant les « *intrigues mêlées de Thiers, des bonapartistes, etc.* », même s'il se réjouit de revoir cette salle du Luxembourg¹¹ qu'il indique ne pas avoir revue depuis le 25 février 1848: « J'en suis sorti alors pair de France. J'y suis rentré aujourd'hui sénateur » (Hugo 2002 [1972], 1330-1331). Face à Charles de Freycinet, il s'efforce de proposer une version valorisante de ce demi-échec et met cette élection serrée sur le compte de son plaidoyer pour l'amnistie, dont il estime néanmoins qu'il fallait « *que cette parole fût prononcée* » car « *elle préparera l'avenir* » (Freycinet 1912, 329). Ce dernier trait annonce le grand combat de Victor Hugo sénateur.

Victor Hugo: un sénateur actif et influent?

À la restitution et à l'analyse des discours de Victor Hugo doit s'ajouter l'examen de l'influence qu'il peut exercer auprès de ses collègues, à l'extérieur même de l'hémicycle. C'est souvent chez lui que se réunissent ses collègues. Le 17 octobre 1876, son domicile accueille la réunion des sénateurs de l'extrême gauche qui souhaitent manifester leur sympathie en faveur de la Serbie contre l'empire

¹¹ Le Sénat est installé au palais de Luxembourg.

ottoman (Hugo 1985 [1899], 1047-1048).¹² Il abrite surtout les opposants au gouvernement conservateur du 16 mai, l'un des deux combats majeurs de Victor Hugo sénateur.

La lutte contre le pouvoir autoritaire

Le vieux parlementaire, qui a traversé toutes les luttes du siècle, compare en 1877 le manifeste des 363 à l'adresse des 221¹³ et rappelle que la Chambre dissoute le 16 mai 1830 était revenue avec une opposition plus importante. Victor Hugo signe deux appels à voter pour les 363: le manifeste des bureaux des gauches du Sénat et le Manifeste des sénateurs républicains. Là encore, c'est chez lui que se réunissent en 1877 les bureaux des gauches du Sénat.

Lors de la réunion des gauches du Sénat, Victor Hugo s'exprime précisément en tant que parlementaire conscient de sa mission:

J'ai une fonction comme sénateur et une mission comme citoyen; je ne faillirai ni à l'une ni à l'autre. Vous, mes collègues, vous résisterez vaillamment, je le sais et je le déclare, aux empiètements illégaux et aux usurpations inconstitutionnelles. Surveillons plus que jamais le pouvoir.

Le fils de l'époque révolutionnaire affiche sa conviction que « *la souveraineté nationale triomphera des dictatures, cléricales ou soldatesques* » (Hugo 1985 [1899], 963). Victor Hugo intervient le 18 juin 1877 au sein du quatrième bureau pour la commission chargée du rapport sur la demande de dissolution, refusant d'être nommé commissaire et demandant au ministre Camille de Meaux ce que fera le président Mac Mahon si la Chambre des députés revient avec la même majorité. Camille de Meaux considère qu'il est du ressort du président de répondre. Victor Hugo use alors de son ancienneté parlementaire pour donner la réplique au ministre. Il rappelle « à l'honorable M. de Meaux » une interpellation faite à l'Assemblée législative en 1851 au gouvernement d'alors, suite à une suggestion d'« *un homme qui lui touche de très près, orateur considérable de la droite* », dont Victor Hugo indique qu'il avait été « *l'ami à la Chambre des pairs et dont [il était] l'adversaire à l'Assemblée législative, M. de Montalembert¹⁴* ». Victor Hugo avait posé « *au ministre Baroche, la question [qu'il venait] de faire tout à l'heure à M. de Meaux... [profond mouvement d'attention] Et le ministre d'alors fit identiquement la même réponse que le ministre d'aujourd'hui.* » La conclusion tombe comme un couperet: « *Trois mois après, éclatait ce crime qui s'appellera dans l'histoire le 2 décembre.* » (Hugo 1985 [1899], 964-965)

¹² Victor Hugo est de longue date un contempteur des persécutions ottomanes : en 1828, il fustige dans *L'enfant*, paru dans *Les Orientales*, la cruauté des Turcs qui « ont passé là » et massacré la population chrétienne de Chios (Hugo 2002a).

¹³ Adresse de défiance contre le discours du trône du 2 mars 1830.

¹⁴ Camille de Meaux est le gendre de Charles de Montalembert. Représentant puis sénateur, il publiera peu avant sa mort ses souvenirs politiques (Meaux 1905).

Les obsèques d'Edmond Adam¹⁵, le 15 juin 1877, fournissent l'occasion à Victor Hugo de renouveler son opposition au pouvoir exécutif lors de son discours d'hommage: « *Le Sénat a fait de lui une grande perte ; la France aussi* ». Évoquant la possibilité d'une dictature conservatrice, le sénateur de la Seine affirme sa fidélité au sénateur inamovible¹⁶: « *à défaut d'Adam vivant, assis au Sénat sur sa chaise curule, nous aurions, debout dans nos mémoires et dans nos âmes, Adam mort* » (1985 [1899], 1051-1052). Le principal discours de Victor Hugo contre la dissolution est toutefois celui qu'il prononce dans l'enceinte même du Sénat le 21 juin 1877¹⁷. Il en profite pour affirmer le rôle prépondérant de la Haute Assemblée puisque, lorsqu'un conflit éclate entre le président et la Chambre, « *il appartient au Sénat de les départager* » : « *C'est aujourd'hui que le Sénat va être juge. Et c'est aujourd'hui que le Sénat va être jugé.* » L'écrivain républicain considère en effet que le Sénat, décrié par l'aile radicale dont il se réclame, « *va aujourd'hui faire sa preuve* » ; il ajoute : « *L'occasion est unique, vous ne la laisserez pas s'échapper. Quelques publicistes doutent que le Sénat soit utile; montrez que le Sénat est nécessaire* ».

Après un début fondé sur la sagesse des années (« *vous écouterez l'homme aux cheveux blancs qui a vu ce que vous allez revoir peut-être, qui n'a plus d'autre intérêt sur la terre que le vôtre, qui vous conseille tous avec droiture, amis et ennemis, et qui ne peut haïr ni mentir, étant si près de la vérité éternelle* »), Victor Hugo développe son argumentation institutionnelle. Il estime que

C'est aujourd'hui que la grave question des deux Chambres, posée par la Constitution, va être résolue. Deux Chambres sont-elles utiles? Une seule Chambre est-elle préférable? En d'autres termes, faut-il un Sénat? Chose étrange, le gouvernement, en croyant poser la question de la Chambre des députés, a posé la question du Sénat.

Pour Victor Hugo, la réponse est évidente: « *Le Sénat, en votant la dissolution compromet la tranquillité publique et prouve qu'il est dangereux. Le Sénat, en rejetant la dissolution, rassure la patrie et prouve qu'il est nécessaire.* » Il use à nouveau de son ancienneté pour citer l'Histoire à comparaître:

Si vous obtenez la dissolution, dans trois mois le suffrage universel vous renverra cette Chambre.
La même.
Pour vous pire. Pourquoi?
Parce qu'elle sera la même.
Souvenez-vous des 221. Ce chiffre sonne comme un écho de précipice. C'est là que Charles X est tombé.

L'écrivain termine en exprimant sa lecture du sens de l'Histoire: « *Une arrestation de civilisation en plein dix-neuvième siècle n'est pas possible* ». Le poète se fait anticlérical: « *tout le Moyen-Âge condensé dans le Syllabus n'aura*

¹⁵ Edmond Adam est un républicain fervent, qui, représentant de la Seine à l'Assemblée Nationale, a comme Victor Hugo voté contre les préliminaires de paix en 1871.

¹⁶ Edmond Adam a été élu sénateur inamovible en décembre 1875.

¹⁷ Le texte des débats parlementaires fait l'objet d'une copie dans le dossier personnel de Victor Hugo aux Archives du Sénat (2 714 AS 4). Les citations suivantes en sont issues.

pas raison de Voltaire »¹⁸, le républicain se veut confiant: « toute la monarchie, fût-elle triple, eût-elle, comme l'hydre, trois têtes, n'aura pas raison de la République »¹⁹; l'auteur des *Misérables* se montre louangeur envers les électeurs: « le peuple appuyé sur le droit, c'est Hercule appuyé sur la massue ».

Dans un Sénat dominé par une majorité conservatrice, le discours de Victor Hugo ne suffit pas à empêcher la dissolution, qui est votée par 149 voix contre 130.²⁰

Le combat pour l'amnistie

Le grand combat de Victor Hugo sénateur est l'octroi d'une amnistie pour les communards (Gacon 2002). Il le mène dès 1876. C'est d'ailleurs cet aspect que retient Madeleine Rebérioux de son action sénatoriale; elle considère même qu'« on peut dater de là l'entrée de Victor Hugo en apothéose » (Agulhon et Rebérioux 1985, 213), tournant également repéré par Chantal Morelle (Morelle 2002, 1336). Le 22 mai 1876, Victor Hugo écrit: « *Aujourd'hui Sénat. Amnistie. À trois heures j'ai parlé. Ils sont restés pétrifiés et muets* » (Hugo 2002 [1972] 1336). Victor Hugo cherche à convaincre ses auditeurs que, après un conflit, la justice « *change de nom et elle s'appelle la clémence* ». Il réclame l'amnistie pleine et entière mais se heurte « à un auditoire de marbre », la droite, « *hostile* », comme la gauche « *indécise* », s'étant « *fait une loi du mutisme le plus absolu* » (*Le Rappel*, 24 mai 1876). L'ambiance semble donc très froide, et le résultat l'exprime: seuls quelques rares sénateurs (dont Auguste Scheurer-Kestner et Victor Schoelcher) votent en faveur de sa proposition.

Après des années d'hésitations, la majorité républicaine fait bloc autour d'une amnistie, même imparfaite aux yeux de ses partisans les plus ardents. Le 3 juillet 1880, Victor Hugo s'exprime au Sénat: « *J'ai souvent parlé de l'amnistie, et mes paroles ne sont peut-être pas complètement effacées de vos esprits; je ne les répéterai point.* » Il remercie par avance les sénateurs de leur vote:

Messieurs, ce sera un double don de paix que vous ferez à ce grand pays: le drapeau, qui exprime la fraternité du peuple et de l'armée; l'amnistie, qui exprime la fraternité de la France et de l'humanité.
Rendons grâce à la République.

Dans ce dernier discours prononcé au Sénat, Victor Hugo rappelle encore une fois à ses collègues qu'il fut parlementaire avant la plupart d'entre eux:

Quant à moi -laissez-moi terminer sur ce souvenir- il y a trente-quatre ans, je débutai à la tribune française -à cette tribune. Dieu permettait que mes premières paroles fussent pour la marche en avant et pour la vérité; il permet aujourd'hui que celles-ci, -les

¹⁸ Le *Syllabus* est le catalogue des affirmations considérées par l'Église catholique comme des erreurs, énoncées par la papauté en 1864.

¹⁹ Les monarchistes se divisent alors en trois courants : les légitimistes défendent la restauration d'une monarchie traditionnelle, incarnée par le comte de Chambord (petit-fils de Charles X) ; les orléanistes plaident pour l'installation sur le trône du comte de Paris (petit-fils de Louis-Philippe) ; les bonapartistes militent pour le retour au pouvoir de la famille Bonaparte, en la personne du Prince impérial (fils de Napoléon III).

²⁰ Pour une reproduction intégrale de ce discours, précédée d'une introduction voir Conord 2013.

dernières, si je songe à mon âge, que je prononcerai peut-être, - soient pour la clémence et pour la justice. [Débats du Sénat, 3 juillet 1880]

Le vieil écrivain laisse exsuder son déisme et reconstruit quelque peu son passé politique, qui ne fut pas toujours si progressiste...

Un sénateur célébré mais controversé

De son vivant, au sein même de son camp, Victor Hugo fait semble-t-il l'objet de méfiance. Il appartient au groupe de l'Union républicaine, constitué le 12 mars 1876, composé d'une vingtaine de membres et dont les membres instituent une présidence tournante, dont Jérôme Grévy écrit qu'elle sert à « *éviter que Victor Hugo ne devienne le président perpétuel du groupe* » (Grévy 1998, 236). Il est vrai que le vieil écrivain s'installe volontiers dans son rôle de patriarche républicain. Durant l'automne 1876, son collègue Edmond Adam écrit à son épouse:

Le grand homme est redevenu presque opportuniste depuis qu'il préside notre groupe et qu'il assiste aux réunions des bureaux des trois gauches. Il ne fait plus de réserves que pour la forme. Enfin c'est un homme heureux et c'est le cas de demander de quoi est fait le bonheur. (Adam 1908, 421-422)

Après l'installation des républicains aux commandes de la République et le vote de l'amnistie, Victor Hugo revêt de manière pérenne ce visage du patriarche que l'on célèbre, jusque dans les rangs du Sénat. Un épisode intervenu en 1881 en témoigne. Le 28 février, une grande fête populaire célèbre le vieux poète²¹. Quelques jours plus tard, le 4 mars, « *un mouvement se produit dans la salle* » :

Victor Hugo qui n'était pas au Sénat de la semaine, entrait en causant avec M. Peyrat²². Au moment où il monte à son fauteuil, l'assemblée se lève et le salue par une triple salve d'applaudissements. Beaucoup de sénateurs s'empresent autour de lui et lui serrent la main.

Victor Hugo remercie ses collègues en ces termes:

Ce mouvement du Sénat est tout à fait inattendu pour moi. Je ne saurais dire à quel point il m'a touché.

Mon trouble inexprimable est un remerciement. [Applaudissements] Je l'offre au Sénat, et je remercie tous ses membres de cette marque d'estime et d'affection.

Jamais, jusqu'au dernier jour de ma vie, je n'oublierai l'honneur qui m'a été fait. Je m'assieds profondément ému.

Le président du Sénat, Léon Say²³, clôt le moment en ces termes: « *Le génie a pris séance, et le Sénat l'a salué de ses applaudissements. Le Sénat reprend sa délibération.* » (Hugo 1985 [1899], 1024). Dans ces conditions de vénération, la réélection de Victor Hugo comme sénateur de la Seine en janvier 1882 est aisée.

²¹ Auguste Vacquerie la compare à celle de Voltaire en 1778 (*Le Rappel*, 28 février 1881) et *Le Rappel* consacre le 1^{er} mars 1881 presque toute sa première page à cette célébration de Victor Hugo.

²² Alphonse Peyrat est, comme Victor Hugo, sénateur de la Seine depuis 1876 et siège en sa compagnie à l'Union républicaine.

²³ Grande figure du Centre gauche, Léon Say est sénateur de Seine-et-Oise depuis 1876.

Victor Hugo est présenté par la liste radicale, qui le porte au premier rang, plaçant ses autres candidats « *après le nom illustre et vénéré de Victor Hugo* » (profession de foi de la liste). *La Lanterne*, qui présente les candidats de la Seine, se contente d'ailleurs d'écrire après Victor Hugo: « *Son nom seul suffit* » (*La Lanterne*, 8 janvier 1882)... Le grand écrivain est un porte-drapeau pour l'ensemble du camp républicain. Jules Max, qui publie une brochure de 16 pages à destination des délégués sénatoriaux ruraux afin de les inciter à voter républicain, la dédie à Victor Hugo, « *délégué sénatorial de la Seine* » (Max 1882).

Toutefois, malgré de multiples manifestations de sympathie, la personnalité de Victor Hugo divise toujours, en un temps de luttes politiques encore vives. L'hommage funèbre qui lui est rendu l'atteste, puisqu'il ne rencontre pas l'assentiment unanime, souvent de rigueur en pareilles circonstances. Lors de la séance du 22 mai 1885, le président du Sénat Élie Le Royer²⁴ prononce l'allocution suivante:

Messieurs les sénateurs, Victor Hugo n'est plus. Celui qui depuis soixante années provoquait l'admiration du monde et le légitime orgueil de la France est entré dans l'immortalité.

Je ne vous retracerai pas sa vie; chacun de vous la connaît; sa gloire, elle n'appartient à aucun parti, à aucune opinion; elle est l'apanage et l'héritage de tous.

Je n'ai qu'à constater la profonde et douloureuse émotion de tous et, en même temps, l'unanimité de nos regrets.

En signe de deuil, j'ai l'honneur de proposer au Sénat de lever la séance.
(*Journal officiel* 1885, 591)

Élie Le Royer suggère également d'exposer la dépouille au Sénat, comme celle de Léon Gambetta l'avait été au Palais-Bourbon (Ben-Amos 1984, 486), proposition qui n'est pas formulée dans l'hémicycle. Le 24 mai 1885, le Sénat tire au sort la composition de la députation (26 sénateurs) qui doit assister aux obsèques de Victor Hugo (*Journal officiel* 1885, 596) puis Albert Dauphin²⁵ rapporte au nom de la commission des finances le projet d'obsèques nationales et le vote d'un crédit de 20 000 francs. Il magnifie « *le génie, qui fut et qui restera la grande gloire du dix-neuvième siècle* », et estime que la France doit rendre, « *par un deuil public, un solennel hommage au poète inimitable, au profond penseur, au grand patriote qu'elle a perdu* ». 219 sénateurs se prononcent pour et un contre (*Journal officiel*, 601). Le seul opposant déclaré est Henri de Gavardie, sénateur des Landes depuis 1876 et farouche antirépublicain. À droite, de nombreux sénateurs ne prennent pas part au vote. C'est le cas du légitimiste Lucien Brun, de l'ancien chef du gouvernement Louis Buffet, du maréchal bonapartiste François Canrobert (dont Victor Hugo avait mis en scène les hésitations lors du coup d'État de Louis-Napoléon Bonaparte)... (*Journal officiel* 1885, 608).

²⁴ Élie Le Royer, sénateur inamovible depuis 1875, préside le Sénat depuis 1882.

²⁵ Albert Dauphin est sénateur républicain de la Somme depuis 1876.

Conclusion

Dans une édition des œuvres de Victor Hugo, Marie-Christine Bellosta estime que 1876-1885 furent « neuf ans qui virent le déclin de Victor Hugo, et l'édification de la République française » et que « le vieux combattant y a contribué autant qu'il fut en son pouvoir », notamment « par ses paroles et ses votes de sénateur » (Hugo 1985 [1876], 1141). En effet, l'écrivain utilise la tribune du Sénat mais aussi sa première campagne électorale sénatoriale pour défendre ses convictions et exposer sa vision de la République, au risque de l'impopularité parfois, ainsi qu'il le confie en 1876 à Charles de Freycinet. Loin d'être un havre de tranquillité, la Haute Assemblée est donc pour Victor Hugo un lieu de débat politique et de combat républicain. Victor Hugo y affiche à maintes reprises son passé parlementaire d'ancien membre de la Chambre des pairs, qui retrouve au Palais du Luxembourg le fil de sa jeunesse et affirme sa légitimité à y siéger. Le grand écrivain romantique se pense donc aussi comme un homme politique soucieux d'ancrage parlementaire et pas seulement comme un idéologue préoccupé par les grands principes qu'il incarne et proclame. Bien que négligée par la postérité, Victor Hugo sénateur apparaît ainsi être une dimension clairement revendiquée de son parcours.²⁶

Bibliographie

- ADAM, Juliette. 1908. *Nos amitiés politiques avant l'abandon de la Revanche*. Paris: A. Lemerre.
- AGULHON, Maurice & Madeleine Rebérioux. 1985. « Hugo dans le débat politique et social. » Dans *La gloire de Victor Hugo*, Paris: Éditions de la Réunion des Musées nationaux.
- BEN-AMOS, Avner. 1984. « Les funérailles de Victor Hugo. Apothéose de l'événement-spectacle. » Dans *Les lieux de mémoire*, ed. Pierre Nora, tome 1: La République. Paris: Gallimard.
- BOUVERESSE, Jacques. 2013. « Le principat politique et moral de Victor Hugo, porte-parole de la raison sociale. » Dans *Victor Hugo. Homme de lettres, homme de droit*, ed. Pierre Mazeaud & Catherine Puigelier, 81-134, Paris: Mare & Martin.
- CARON, Jean-Claude & Annie Stora-Lamarre (ed.). 2004. *Hugo politique*. Besançon: PU de Franche-Comté.
- CITTI Pierre. 2007. « Une élection d'écrivain à l'âge symboliste. » *Romantisme* 135(1), 49-60.
- CONORD, Fabien. 2013. « Victor Hugo face au pouvoir personnel: une consécration républicaine. » *Le Magasin du XIX^e siècle*, 220-227.
- . 2016. *Les élections sénatoriales en France 1875-2015*. Rennes: PUR.
- . 2017. *La France mutilée. 1871-1918, la question de l'Alsace-Lorraine*. Paris: Vendémiaire.
- Débats du Sénat*. 1885. *Journal officiel de la République française*. Paris.
- FILLON, Benjamin. 1876. *Département de la Vendée. Coup d'œil sur les élections sénatoriales de 1876*. Fontenay: Robuchon.
- FREYCINET, Charles de. 1912. *Souvenirs 1848-1878*. Paris: Delagrave.
- GACON, Stéphane. 2002. *L'amnistie: de la Commune à la guerre d'Algérie*. Paris: Seuil.
- GASIGLIA-LASTER, Danièle et Arnaud Laster (ed). 2009. *Victor Hugo et Paul*

²⁶ En 1902, un médaillon marque la place que Victor Hugo occupa dans l'hémicycle du Sénat.

- Meurice. Allumeurs d'étoiles. Actes des journées d'étude organisées par la Société des amis de Victor Hugo et l'Université Paris III, 15-18 septembre 2005. Paris: Société des Amis de Victor Hugo.*
- GRÉVY, Jérôme. 1998. *La République des opportunistes 1870-1885*. Paris : Perrin.
- . 2012. « La démission de Victor Hugo après l'invalidation de Garibaldi. » *Parlement[s]* 6, 125-132.
- HUGO, Victor. 1985 [1876]. *Actes et paroles III, Depuis l'exil, 1876-1885, Œuvres complètes, Politique*, Paris: Robert Laffont.
- . 1985 [1899]. *Actes et paroles IV, Depuis l'exil, 1876-1885, Œuvres complètes, Politique*. Paris: Robert Laffont.
- . 2002 [1972]. *Choses vues*. Paris: Gallimard.
- . 2002a. *Œuvres complètes, Poésie 1*. Paris: Gallimard.
- . 2002b. *Œuvres complètes, Poésie 2*. Paris: Gallimard.
- MAX, Jules. 1882. *Les élections sénatoriales. Lettres de Jules Max à son ami le paysan Mathurin*. Albi: Pezous.
- MEAUX, Camille de. 1905. *Souvenirs politiques (1871-1877)*. Paris: Plon.
- MORELLE, Chantal. 1985. « Les vicissitudes d'un prophète au temps de la République monarchiste. » Dans *La gloire de Victor Hugo*, Paris: Éditions de la Réunion des Musées nationaux.
- PELLETAN, Camille. 1907. *Victor Hugo homme politique*. Paris: Ollendorff.
- SUEUR, Jean-Pierre. 2018. *Victor Hugo au Sénat*. Orléans: Corsaire éditions.
- VERGÈS, Paul. 2011. « Allocution du doyen d'âge, 1^{er} octobre 2011 », <https://www.senat.fr/seances/s201110/s20111001/s20111001_mono.html>.

Résumé

De 1876 à sa mort en 1885, Victor Hugo, l'un des écrivains français les plus célèbres du XIX^e siècle, siège au Sénat. Ce mandat est très peu évoqué dans les biographies qui lui sont consacrées. Pourtant, loin d'être un temps d'effacement, cette période correspond aux derniers grands combats de l'homme politique républicain. Après une élection difficile, Victor Hugo devenu sénateur poursuit sa lutte contre le pouvoir personnel et en faveur de l'amnistie des communards. À la faveur de la victoire républicaine, il devient à la fin de sa vie une figure tutélaire de la Haute Assemblée.

Abstract

Since 1876 until his death in 1885, Victor Hugo, one of the most popular French authors of the 19th century, was member of the Senate. His mandate has, however, been rarely mentioned in biographies devoted to him. Far from being a self-effacing period in the life of Hugo, during his mandate he was fighting the last great battles of the republicans. After a difficult election, Victor Hugo became senator and started his fight against personal power, but in favor of the amnesty of the communards. In consideration of the republican victory, by the end of his life, Victor Hugo became a guardian figure of the Haute Assemblée.

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

Rezensionen

Markus Bodler

„Halb Courteline, halb Ubu, halb Kafka“

Forschungen zur französischen Universitätsgeschichte nach dem Mai 1968

Sammelrezension

Markus Bodler

ist Dozent im FUBiS-Programm der Freien
Universität Berlin

markus.bodler@fu-berlin.de

- BOURILLON, Florence et al. (ed). 2016. De l'Université de Paris aux universités de l'Île-de-France. Rennes: PUR.
- DORMOY-RAJRAMANAN, Christelle. 2014. Sociogenèse d'une invention institutionnelle. Le Centre universitaire expérimental de Vincennes. (Thèse présentée pour obtenir le grade de Docteur, sous la direction du Prof. Bernard Pudal. Université de Paris Ouest-Nanterre la Défense, <[https:// bdr.parisnanterre.fr/theses/internet/2014PA100149.pdf](https://bdr.parisnanterre.fr/theses/internet/2014PA100149.pdf)>)
- MERCIER, Charles. 2015. Autonomie, autonomies. René Rémond et la politique universitaire aux lendemains de Mai 1968 (collection Histoire de la France aux XIX^e et XX^e siècles, 77). Paris: Publications de la Sorbonne.
- MERCIER, Charles. 2016. René Rémond et Nanterre. Les enfantements de 68 (1968-1976). Lormont: Le Bord de l'eau.
- VALENCE, David & Bruno Poucet (ed.). 2016. La loi Edgar Faure. Réformer l'université après 1968. Rennes: PUR.

Keywords

1968 – Edgar Faure – René Rémond – Reform – Universität

Die französische Universitätslandschaft sah einst aus wie der Schlosspark von Versailles, wohlgeordnet und in perfekter Harmonie. So gleichmäßig unterteilt war sie in Akademien mit je einem Rektor und je einer Universität, dass offenkundig überall Plan und Methode regierten. An der Basis standen zudem die immer gleichen Fakultäten, fünf an der Zahl: Medizin, Pharmazie, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Recht. Ganz oben schließlich thronte, als höchste staatliche Instanz und Schlussstein des Ganzen, das Pariser Erziehungsministerium.

Dann aber kam Edgar Faure, und mit der schönen Ordnung war es dahin. Dieser Mann, der von der Radikalen Partei, die ihn, wie er selbst sagte, vorübergehend verlassen hatte, zu den Gaullisten gewechselt war, übernahm nach dem

Mai 1968 ein Jahr lang den Posten des Erziehungsministers. Sein Auftrag war es, die Universitäten grundlegend zu reformieren. Mit ihm wurde aus dem Schlosspark ein englischer Landschaftsgarten. Allein in der Pariser Region entstanden anstelle der einen Sorbonne 13 Universitäten, inzwischen sind es gar 17. Der Pariser Rektor, in seiner Akademie so etwas wie der Préfet des Erziehungsministeriums, musste sich seine Befugnisse als oberste Aufsichtsinstanz von nun an mit gewählten Universitätspräsidenten teilen. Und aus den fünf in Stein gemeißelten Fakultäten wurde eine unübersehbare Anzahl an Lehr- und Forschungseinheiten, sogenannte *Unités d'enseignement et de recherche (UER)*, deren fachliche Bezeichnungen obendrein stark variierten und überhaupt ganz uneinheitlich waren. Mit einem Wort, es hatte eine Revolution stattgefunden.

Um so verwunderlicher ist, dass die französische historische Forschung es lange versäumt hat, sich dieser Revolution anzunehmen. Außer in Überblicksdarstellungen, die dem Universitätsgesetz von Faure naturgemäß nur wenig Raum widmen können, wurde es bislang nicht genauer untersucht, weder in den Arbeiten zum Mai 68 noch in denen zum französischen Erziehungssystem. Überhaupt muss man sagen, dass die französischen Historiker die neuere Universitätsgeschichte lange Zeit recht stiefmütterlich behandelt haben. Mit Vorliebe bearbeitet wurden hingegen andere Themen, wie Schulgeschichte oder das Universitätssystem der frühen III. Republik. Die Gründe dafür werden immer noch eifrig diskutiert. Eine Vermutung ist, dass die vielen jungen Universitäten erst allmählich darauf aufmerksam wurden, wie wichtig die historischen Anfänge tatsächlich sind für ihre eigene, sich erst allmählich festigende Identität, zumal im Wettbewerb mit anderen Universitäten aus dem In- und Ausland. Entscheidender, zumindest aus praktischer Sicht, dürfte aber wahrscheinlich der Umstand sein, dass erst im Laufe der letzten zehn Jahre die historische Überlieferung der Universitäten mehr und mehr zugänglich wurde. Gab es noch 2006 in ganz Frankreich lediglich drei funktionierende Universitätsarchive, war es wenige Jahre später schon um ein Vielfaches mehr. Dank dieser archivalischen Kärnerarbeit wanderten die Dokumente, inventarisiert und geordnet, aus den Kellern der Hochschulen in die Lesesäle des Nationalarchivs und der Departementsarchive, aber auch in die winzigen Büros der Universitätsarchive. In der Folge, so darf man wohl sagen, wurde ein wahres Füllhorn an neuen Quellen über die Historiker ausgeschüttet.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht Wunder, wenn der erste Band zur neueren französischen Universitätsgeschichte, der hier vorgestellt werden soll, auf die Initiative einer Archivarin zurückgeht: Stéphanie Méchine, Leiterin des Archivs des Pariser Rektorats und in gewisser Weise Schnittstelle für alle Universitätsarchive in Paris und Umland. Sie hat ein Kolloquium angestoßen, das Anfang 2014 die Vertreter aller relevanten Fächer zusammenbrachte - von Stadtplanern und Architekten über Politikwissenschaftler und Historiker bis hin zu Bibliothekaren und Archivaren - und dessen Beiträge zwei Jahre später unter dem Titel *De l'Université de Paris aux universités d'Île-de-France* veröffentlicht wurden.

In der Einleitung dieses Sammelbandes gibt der Stadthistoriker Loïc Vadelorge den Ton für alle weiteren Arbeiten vor. Statt von einer Neugründung der Pariser Universität, in gütlicher, allseitiger Einigung, spricht er ganz bewusst von einem Erbfolgekrieg. In der Tat war eine der entscheidenden Fragen bei der Aufteilung der Sorbonne, welche der Nachfolgeuniversitäten denn nun was bekommen soll. So kam es zu heftigen Rivalitäten. Dabei ging es nicht nur um Vorlesungssäle, Seminarräume und Bibliotheken, also um das materielle Erbe; bedeutsam war darüber hinaus auch der symbolische Wert. Wer also sollte die Sorbonne weiter im Namen führen, wer das Universitätssiegel übernehmen und wer seine Verwaltung im alten Gebäude auf der Montagne Sainte-Geneviève unterbringen dürfen? Es war, möchte man sagen, wie der Streit um den Tempelberg in Jerusalem.

Von diesem Erbschaftsstreit erzählt auf souveräne Art und Weise Christophe Charle, der Altmeister einer an Bourdieu orientierten Sozialgeschichte. In seinem Beitrag erfährt man, dass es in den Jahren nach der Universitätsreform zu einer Art Wohngemeinschaft mehrerer Universitäten unter einem Dach kam. Dass dies zu Spannungen führte, wird niemanden überraschen. Charle zitiert insbesondere aus einem Bericht von 1973, den der Althistoriker Henri van Effenterre in seiner Eigenschaft als Beauftragter für die Raumvergabe an der Universität Paris I verfasst hat. Effenterre fällt darin ein bitteres, vernichtendes Urteil. So wurde seiner Meinung nach die Aufteilung der Sorbonne „mit dem Scharfsinn eines Provinznotars“ vollzogen, „dessen Geschicklichkeit darin besteht, eine profitable Spannung zwischen den ineinander verflochtenen Erben aufrechtzuhalten“. Und über die Politik der Raumvergabe an den Pariser Nachfolgeuniversitäten urteilt er launisch, aber wohl nicht weniger zutreffend: „Halb Courteline, halb Ubu, halb Kafka“. Oder mit anderen Worten: grotesk und absurd, willkürlich und voller Machtspiele und darüber hinaus auch noch bürokratisch und undurchschaubar.

Wer nun glaubt, dass es denjenigen Pariser Universitäten besser erging, die in eigens für sie errichtete Gebäude untergebracht wurden, sieht sich getäuscht. Ihre Geschichte wird gleich von mehreren Autoren erzählt, oft verbunden mit Fragestellungen aus der Stadtplanung: wie etwa urbane Räume neugestalten (beispielsweise den alten Pariser Weinmarkt an der Seine), wie neue Grundstücke erwerben (nicht selten vom französischen Militär) oder wie die universitäre Reform architektonisch umsetzen? Ein architekturgeschichtlicher Ausnahmefall war dabei die Reformuniversität Dauphine, das spätere Paris IX. Hier genügte es, den ehemaligen Sitz der NATO universitätsgerecht umzubauen und gemäß den neuen pädagogischen Vorgaben auszustatten; anstelle der üblichen großen Hörsäle entstanden so viele kleine Seminarräume. In den Neubauten hingegen wurde wegen des enormen Zeitdrucks fast durchweg auf Fertigbauweisen gesetzt. Dies trifft nicht nur auf das spätere Paris VIII zu, das im Park von Vincennes innerhalb weniger Wochen entstand, sondern gleichfalls auf die schon Mitte der 1960er Jahre erbauten Universitätsgebäude von Nanterre, aus dem die Universität Paris X hervorging. Doch so sehr es als Leistung der Architekten zu werten ist, alle administrativen Hürden bewältigt und die

Bauvorhaben in rasantem Tempo fertiggestellt zu haben, im Ergebnis blieb oft nur das, was die damalige Presse wie im Falle von Nanterre übereinstimmend als „freudlos“ und „seelenlos“ beschrieb oder, kurzum, als „architektonische Misere“. Überdies sollte in späteren Jahren manch neue Universität die eigene Baugeschichte einholen. Nicht selten waren so schon bald nach der Fertigstellung umfangreiche Renovierungsarbeiten oder Asbestsanierungen erforderlich.

Die Reformen Edgar Faures hatten jedoch nicht nur zum Ziel, die aus allen Nähten platzende Sorbonne räumlich zu entlasten. Im Kern ging es um viel mehr. Eine der grundlegenden Ideen war, die Voraussetzungen für ein ungehindertes Zusammenspiel aller Disziplinen zu schaffen. Ganz besonders erwünscht war dabei die Zusammenarbeit der Geistes- und Naturwissenschaften. Dazu mussten aber erst einmal die engen Grenzen gesprengt werden, die von den überkommenen Fakultäten gesetzt wurden. Denn Kooperationen über Fächergrenzen hinweg sollten erleichtert werden, ebenso wie die Einführung neuer Disziplinen, etwa in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Aus diesem Grund beschloss Faure, gleich einem Urknall, erst einmal alle bisherigen fachlichen und überfachlichen Verbindungen aufzulösen, um sie von unten her wieder aufzubauen, nämlich mittels der bereits genannten UER, der Basiseinheit aller neu zu schaffender, möglichst pluridisziplinärer Universitäten. Dies war jedenfalls die Theorie. In der Praxis jedoch folgte auf die Scheidung in den meisten Fällen recht schnell die Wiederheirat mit den alten Partnern. Denn so wie vor allem Juristen und Naturwissenschaftler wollten auch die meisten anderen Professoren der Sorbonne weiterhin lieber unter sich bleiben.

Wie wichtig aber dieses pluridisziplinäre Prinzip dem Ministerium war – nicht nur Faure selbst, sondern auch seinen Nachfolgern – zeigte sich ganz besonders im Fall der Universität Paris VII. Deren Entstehungsgeschichte beschreibt Arnaud Desvignes, einer der jüngeren Spezialisten für Universitätsgeschichte. Aus seinem Beitrag geht hervor, wie diese Universität nur dank staatlichen Drucks und gegen den ausdrücklichen Willen der Professoren ins Leben gerufen wurde. In der Folge stand, weil politisch gewollt, der von den Naturwissenschaften dominierten Universität Paris VI eine Universität mit großer fachlicher Vielfalt gegenüber, eben Paris VII.

Allerdings war eine derartige Intervention von oben alles andere als üblich. Vielmehr bildeten sich die UER und die neuen Universitäten in der Regel durch freiwilligen Zusammenschluss. Die Professoren und Assistenten taten sich aus eigenem Antrieb zusammen, zumeist aufgrund von Wahlverwandtschaften. Dabei kam es nicht nur darauf an, dass man das gleiche Fach vertrat, sondern auch ob man wissenschaftlich und politisch auf einer Linie war oder, anders gesagt, sich für oder gegen die Ideen der 68er-Bewegung ausgesprochen hatte. Nicht unwesentlich waren auch Freundschaften, solche aus der Studienzeit etwa. Leider aber wirft der vorliegende Band auf diesen Prozess der Neugruppierung nur sehr wenig Licht. Im Dunkeln bleibt beispielsweise, wie genau sich Paris I den Ruf einer linken, Paris IV aber den einer rechten Universität erwarb. Ebenso zu kurz kommen darüber hinaus auch die Inhalte von

Lehre und Forschung (und welcher Änderungen sie unterworfen sind) oder die Frage, wie genau sich an den Universitäten in der Zeit nach dem Mai 68 Wissenschaft und Politik neu verbanden. Freilich gehen solche Fragen auch weit über das eigentliche Ziel des Sammelbandes hinaus, zumal für ihre Beantwortung wohl auch ganz andere Arten von Quellen nötig wären als Berichte und Protokolle der Universitätsgremien jener Jahre.

Was nun aber die eigentlich politischen Fragen der Universitätsreform anbetrifft, greift man ohnehin besser zu einem anderen Werk: dem ebenfalls 2016 herausgegebenen Sammelband *La loi Edgar Faure. Réformer l'université après 1968*, der auf einem von der Fondation Charles de Gaulle im November 2011 organisierten Kolloquium beruht. Auch hier wurden neue Quellen ausgewertet, speziell die Archive von Mitarbeitern und Beratern, die im Elysée-Palast für den Bereich Universitätspolitik zuständig waren. In der Summe wird dem Leser so nicht nur ein tiefer Einblick in die gaullistische Seele ermöglicht, sondern auch ein breites Panorama geboten, das von den parteieigenen Interesseverbänden über die Gruppe der Parlamentsabgeordneten bis hin zu den Premierministern und de Gaulle selbst reicht. Was man aus der Lektüre der einschlägigen Erinnerungen von Alain Peyrefitte und Jacques Foccart bereits halbwegs zu kennen glaubte, wird damit auf eine sehr solide Grundlage gestellt, zudem politisch eingeordnet und das weit über das direkte Umfeld de Gaulles hinaus.

Am Anfang des Bandes steht eine überraschende Beobachtung: wie unproblematisch und scheinbar spielend leicht es war, die Universitätsreform politisch durchzusetzen. Von Faure und seinem Team an Beratern in nur sechs Wochen erarbeitet, verabschiedete das Parlament das Gesetz im November 1968 im Schnelldurchlauf. Kein einziger Abgeordneter der Nationalversammlung stimmte dagegen, und nur die Kommunisten zusammen mit fünf Gaullisten enthielten sich der Stimme. Von außen gesehen gelang also alles außerordentlich schnell und verblüffend reibungslos. Intern aber hagelte es Kritik. Man war entsetzt, ein Aufschrei ging durch die gaullistische Bewegung.

Das eigentliche Thema ist denn auch die gaullistische Fundamentalopposition gegen die Reformen, so wie sie von Faure, dem parteifremden, von de Gaulle eingesetzten Feuerwehrmann, angestrebt wurden. Detailliert beschrieben wird dies insbesondere von Antoine Prost, der als anerkannte Autorität für die Geschichte des französischen Bildungssystems den zentralen Artikel verfasst hat, sowie von François Audigier, einem Gaullismus-Experten, der sich den Seelenschmerzen der Parlamentarier widmet. Dabei wird klar, dass die neuen Ideen überall in der gaullistischen Bewegung auf heftigen Widerstand stießen. Nicht nur der Premierminister und der Finanzminister gehörten zu den Gegnern, auch die übergroße Mehrheit der Abgeordneten, ja selbst Faures eigener Staatssekretär. Bezeichnenderweise soll als Reaktion auf eine erste Version des Gesetzestextes der Generalsekretär des Elysée-Palastes ausgerufen haben: „Quelle horreur!... Quelle horreur!“

Allerdings ist es nun auch wirklich verblüffend, dass die Gaullisten, die in den Parlamentswahlen Ende Juni 1968 noch einen Erdrutschsieg gefeiert hatten, plötzlich eine politische Agenda verfolgten, die in fast allen Punkten ihren eigenen Präferenzen widersprach. Vor dem Mai 68 hatte man jedenfalls noch das Ziel ausgerufen, den Zugang zu den Universitäten einer stärkeren staatlichen Kontrolle zu unterziehen und insbesondere ein strenges Auswahlverfahren einzuführen, einschließlich verpflichtender Beratungen, mit deren Hilfe die Studenten zu den Fächern gelenkt werden sollten, die sie sinnvollerweise und mit guten Berufsaussichten studieren konnten, zum Nutzen nicht nur der Wirtschaft, sondern der gesamten Nation. Davon war nun keine Rede mehr. Stattdessen sah neben der Pluridisziplinarität das Rahmengesetz Faures zwei weitere Prinzipien vor, die in gaullistischen Kreisen höchst umstritten waren, nämlich eine gewisse universitäre Autonomie und eine Teilhabe vor allem der Studenten an den Entscheidungen ihrer Universität, die sogenannte Partizipation. Während man bei ersterem angesichts der vielen neuen verantwortlichen Instanzen ein heilloses Durcheinander in der Universitätspolitik befürchtete, im Grunde also Angst hatte vor einer IV. Republik an den Hochschulen, sah man bei letzterem die Gefahr der Politisierung und schreckte davor zurück, die Universitäten eventuell in die Hand linksradikaler Studenten geben zu müssen. Für die Gaullisten hatten die beiden Prinzipien also Mängel in Hülle und Fülle, in erster Linie aber vermissten sie schlicht die ordnende Hand des Staates. Kaum vorstellbar jedenfalls, dass es Wahlgewinner gibt, die über ihre eigene Gesetzgebung weniger glücklich waren als die Gaullisten von 1968. Da half es dann auch nicht mehr, dass die eigene Abgeordnetenmehrheit zumindest darin erfolgreich war, das Gewicht der Studenten in den universitären Entscheidungsgremien einigermaßen zu begrenzen.

Im Ergebnis bleiben allerdings zwei offene Fragen, die die Autoren des Sammelbandes auch zu beantworten versuchen. Zum einen: Warum nur gehorchten die Abgeordneten und stimmten von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen für die Reform? Zum anderen: Warum änderte de Gaulle seine Politik, setzte Faure als Minister ein und stützte ihn, trotz manch eigener Zweifel, solange er selbst an der Macht war? Auf die erste Frage gibt François Audigier eine ganz und gar unzweideutige Antwort. Der Gaullismus, so seine Einschätzung, sei 1968 noch eine politische Familie gewesen, in der quasi-militärischer Gehorsam zum guten Ton gehörte. Damit erscheint jedoch die zweite Frage umso bedeutsamer. Auf sie versucht einer der Herausgeber, Bruno Poucet, eine plausible Antwort zu finden. In seinem Schlusswort schreibt er, dass es de Gaulle wie schon zuvor beim Algerienkrieg darum gegangen sei, Wunden zu heilen und die nationale Einheit wiederherzustellen, jetzt eben im universitären und studentischen Milieu, so fremd es ihm, dem General, auch immer geblieben ist. Man könnte freilich hinzufügen, dass diese These noch einen anderen Punkt berührt, nämlich den der für de Gaulle so wichtigen Gewissheit über die eigene Legitimität. Sie wollte er mit den Neuwahlen im Juni 1968 wiedererlangen und, mehr noch, mit der Ankündigung eines Referendums. Nicht zuletzt aber fügen sich in diesen Kontext auch die beiden Stichworte, die

de Gaulle seit Mai 1968 selbst als politische Losung ausgegeben hat und die in dem vorliegenden Band auch immer wieder fallen: Partizipation und Dezentralisierung. Somit sind universitäre Mitbestimmung und universitäre Autonomie, und zwar nicht nur in Paris, sondern in allen Regionen Frankreichs, Teile einer größeren Reform, die de Gaulle im Laufe eines Jahres zu Ende führen wollte; doch scheiterte er mit diesem Vorhaben im April 1969, als sein Referendum keine Mehrheit fand.

Dies waren nun, im gerafften Überblick, einige der Ergebnisse zweier wissenschaftlicher Kongresse, die dank zahlreicher, bis vor kurzem noch unausgewerteter Quellen einen weit tieferen Einblick in das Reformwerk Edgar Faures gestatten, als es bisher möglich war. Dabei ist es durchaus empfehlenswert, die Texte parallel zu lesen und sie als einander ergänzende Einheit zu betrachten, oder anders gesagt: als zwei Seiten einer Medaille.

An beiden Kolloquien nahmen im übrigen auch Forscher der jüngeren Generation teil, so wie der bereits genannte Arnaud Desvignes (Paris IV), darüber hinaus Charles Mercier (Paris I) und Christelle Dormoy-Rajramanan (Paris X). Alle drei sind Verfasser gewichtiger Dissertationen, sogenannter *thèses de doctorat*. Bislang jedoch wurden nur die Arbeiten der beiden Letztgenannten veröffentlicht; sie sollen im folgenden besprochen werden: die thèse von Mercier über den ersten Präsidenten der Universität Nanterre, publiziert in zwei Bänden, und die von Dormoy-Rajramanan über die Entstehungsgeschichte der Universität Vincennes, die im Internet als PDF-Datei frei verfügbar ist. Vom Thema, den Reformuniversitäten der 1968er Jahre, einmal abgesehen, haben die Forschungen der beiden Nachwuchswissenschaftler allerdings nur sehr wenig gemeinsam. Doch so verschieden, ja unvereinbar ihre wissenschaftlichen Ansätze auch sind: In beiden Fällen handelt es sich letztlich um gut recherchierte, quellengesättigte Arbeiten, die mit um die tausend Seiten auch eine beachtliche Länge haben.

Ursprünglich allerdings wollte Mercier eine umfassende Biographie über den Zeithistoriker René Rémond schreiben. Der Vernunft gehorchend, entschloss er sich dann aber, das Thema einzugrenzen, und konzentrierte sich auf die Jahre 1968 bis 1976, in denen Rémond nach anfänglichen Schwierigkeiten den Nachweis erbrachte, dass in ihm ein geborener Administrator und gewiefter Universitätspolitiker steckte. Der breiten Öffentlichkeit bekannt wurde Rémond jedoch nicht als Universitätspräsident, sondern als Fernsehkommentator, der an Wahlabenden, bewaffnet mit politischer Logik und einem schier unerschöpflichem Arsenal an historischen Bezügen, die Resultate analysierte. In seiner eigentlichen Profession, der Geschichtswissenschaft, galt er als eine der Galionsfiguren der politischen Geschichtsschreibung und zudem als Verfasser eines vielzitierten Buches über die drei großen Richtungen der politischen Rechten. Interessanterweise stellt er darin den Gaullismus in die Tradition des Bonapartismus, einer Strömung innerhalb der französischen Rechten, die gleichermaßen autoritäre wie volksnahe Züge hat.

Gestützt in erster Linie auf den Privatnachlass Rémonds und das Universitätsarchiv Nanterre, kann Mercier in *René Rémond et Nanterre. Les enfantements de 68* den Aufstieg in Amt und Würden im Detail nacherzählen: vom Vizedekan zum Dekan der Fakultät Nanterre, dann zum gewählten Universitätspräsidenten und schließlich zu einem der Vizepräsidenten der Konferenz der Universitätspräsidenten (die Präsidentschaft oblag dem Ministerium). Rémond bekam eine Dienstwohnung, ein Dienstauto und einen Chauffeur gestellt, und wie es scheint, wäre er darüber hinaus auch einem Staatsamt, etwa einem Ministerposten, nicht abgeneigt gewesen. Dass ein Universitätspräsident in die Politik geht, ist auch durchaus nicht ungewöhnlich. Leitete Woodrow Wilson nicht die Princeton Universität, bevor er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde? Doch aus einer politischen Karriere wurde für Rémond am Ende nichts. Dafür lenkte er über Jahrzehnte hinweg die Geschicke von Sciences Po. Bis drei Monate vor seinem Tod blieb er dort Präsident, ehe er 2007 im Alter von 88 Jahren verstarb.

Zur ersten Feuerprobe wurde für Rémond Nanterre. Diese Hochburg der 68er-Revolution war ein schwieriges Pflaster für alle Professoren, erst recht für die an der Spitze der Hierarchie. Hier hatte die Bewegung des 22. März mit Daniel Cohn-Bendit ihren Anfang genommen und am Tag ihrer Gründung sogleich das Verwaltungshochhaus gestürmt und den Saal für die Fakultätsratsitzungen, also den Sitz der universitären Macht, besetzt. Hier ereignete sich auch einer der bestpublizierten Zwischenfälle jener Zeit überhaupt. Der Philosoph Paul Ricœur, damals Dekan der Fakultät (mit Rémond als Vizedekan), wurde auf dem Weg zu einer Kaffeepause bespuckt und belästigt, bevor einer der Angreifer ihm den Deckel eines Mülleimers über den Kopf hielt. Vergleichbares passierte übrigens auch in Deutschland, genauer gesagt, in Heidelberg, wo eine Studentin dem dortigen Dekan eine Pickelhaube aufsetzen wollte, „Jahrgang 1910“, wie der Betroffene hinzufügte. Rémond selbst blieb ebenfalls nicht verschont. Eine erste leidvolle Erfahrung machte er bereits am 2. Mai 1968, zu Beginn der Unruhen, als er seinen Vorlesungssaal besetzt vorfand. Studenten hatten dort die Regie übernommen und zeigten, im Rahmen eines selbstorganisierten anti-imperialistischen Tages, Filme über die US-Intervention in Vietnam. Ermutigt, ja offenbar gedrängt von seinen Hörern, einem Bericht zufolge über 200, versuchte er, sich dennoch Zutritt zu verschaffen. Aber eine Sitzbank, von den Besetzern als Wurfgeschoss verwendet, traf ihn an den Beinen und warf ihn zu Boden. Über ihm flogen sogleich die Fäuste, die Internationale wurde intoniert; der Saal aber blieb weiterhin besetzt.

Dass Rémond der Bewegung zumindest in den ersten Wochen kritisch gegenüberstand, ist unstrittig. Dann aber, wie Mercier berichtet, änderte sich unversehens seine Haltung. Die möglichen Gründe dafür diskutiert er mit großer Umsicht und aus allen erdenklichen Perspektiven. Tatsache bleibt aber, dass Rémond ab Mitte Mai 1968 mit einem Mal Verständnis für die studentischen Forderungen signalisierte und einige Jahre später, in einem Erinnerungsband, der zugleich politischer Essay ist, *La Règle et le Consentement*, sich selbst sogar als Kind der Bewegung bezeichnet hat.

Für Mercier ist dies jedenfalls Anlass genug, die Äußerung in den Titel seines Bandes über Nanterre aufzunehmen, allerdings im Plural: „enfantements“. Ähnlich verfährt er auch mit dem Titel seines anderen Bandes, dem zu Rémonds Rolle als einer der Wortführer der französischen Universitätspräsidenten: *Autonomie, autonomies. René Rémond et la politique universitaire aux lendemains de Mai 1968*. Auch hier setzt Mercier bewusst einen Begriff in den Plural: „autonomies“. Dies ist, möchte man sagen, auch ganz im Geiste Rémonds. Schließlich war dessen wichtigstes politisches Credo das des Pluralismus. So wie die 68er-Bewegung, will uns der Autor wohl bedeuten, verschiedenartige Kinder hervorbrachte, darunter eben auch Männer der politischen Mitte und gläubige Katholiken wie Rémond, so ermöglichte die Gesetzgebung Faures unterschiedliche Ausdeutungen universitärer Autonomie. Die Rémonds, folgt man Mercier, war natürlich ebenfalls eine der Mitte. Sie stand zwischen dem Wunsch nicht weniger 68er, eine sehr weitgehende universitäre Selbstverwaltung gegen jede staatliche Einflussnahme durchzusetzen, und der sehr wirtschaftsliberalen Interpretation von Autonomie, die rein marktorientierte Ziele verfolgt. Rémond verkörperte dagegen den Ausgleich: er setzte auf Subsidiarität, auf ein Miteinander auf allen Ebenen, von den Universitäten über die Rektoren bis hinauf zum Ministerium. So übertrug Rémond, wie Mercier bemerkt, ein grundlegendes Prinzip des sozialen Katholizismus auf die Universitätspolitik.

Dass Rémond ein Mann der Mitte war, kam ihm nicht zuletzt auch bei seiner Wahl zum Universitätspräsidenten entgegen. Auf sich vereinigte er so nämlich Stimmen aus dem linken wie dem rechten Lager. Seine Mehrheit umfasste ein breites Spektrum aller reformwilligen Kräfte und reichte von der gemäßigten Linken, den sogenannten Partizipationisten, bis zu ihrem Gegenpart auf der Rechten, von Mercier reformorientierte Liberale genannt; hinzu stießen außerdem noch die Kommunisten. Keine Unterstützung erhielt Rémond dagegen von den sogenannten Unversöhnlichen, also jenen Kräften, die keine Kompromisse eingehen wollten, seien sie nun Teil der Linken oder der Rechten. Insbesondere aber galt dies für die revolutionäre Linke, die jede Beteiligung an einem, wie sie es sah, staatlich kontrollierten, mithin repressiven Regime ablehnte. In letzter Konsequenz schloss das auch die Beteiligung an Universitätswahlen aus.

Einmal gewählt, erwies sich Rémond als pragmatischer, ergebnisorientierter und machtbewusster Präsident. Wie Mercier besonders herausstellt, legte Rémond seine Befugnisse so extensiv aus, dass dies letztlich auf Kosten anderer Gremien und gewählter Vertreter ging. Für Mercier stand dahinter eine gaullistische, also präsidentialistische, Lesart der Gesetzestexte. Dank seiner immensen Autorität erreichte es Rémond jedenfalls, dass unter seiner Leitung nicht nur Tagesordnungen strikt eingehalten, sondern auch einmal getroffene Entscheidungen selbst gegen Widerstand mit fester Hand umgesetzt wurden. So wichtig Rémond ein effizientes Arbeiten aber auch war, so mag man doch bezweifeln, dass er das in gaullistischer Manier tat und dafür bereit war, die Suche nach einem tragbaren Kompromiss zurückzustellen. Denn zugleich lag

ihm immer auch viel am Dialog und der gemeinsamen Suche nach Lösungen, mit einem Wort, an einer ebenso sachorientierten wie vertrauensvollen Zusammenarbeit. Bestätigung für diese These findet sich unter anderem in Rémonds wissenschaftlichen Arbeiten. Jedenfalls nahm er als Historiker die III. Republik, die ja nun alles andere als präsidentialistisch war, stets gegen ihre Verächter in Schutz, und in seiner Studie über die französische Rechte stuft er darüber hinaus die Gaullisten als Erben des Bonapartismus ein, eine politische Richtung, die nun wahrlich nicht seiner eigenen entsprach. So gesehen wäre es also eine große Überraschung, wenn Rémond seinen Präsidentenposten in einer Art und Weise ausgefüllt hätte, die an die de Gaulles erinnert; zumindest dürfte dies nicht seiner politischen Selbsteinschätzung entsprochen haben. Stattdessen war es wohl eher so, dass er weniger autoritär war als vielmehr ein Mann für die zwar sehr energische, aber stets kollegiale Leitung von Gremien, Kommissionen und nicht zuletzt wissenschaftlichen Kongressen.

In dieses Bild passt schließlich auch, dass Rémond seine Rolle in Nanterre, die Mercier als sehr konstruktiv und erfolgreich beurteilt, mit zwei fehlgeschlagenen Kandidaturen für die *Académie des sciences morales et politiques* vergolten wurde. Man lehnte ihn dort wegen seiner konzilianten Haltung zur 68er-Bewegung als politisch zu weit links ab. Entschädigt wurde er dann aber 1998, dreißig Jahre nach den Mairevolten, als er schließlich doch noch den grünen Rock überziehen durfte und an die Académie française gewählt wurde.

Insgesamt gesehen beschreibt Mercier das Wirken Rémonds als Administrator und Universitätspolitiker mit großer Sympathie und dabei auch sehr gewissenhaft. Was seinen beiden Bänden jedoch fehlt, ist ein Innehalten und Nachdenken, das vielleicht erlaubt hätte, noch etwas tiefer in die Gedankenwelt Rémonds einzudringen und einen besseren Einblick in sein Weltbild zu erhalten. Pluralismus oder, wie Mercier meist schreibt, politischer Liberalismus sind in der Tat die entscheidenden Begriffe. Aber was bedeuten sie genau für einen Katholiken wie Rémond? Und wie unterscheidet sich sein Liberalismus von dem eines Nicht-Katholiken? In welchem Zusammenhang stehen außerdem der liberale Katholizismus des 19. Jahrhundert oder, genauer, die Ideen eines Lamennais (über den Rémond seine ersten Arbeiten schrieb) mit seinem Wirken in Nanterre? Und nicht zuletzt: gibt es Parallelen zwischen seiner Auffassung vom Verhältnis von Kirche und Staat und dem von Universität und Staat?

Fairerweise muss man sagen, dass Mercier ja ausdrücklich keine Biographie schreiben wollte. Doch auch in der Biographie, die er vor kurzem dann doch vorgelegt hat und die unter dem Titel *René Rémond. Une traversée du XXe siècle* erschienen ist, tut er sich mit derartigen Fragen schwer. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass sie vor allem jene frühen Jahre der intellektuellen Entwicklung Rémonds betreffen, die sein Nachlass bedauerlicherweise nicht abdeckt. Dieser enthält lediglich Dokumente aus der Zeit seit 1968, also sozusagen seit der Übernahme einer nach und nach immer bedeutenderen öffentlichen Rolle, und so findet sich darin auch nichts zu seinem Engagement in der katholischen Studentenjugend oder seinem Wirken im Zentrum der katholischen Intellektuellen. Das ist natürlich schade. Doch dessen ungeachtet sind die Bände

Merciers nicht nur eine beeindruckende Forschungsleistung, sondern darüber hinaus auch sehr angenehm zu lesen.

Im Gegensatz zu Mercier zeigt Christelle Dormoy-Rajramanan keinerlei Interesse an einer rein biographischen Arbeit. Ihre Welt ist vielmehr die der sozialen Gruppen, der Eliten etwa oder der Staatsbeamten. So beklagt sie in einer Rezension denn auch Merciers „monobiographischen“ Blick, der ihn dazu verleite, die Bedeutung Rémonds in der Universitätspolitik konstant zu überschätzen. Mit diesem Urteil ist sie keineswegs allein. Es ist die altbekannte Kritik einer soziologisch orientierten Geschichtswissenschaft an allen historischen Biographien. Obwohl Dormoy-Rajramanan ihre Studie im Fach Politikwissenschaft eingereicht hat, stammen viele ihrer Thesen aus einem Wissenschaftszweig, wo Sozialgeschichte und die Soziologie eng miteinander verwachsen sind. Es geht ihr also nicht um sich schnell verflüchtigende politische Mehrheiten, sondern um langlebige soziale Trends und Entwicklungen; sie stellt auch nicht verschiedene Deutungen gegenüber und wägt behutsam ab, so wie Mercier es tut, statt dessen leitet sie eines aus dem anderen her und sucht nach einem systematischen Zusammenhang oder, besser gesagt, einem System.

Dieses System entstand ihrer Meinung nach schon 1944 oder, noch früher, in der späten III. Republik. Darum setzt Dormoy-Rajramanans Analyse auch nicht im Sommer und Herbst 1968 ein, als Vincennes erdacht und erbaut wurde, sondern Jahrzehnte davor. Ihre Absicht ist es, die restriktiven sozialen Bedingungen des französischen Bildungssystems herauszuarbeiten und auf diese Weise die Umstände der Gründung von Vincennes zu beleuchten. So entstand eine Soziogenese, eine sozialhistorische wie soziologische Untersuchung über die Entstehungsgeschichte der Pilotuniversität Vincennes: *Sociogenèse d'une invention institutionnelle. Le Centre universitaire expérimental de Vincennes*. Während die Systemgeschichte, unterfüttert mit einer beeindruckenden Menge empirischer Daten, jedoch auf mehreren hundert Seiten ausgebreitet wird, umfasst der Teil zu Vincennes lediglich 150 Seiten und setzt sich zudem weitgehend aus bereits veröffentlichten Artikeln zusammen. Dass sich dessen Lektüre dennoch lohnt, liegt an der großen Zahl neuer Quellenfunde, darunter insbesondere solche aus Archiven gaullistischer Verantwortlicher. Sie dokumentieren hautnah die Reaktionen auf die Entwicklung in Vincennes, die zwischen heller Aufregung und handfestem Entsetzen schwanken.

Was also ist nun die große, allumfassende These der Arbeit Dormoy-Rajramanans? Und wie fügt sich Vincennes darin ein? Ausgangspunkt ist die Annahme, dass das entscheidende Merkmal des Schul- und Universitätssystems seit der III. Republik nicht die Demokratisierung ist, also die Öffnung hin zu allen Bevölkerungsschichten, sondern der unbedingte Wille, es nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten neu zu ordnen. Folgt man Dormoy-Rajramanan, spielen die Interessen von Industrie und Wirtschaft somit eine herausgehobene Rolle und werden in Politik und Verwaltung unterstützt. Dass

infolge der Demokratisierung des Bildungssystems die Zahl der Studenten rapide zunimmt, werde – so die Autorin – von allen Seiten durchaus willkommen geheißen. Doch um sich aller Nachwuchssorgen zu entledigen, bedarf es aus Sicht der Wirtschaft, wie Dormoy-Rajramanan weiter ausführt, zudem einer gesonderten Unterstützung der naturwissenschaftlichen Fächer; denn für die Mehrheit der Studenten sind diese im Vergleich zu Geistes-, Sprach- und Sozialwissenschaften nicht attraktiv genug. Demzufolge ist das erklärte Ziel also, die Universitäten dazu zu bringen, nur für den tatsächlichen Bedarf auf dem Arbeitsmarkt auszubilden. Diese Forderung ist der Kern einer ganzen Reihe von Reformbestrebungen, die Dormoy-Rajramanan eingehend analysiert. Darunter sind bekannte Wegmarken wie der Langevin-Wallon Plan von 1947, das von Mendès France initiierte Kolloquium in Caen von 1966 und der landesweite Ausbau rein technisch-wirtschaftlicher Bildungsstätten in den 1960er Jahren unter de Gaulle. Zu den Eigentümlichkeiten des Systems gehört laut Dormoy-Rajramanan nun, dass die Revolte der Studenten im Mai 1968 nicht nur maßgeblich durch den jahrzehntelangen Reformdruck ausgelöst wurde, sondern dass die Krise mit Hilfe ebenjener Reformen auch wieder bewältigt werden sollte, genauer gesagt: durch den abermaligen Rückgriff auf die Standardmittel der Ökonomisierung und Professionalisierung nach dem Vorbild amerikanischer Universitäten. Ein nicht unwesentlicher Eckpunkt dieser Maßnahmen sind demnach die beiden neu gegründeten Pariser Versuchsuniversitäten: Dauphine und Vincennes. Sie sollten als Pilotprojekte zeigen, wie eine Hochschule, organisiert nach modernen ökonomischen Prinzipien, in der Praxis funktionieren kann.

Das also ist, zusammengefasst in gebotener Kürze, das System, das im Zentrum der Arbeit von Dormoy-Rajramanan steht. Der Vollständigkeit halber müssen darüber hinaus aber noch die technokratischen, reformorientierten Eliten erwähnt werden, die Beamten, Wissenschaftler, Politiker und Unternehmer, die die eigentlichen Akteure sind. Sie bestimmen gemeinschaftlich, als soziale Gruppe und Träger der dominanten Ideologie, die Rahmenbedingungen der französischen Bildungspolitik, und das parteiübergreifend, fern aller ideologischer Kontroversen und selbst über den Wandel der Republiken hinweg. Die Gründe für die Entstehung von Vincennes sind in folgedessen nicht im politischen Willen de Gaulles oder im Realitätssinn Faures zu suchen und auch nur in zweiter Linie im erfolgreichen Kampf der 68er-Bewegung; möglich machte Vincennes vielmehr der unablässige Reformdruck, der schon vor 1968 Bestand hatte und genauso nach 1968 Bestand haben wird.

So theoretisch und abstrakt diese weitausgreifende Theorie auch klingen mag, so offenbart sich in ihr gleichwohl die persönliche Überzeugung der Autorin. Jedenfalls ist nur schwer zu übersehen, dass Dormoy-Rajramanan in ihren Arbeiten mit allem Nachdruck davor warnen will, die Universitätsausbildung nur noch als Vorbereitung auf den Beruf, nicht aber als Erziehung zum kritischen Staatsbürger zu verstehen. Oder bildlicher formuliert, sie ist der Auffassung, dass sich die Verantwortlichen zu lange schon auf ihren Tanz um das eine goldene Kalb konzentriert haben: den Markt.

Angesichts der im Grunde doch recht kurzen Geschichte von Vincennes ist der theoretische Überbau der Studie Dormoy-Rajramanans allerdings ein außerordentlich lang geratener Prolog. Dabei hätte man, statt mit den fernen Anfängen, auch genauso gut mit dem Ende beginnen können. Eindrücklich sind etwa die Momente, in denen in *Vincennes, l'université perdue*, einer ARTE-Dokumentation, die Zeitzeugen auf einem verlassen dastehenden Stuhl inmitten einer Waldlichtung interviewt werden. Es ist der Ort, an dem die Versuchsuniversität einst ihren Sitz hatte. Nostalgie und Melancholie lassen sich dabei mit Händen greifen, aber auch Wut und ein eigentümliches Gefühl der Ohnmacht. Vincennes jedenfalls, eines der Symbole der 68er-Bewegung, ist inzwischen Geschichte. Nach nur knapp 12 Jahren wurden auf Geheiß der französischen Regierung alle Universitätsgebäude abgerissen und der Lehrkörper samt Studenten und Angestellten nach Saint-Denis verpflanzt, einem Arbeiterviertel, in dem die Kommunistische Partei das Sagen hatte. Damit wurde Vincennes endgültig, wie Dormoy-Rajramanan es ausdrückt, zu „einer Art Martyrium für die akademische Linke“.

Noch mehr als das Bild von der leeren Waldlichtung ist allerdings ein anderes im öffentlichen Gedächtnis haften geblieben: das des Philosophen Michel Foucault, der am 23. Januar 1969 an der ersten Besetzung des Campus durch die Studenten mitwirkte. Geplant waren die Proteste als Tag der studentischen Mobilisierung, mit der Vorführung eines Films über die Ereignisse im vergangenen Mai und Forderungen nach zusätzlichen Stipendiengeldern und Straffreiheit für einzelne Studenten. Dann aber mündeten sie in die nächtliche Besetzung des Campus, woraufhin die Polizei das Gelände gewaltsam räumte. Folgt man einem Augenzeugenbericht, reihte sich Foucault nicht nur solidarisch in die Reihen der rebellierenden Studenten ein, sondern hatte zudem die Idee, einen Feuerlöscher über die anstürmenden Bereitschaftspolizisten zu entleeren; diese wiederum setzten Tränengas ein. Die Bilanz der einen Nacht war niederschmetternd. Es bot sich ein Bild der Verwüstung: die fabrikneuen Designer-Büromöbel, zu Barrikaden aufgetürmt, waren zertrümmert; die Zimmerdecken, in denen Überwachungsmikrofone der Polizei vermutet wurden, aufgerissen; und Foucault, zusammen mit einigen Studenten, abgeführt in eine Zelle der Pariser Polizeipräfektur. Neben dem erheblichen materiellen Schaden erlitt Vincennes überdies einen nicht wieder gut zu machenden Imageschaden.

Dabei hatte die Universität am Pariser Stadtrand nicht nur des Nachts einiges zu bieten. Wichtige Neuerungen, ermöglicht durch die großen Freiheiten, die ihr als Modellhochschule zugestanden wurden, gab es jedenfalls reichlich. So wurden die Mandarine, wie die mächtigen Universitätsprofessoren verächtlich genannt wurden, vom Podest gestoßen. Anstelle der üblichen wenigen Vorlesungen mit vielen hundert Hörern sollten sie, zusammen mit ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern, viele kleinere Kurse und Seminare abhalten. Das erklärte Ziel war, auf diese Weise nicht nur die physische Distanz zwischen Studenten und Lehrkörper zu verringern, sondern auch den persönlichen Kontakt einfacher und direkter zu gestalten. Außerdem schaffte man das

Jahrexamen ab, das für viele Studenten eine echte Belastung war, und führte an dessen Stelle das amerikanische System der Kreditpunkte ein, in ihrer französischen Fassung *Unité de valeurs* genannt. Schließlich wurden in Vincennes auch Studenten ohne Abitur zum Studium zugelassen, wobei einer von ihnen, der Busfahrer Philippe Mioche, später sogar selbst Universitätsprofessor werden sollte. Der Lehrkörper wiederum nutzte die Freiheiten, die er hatte, um die Fachbereiche von Grund auf umzugestalten. So wurden allerorten neue Disziplinen erschaffen und alte Fächer zu neuen kombiniert. Foucault etwa versuchte sich für seinen Teil an der Verschmelzung von Biologie und Philosophie.

Daneben bestimmte der politische Kampf das Leben auf dem Campus. Eine Vielzahl von Vollversammlungen fanden statt, und auch die Studentenproteste wurden unvermindert fortgesetzt. Aufmerksamkeit über Campusgrenzen hinweg brachte Vincennes insbesondere ein Zwischenfall am 18. Juni 1969. Es war der Tag, an dem die ersten Universitätswahlen stattfinden sollten. Aber einige Studenten machten unmissverständlich klar, was sie von diesen Wahlen und von Wahlen überhaupt hielten. Die bereitgestellten Wahlurnen wurden jedenfalls umgehend entsorgt und landeten im Wasserbecken des Campus. Dabei war dies wohl nur ein weiteres untrügliches Zeichen dafür, dass in der Studentenschaft von Vincennes die Anti-Partizipationisten den Ton angaben und auch zahlenmäßig stärker waren als in Nanterre.

Doch anders als die damaligen Regierungspolitiker macht Dormoy-Rajramanan in ihrer Studie nicht die starke Politisierung für die sich über Jahre hinziehenden Probleme in Vincennes verantwortlich. Vielmehr glaubt sie, dass die Regierung die Universität am langen Arm verhungern ließ. Wie aber soll eine junge Pflanze gedeihen, wenn ihr Licht und Wasser fehlt? Obendrein, so führt sie aus, wurden die Mittel mit voller Absicht gekürzt. Ein Vergleich mit Dauphine, der anderen Pilotuniversität im Pariser Raum, zeige sehr deutlich, wie mit zweierlei Maß gemessen wurde. So habe die eine Hochschule die dringend benötigten Gelder ohne Schwierigkeiten erhalten, während man sie der anderen immer wieder vorenthalten habe. Als Erklärung für die ungleiche Behandlung der beiden Geschwisteruniversitäten nennt Dormoy-Rajramanan zwei Gründe: zum einen den Umstand, dass das Ministerium die Wirtschaftswissenschaften, die in Dauphine unterrichtet wurden, als förderungswürdiger erachtete als die Geistes- und Sozialwissenschaften, die den Schwerpunkt in Vincennes bildeten, und zum anderen die unterschiedliche politische Situation vor Ort, mit zahmen Studenten in Dauphine, sehr rebellischen hingegen in Vincennes. Kein Wunder also, dass das Ministerium, wie Dormoy-Rajramanan meint, unter den beiden Versuchsuniversitäten nur ein Lieblingskind hatte: Dauphine. Darüber hinaus greift die Autorin aber noch ein Gerücht auf, das in jener Zeit kursierte und das ihr als weiterer Beweis für den Paria-Status von Vincennes gilt: die Vermutung nämlich, dass Vincennes und seine linksradikale Professoren- und Studentenschaft genau so aus dem Pariser Zentrum in den Wald von Vincennes ausgelagert wurden, wie man einen Abszess vom gesunden Gewebe abkapselt, in der Hoffnung, dadurch den Patienten als Ganzes retten zu können.

Durch diesen Vergleich aus der Heilkunde verliert allerdings der zentrale Erklärungsansatz ihrer Arbeit, der ja allein um die Frage der Wirtschaftlichkeit der Universitäten kreist, seine innere Schlüssigkeit. Denn nun kehren all jene politischen Fragen durch die Hintertür zurück, denen Dormoy-Rajramanan zuvor mit Bedacht ausgewichen ist. In ihrer Theorie hat die ungeheure politische Vielfalt Frankreichs ja im Grunde keine Rolle gespielt, nicht die in Regierung, Parlament und Öffentlichkeit und schon gar nicht die in der technokratischen Elite, genauso wenig im übrigen wie die vielgestaltigen politisch-ideologischen Bezüge, die in der 68er-Bewegung zu beobachten sind. Nun aber ist das Politische wieder da, mit Vincennes in der Opferrolle. Dabei muss man sich jedoch fragen, ob die beiden Argumentationsstränge, das politische Ziel der Marginalisierung linksradikaler Studenten und Professoren einerseits und das marktorientierte System andererseits, tatsächlich so ohne weiteres miteinander zu vereinbaren sind. Zumal wenn in dem einen alles auf einen politischen Kampf zwischen Links und Rechts hinausläuft, in dem anderen jedoch ein konstanter, überparteilicher Konsens für eine Ökonomisierung des Universitätssystems herrschen soll.

Die entscheidende Schwachstelle der Studie Dormoy-Rajramanan ist aber die Einbindung der Entstehungsgeschichte von Vincennes in den theoretischen Überbau. Für die These, dass die Pilotuniversität zumindest zu Anfang maßgeblich nach marktwirtschaftlichen Prinzipien konzipiert wurde, fehlt es jedenfalls an überzeugenden Belegen. Es reicht eben nicht aus, nur darauf zu verweisen, dass in Vincennes vereinzelte Studiengänge eingerichtet wurden, die direkt auf Berufe vorbereiten, wie den Journalismus, oder dass der Universitätsrat auch für Persönlichkeiten der außeruniversitären Welt, sprich: der Welt der Firmen und des Staates, geöffnet werden sollte und dass schließlich die durchgehende Benotung, eingeführt als Ersatz für das Jahrexamens, auch als versteckte Selektion gewertet werden könne. Denn demgegenüber steht das Zugeständnis sehr weitgehender wissenschaftlicher, pädagogischer und institutioneller Freiheiten, speziell auch die eigenverantwortliche Kooptation von Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter. Hätte man nun ausschließlich im Interesse von Industrie und Wirtschaft gehandelt, wäre das Herzstück der Reform nicht gerade die grundlegende Erneuerung der Lehre, des Lehrplans und des Fächerkanons. Man hätte indessen wohl sehr viel mehr Wert gelegt auf die Güte und Verlässlichkeit der Abschlüsse so wie auch auf die Berufstauglichkeit der Ausbildung, und das nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften, sondern auch in den Geisteswissenschaften. Zudem: wie hätte man eine derartige Professionalisierung des Studiums angesichts der mannigfaltigen Freiheiten, die der Pilotuniversität Vincennes zugestanden wurden, staatlicherseits überhaupt garantieren sollen? Keine Frage, es liegen Welten zwischen der These, Vincennes sei ursprünglich als universitäre Spielwiese gedacht gewesen, und der Dormoy-Rajramanans, Vincennes sei zumindest zu Beginn den Bedürfnissen der Wirtschaft entsprechend entworfen worden. Weitaus plausibler freilich ist die erste dieser beiden Hypothesen.

Die Zeit der Freiheit sollte dann aber recht bald enden. So entschied Olivier Guichard, Erziehungsminister und Nachfolger Edgar Faures, bereits im Januar 1970 den Abschlüssen an der philosophischen Abteilung von Vincennes die staatliche Anerkennung zu verweigern. Nun war es also am Staat, verlorenes Terrain zurückzugewinnen. Mehr staatliche Kontrolle über die Universitäten: so lässt sich die Tendenz der Politik in den 1970er Jahre vielleicht am besten beschreiben. Einer der Hebel dafür war der Umstand, dass ein Universitätsdiplom die Zustimmung des Ministeriums bedurfte, um als „nationales Diplom“ anerkannt zu werden, der andere war das Budget, also die Drohung, Gelder zu kürzen, für den Fall, dass die Weisungen des Ministeriums nicht beachtet wurden. Mittels dieser beiden Hebel, wie es vor allem Arnaud Desvignes in seinen Arbeiten aufzeigt, wurde die von Faure gewährte Autonomie nicht nur in Frage gestellt, sondern mehr und mehr zurückgedrängt. Die allgemeine Entwicklung betraf auch den Universitätspräsidenten René Rémond, für den - Charles Mercier zufolge - vor allem das Jahr 1976 zur eigentlichen Zäsur wurde. Es war das Jahr, in dem seine politische Gegenspielerin, Alice Saunier-Seïté, das Ressort der Universitäten übernahm und die Regierung mit Nachdruck zu einer rechten Universitätspolitik zurückführte. Für ihre Verdienste wurde die Ministerin, anders als Rémond, dann im Übrigen auch mit der Wahl an die *Académie des sciences morales et politiques* belohnt.

Welch heißes Eisen die Frage der universitären Autonomie auch heute noch ist, zeigt eine lebhaft Auseinandersetzung anlässlich des hier besprochenen Kolloquiums über die Universitätsgeschichte in der Île-de-France. Dem Historiker Antoine Prost, der die staatliche Einflussnahme vehement kritisiert, steht Jean-Yves Mérimond gegenüber, ein Praktiker und selbst Universitätspräsident, der die großen Freiräume der Universitäten in den 1970er Jahren rühmt. Wieviel Autonomie allerdings der französische Staat seinen Universitäten wirklich zugesteht, scheint stets neu verhandelt zu werden. Das System ist also im Fluss. Dennoch ist es immer noch weit entfernt vom Humboldtschen Ideal freier Universitäten, mit einem Staat, der allenfalls als Schutzmacht für die wissenschaftliche Freiheit in Erscheinung tritt. Doch spätestens seit der Revolution Edgar Faures ist es auch nicht mehr das Modell Napoleons, in dem die Universitäten einer rigiden staatlichen Kontrolle unterworfen sind.

So kunterbunt und unübersichtlich, wie sich die französische Universitätslandschaft heutzutage darstellt, so ist dann auch die Forschung, die sich mit ihr beschäftigt. Die Bände, die hier vorgestellt wurden, zeigen jedenfalls ein wahres Kaleidoskop verschiedenartiger Ansätze, Thesen und Meinungen. Dabei sollte man aber nicht vergessen, wer dies erst möglich gemacht hat: die Archivarinnen und Archivare.

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

Espace contemporain

Aude Fondard

Autoprésentation de l'autrice et performeuse

J'ai reçu une formation théorique et universitaire (langues, arts et civilisations) mais aussi pratique en jeu et en danse. Je ne réussissais pas à m'identifier aux rôles qu'on me proposait et j'ai quitté la scène. Toutefois, le besoin d'exprimer mon ressenti et mes pensées avec un public élargi m'a ramenée sur scène, avec du *spoken word* tout d'abord, puis de la performance. Ce que je crée est très lié aux structures sociales, aux carcans familiaux et aux idées reçues.

L'idée de la beauté par exemple, cette injonction tacite imposée aux femmes dans le contexte où j'ai grandi, m'a inspiré une pièce courte (*Sitting Pretty*) créée en 2015 à Ada Studio, Berlin. Je l'ai revisitée à la fin de la formation de butô que j'ai suivie auprès d'Atsushi Takenouchi. J'en propose [ici](#) un extrait mixé.

À une époque où l'image est toute puissante, où l'on devient vite l'esclave de ce que l'on paraît, travailler avec le corps est un terrain glissant. Je ne contrôle pas les évocations que mes spectacles suscitent. Oui, je connaissais le travail de Valie Export avant de co-crée la [pièce](#) *Designed to die?* sur l'obsolescence programmée et d'enlacer amoureusement mon aspirateur. Mais non, à ce moment-là mon choix n'était pas conscient.

Travailler avec le corps nu suscite des commentaires, sexistes le plus souvent, mais je persiste. Car j'aspire à la déssexualisation du corps, féminin dans mon cas. Force est de constater que l'hypersexualisation du corps humain conduit à d'innombrables injustices. C'est ainsi que j'en suis arrivée à *Au-delà* (créée en 2018 à Rostock pour *Rencontre sur scène*) – qui s'est d'abord appelé *Requiem aux victimes de la société binaire* ou encore *Requiem aux Cis-tems*.

Pour sortir de la dichotomie femme-homme, embrasser la fluidité des genres quel que soit le corps biologique, je suis passée par la danse. J'en avais assez d'essayer de démontrer par la parole que les sociétés binaires sont délétères. D'autres chercheu·ses y parviennent mieux que moi. Elles et ils trouvent les mots pour convaincre et rappeler que la langue et ses usages sont le reflet d'une pensée patriarcale construite et infligée – tout du moins en France.

J'imagine que c'est en acceptant de voir les personnes intersexes et transgenres, et en les visibilisant, qu'on pourra les faire exister dans le corps social et passer outre la question de l'identité (sexuelle et de genre).

À la base de ma danse, il y a un poème (voir p. 166), sorte de manifeste utopique qui s'inscrit dans la même veine que la fiction agenrée *La Secte des mexicanisant·es* que j'ai publiée sur tumblr en 2014.

J'écris aussi des fictions courtes inspirées de paysages (« [Anti-Eros](#) » et « En

compagnie des arbres ») et des poèmes dénués d'engagement social. La revue en ligne *sexpluszine* a publié l'un de ces poèmes en anglais ([High on you](#)). En face d'eux se tiennent des poèmes enragés sur le viol comme [Groll](#) et [On ne le souhaite à personne](#) que j'ai fait résonner live, et ce avant #MeToo, en participant à divers festivals dont *Queeristan* devenu *Radical Queer Resistance*.

Aude Fondard, autrice et performeuse

Contact et archives

<http://oddinmotion.info/>

<https://vimeo.com/oddinmotion>

2018, n°1

pp. 165-166

doi: 10.15460/apropos.1.1258

Aude Fondard

Au-delà (2018)



1| Aude Fondard. *Au-delà* (2018). Performance à Rostock, *Rencontre sur scène*, 08.06.2018. La vidéo est disponible en format .mp4 dans le numéro en ligne de la revue et sur le site de la performeuse à l'adresse suivante : <https://vimeo.com/301496818>.

AU-DELÀ

dans l'universalité de la matière

dans l'immatérialité d'un regard

d'un geste

i e l y a t o i m o i n o u s

toutes ces monades inépuisées

i e l y a l a t e r r e e t l e c i e l

qui se fondent l'une dans l'autre

l'Orange Bleue d'Eluard

et les étendues rouges et ocres des terres trop polluées

i e l y a l a m a c h i n e i n f e r n a l e

à poisaille et scintillement

l'incomprise et défendue

N A T U R E

i e l y a t o u t e s l e s t e i n t e s

de l'arc-en-ciel

et bien plus de non-teintes

i e l y a l a l i b e r t é d e c e s ê t r e s

au-delà

du genre et des catégories

Nächste Nummer

Rugby in der Romania

Dossier hrsg. von

Fabien Conord & Joris Lehnert

Sommer
2019

2